

## **Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 2018. Schwerpunkt Generationen- und Geschlechterverhältnisse in der Kritik: 1968 Revisited**

*Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2018, 310 S. - (Jahrbuch für historische Bildungsforschung; 24)*



Quellenangabe/ Reference:

Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 2018. Schwerpunkt Generationen- und Geschlechterverhältnisse in der Kritik: 1968 Revisited. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2018, 310 S. - (Jahrbuch für historische Bildungsforschung; 24) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-178775 - DOI: 10.25656/01:17877

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-178775>

<https://doi.org/10.25656/01:17877>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

### **Nutzungsbedingungen**

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### **Terms of use**

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### **Kontakt / Contact:**

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Mitglied der:

  
Leibniz-Gemeinschaft

# JHB 24

**Jahrbuch für Historische  
Bildungsforschung 2018**

**Generationen- und  
Geschlechterverhältnisse  
in der Kritik:  
1968 Revisited**

**Jahrbuch für  
Historische Bildungsforschung  
Band 24**

# Jahrbuch für Historische Bildungsforschung

Herausgegeben von der  
*Sektion Historische Bildungsforschung*  
der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft

in Verbindung mit der  
Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung (Berlin)  
des  
Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische  
Forschung (DIPF, Frankfurt a.M.)

## *Herausgeberinnen und Herausgeber*

Meike Sophia Baader (Hildesheim) – Esther Berner (Hamburg)  
Patrick Bühler (Solothurn) – Marcelo Caruso (Berlin)  
Rita Casale (Wuppertal) – Lucien Criblez (Zürich)  
Edith Glaser (Kassel) – Carola Groppe (Hamburg)  
Andreas Hoffmann-Ocon (Zürich) – Till Kössler (Halle/Saale)  
Ulrike Mietzner (Dortmund) – Ulrike Pilarczyk (Braunschweig)  
Sabine Reh (Berlin) – Joachim Scholz (Berlin)  
Michaela Vogt (Bielefeld)

## *Redaktion*

Meike Sophia Baader, Rita Casale, Joachim Scholz

# Jahrbuch für Historische Bildungsforschung Band 24

*Schwerpunkt*  
Generationen- und Geschlechterverhältnisse  
in der Kritik: 1968 Revisited

*Redaktion*  
Meike Sophia Baader  
Rita Casale

Verlag Julius Klinkhardt  
Bad Heilbrunn • 2018

k

## Redaktion

Prof. Dr. Meike Sophia Baader  
Universität Hildesheim

Prof. Dr. Rita Casale  
Bergische Universität Wuppertal

Dr. Joachim Scholz  
Deutsches Institut für Internationale  
Pädagogische Forschung Frankfurt a.M. u. Berlin

Seit Band 12 hat das „Jahrbuch für Historische Bildungsforschung“  
ein peer-review-System eingerichtet. Alle eingereichten Beiträge durchlaufen seitdem  
ein anonymes Begutachtungsverfahren.

Für weitere Informationen s. <http://www.bbf.dipf.de/hk/jahrbuch.htm>.

## Korrespondenzadresse der Redaktion:

Dr. Joachim Scholz  
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung  
Warschauer Str. 34-38, 10243 Berlin  
Tel. +4930 293360-673  
E-Mail: [scholz@dipf.de](mailto:scholz@dipf.de)

Dieser Titel wurde in das Programm des Verlages mittels eines Peer-Review-Verfahrens  
aufgenommen. Für weitere Informationen siehe [www.klinkhardt.de](http://www.klinkhardt.de).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>.

2018.k. © by Julius Klinkhardt.

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung  
des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten.  
Printed in Germany 2018.  
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier.

ISBN 978-3-7815-2248-0

# Inhaltsverzeichnis

<i>Meike Sophia Baader, Rita Casale</i> À propos 1968: Geschlecht und Generation	9
<i>Sylvia Kesper-Biermann</i> Zwischen Sex-Revolution und ‚Beziehungskram‘ Geschlechterverhältnisse in Comics der 1968er Generation	20
<i>Toni Tholen</i> Die Zweideutigkeit der Toterklärung des Autors. Männlichkeitsreflexive Überlegungen zu einem wirkmächtigen kulturellen Diskurs um 1968	50
<i>Laura Iamurri</i> Geschlechter- und Generationenverhältnisse in der Kunstwelt: Carla Lonzi, Selbstbildnis und die neuen Praktiken der Kunstkritik	70
<i>Catrin Dinger</i> Wir spucken auf die Genossen. Die italienische Feministin Carla Lonzi im Berliner Merve Verlag	94
<i>Simonetta Polenghi</i> The protests of 68 in the Marianum women’s residence at the Catholic University of Milan. Emancipation and gender difference	120
<i>Karla Verlinden</i> „Lebt sexuell frei, probiert Euch aus!“ – Botschaften der ‚68er_innen‘ an die jüngeren Generationen. Ergebnisse einer narrativen Interviewstudie zum Themenkomplex Sexualität	143
<i>Christoph Sturm</i> Zur Aufarbeitung der Vergangenheit durch die 68er-Generation. Der Wechsel vom inter- zum intragenerativen Paradigma (?)	164

<i>Hans-Rüdiger Müller, Sylvia Jüde und Christoph Kairies</i> Familiale Freiheitsräume. Zur intergenerationalen Transformation der „Verhandlungsfamilie“ seit den siebziger Jahren	186
--	-----

<i>Michael Corsten</i> Die 68er – The Last Generation?	227
---	-----

## **Quellen**

<i>Meike Baader, Rita Casale</i> Die Kinder von 1968	254
---	-----

<i>Monika Seifert</i> Kinderschule Frankfurt, Eschersheimer Landstraße (1970)	256
--	-----

<i>Anna Negri:</i> Con un piede impigliato nella storia (2009)	263
---	-----

## **Antrittsvorlesung**

<i>Esther Berner</i> Takt vs. Rhythmus. Körper, Körperwissen und Körpererziehung zu Beginn des 20. Jahrhunderts	271
---	-----

## **Essay**

<i>Esther Berner, Julia Kurig</i> „Und sie bewegt sich doch!“ Ein Essay zum Stand der Historischen Bildungsforschung	297
--	-----



Die Redaktion des Jahrgangs 2018 bedankt sich  
bei den externen Gutachterinnen und Gutachtern:

Hannah Baader  
Silja Behre  
Micha Brumlik  
Antonella Cagnolati  
Bettina Dausien  
Edgar Forster  
Juliane Jacobi  
Christian Jansen  
Elke Kleinau  
Ulrich Hermann  
Klaus-Peter Horn  
Barbara Rendtorff  
Pia Schmid  
Detlef Siegfried



## À propos 68: Geschlecht und Generation

### 1 À propos 68

Mit dem 30jährigen Jubiläum im Jahre 1998 setzte die Erforschung der Chiffre 68 mit der Perspektive „Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft“<sup>1</sup> ein. Zum 40jährigen Jubiläum stellt Norbert Frei fest, dass 68 nach wie vor überkommentiert und unter erforscht sei.<sup>2</sup> Auch zum 50jährigen Jubiläum werden Kongresse veranstaltet und es erscheinen Monographien und Sammelbände im Spannungsfeld von Kommentierung und Forschung.

68 kann als eines der bedeutsamen Ereignisse in der Nachkriegsgeschichte bezeichnet werden, es hat zugleich eine globale und eine lokale Dimension. Auch deshalb ist die Forschung längst nicht abgeschlossen, da es einerseits um globale Verbindungen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede geht, und andererseits um die jeweiligen lokalen und kontextspezifischen Eigenlogiken und Dynamiken. Aber nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Öffentlichkeit erfreut sich das Thema eines ungebrochenen Interesses. 68 zeitigt seine Nachwirkungen und die diesbezüglichen Auseinandersetzungen erfahren ihre Fortsetzungen. Zudem wird 68 als ein politisches Labor betrachtet, in dem mit neuen Formen der politischen Artikulationen, des politischen Selbstverhältnisses<sup>3</sup> experimentiert wurde. Es handelt sich um ein Experiment mit Nachspiel. Was ausprobiert wurde, ist nicht mehr aus der Geschichte auszuradiieren. 68 bleibt für die nächsten Generationen Erbe und Gespenst zugleich. Protest, Revolte und Provokation gelten im kollektiven Imaginären nach 68 als die Formen, mit denen die damalige jüngere Generation das politische Establishment erschütterte. Die Infragestellung der Älteren wird seitdem zum Synonym der politischen Erneuerung. Von „rottamazione“ (Verschrottung) der alten politischen Kaste sprach Matteo Renzi schon 2010, bevor in der deutschen Bundesrepublik die Frage nach der Verjüngung der

---

<sup>1</sup> Vgl. Gilcher-Holtey 1998.

<sup>2</sup> Vgl. Frei 2008.

<sup>3</sup> Vgl. Schäfer 2018.

politischen Amtsinhaberinnen auf die Agenda kam. Provokation als politische Strategie und Revolte als Sichtbarmachung einer diffusen Sammelbewegung gehört längst nicht mehr ausschließlich zum linken Lager. Volker Weiß (2017) und Thomas Wagner (2017) fragen bezüglich der gegenwärtigen „autoritären Revolte“, ob es sich dabei um „68 von rechts“ handelt.<sup>4</sup> Auch wenn dies nicht der Fall sein sollte, kann allerdings festgestellt werden, dass 68 die Grammatik des Politischen verändert hat.<sup>5</sup>

Das globale Ereignis 68 war von Anfang an affektgeladen. Nicht nur das Begehren wird in der Zeit zur politischen Kategorie, sondern 68 selbst wird zum Objekt der Begierde oder der Ablehnung. Als affektives Ereignis hat 68 eine polarisierende Wirkung, wie die einschlägige Erinnerungskultur und die Historisierung zeigen. Diese emotionale Dimension hängt mit biographischen, generationalen und intergenerationalen Involviertheiten, aber insbesondere auch mit politischen Positionierungen zusammen. Das Buch „Adorno für Ruinenkinder“ (2018) von Heinz Bude setzt unmittelbar mit einer emotionalen Beschreibung ein, nämlich der Kritik, die er sich seitens ehemaliger 68er bezüglich seines Generationenkonzeptes zugezogen habe. Die Ebene des Gefühls wird vom Autor von vornherein eingespielt und stark gemacht, etwa wenn das Gefühl „gemeinsam mit anderen etwas bewegen zu können“ als Merkmal der Zugehörigkeit zur 68er Generation angesprochen wird.<sup>6</sup> Generationale Auseinandersetzungen und Positionierungen sowie theoretische und politische Verortung werden in der Erinnerung und in der Rekonstruktion von 68 miteinander verstrickt. Wie schon Felsch (2016) setzt sich Bude mit der Theorieorientierung im Kontext von 68 auseinander und diagnostiziert eine Orientierungslosigkeit, in der die Protagonisten Sicherheit bei Adorno als Ersatzvater gesucht hätten. Seinen Zugang bezeichnet Bude als „Familienroman“. Faktisch setzt es sich aber vor allem mit den fehlenden Vätern auseinander. Die generationale Verortung der 68er als Kinder nimmt auch das kollektivbiographische Buch „68 – Täterkinder und Rebellen. Familienroman einer Revolte“ (2017) in den Blick, in dem Karin Wetterau, selbst 68erin, nach den Eltern und Großeltern und ihren Verwicklungen in den Nationalsozialismus fragt und diese gleichfalls unter dem Aspekt des „Familienromans“ auf der Basis von Interviews diskutiert. Interviews und Gespräche mit 68ern bildeten auch die Grundlage der „Geschichte von 1968“ von Bude. Dass die „Biographisierung der Bewegung“ und ihre „Generationalisierung“ sich einem Wahrnehmungsprogramm verdankt, das selbst auf einer „generationell monopolisierten Erinnerung an den Mai 68 durch eine selbst-ernannte [...] Deutungselite“ basiert, zeigt Silja Behre in ihrer Rekonstruktion

---

<sup>4</sup> Weiß 2017, S. 27.

<sup>5</sup> Vgl. Boltanski/Chiapello 1999; Casale 2008, 2016.

<sup>6</sup> Bude 2018, S. 17.

der deutsch-französischen Deutungskämpfe um 68.<sup>7</sup> Dass hieran vor allem ehemalige männliche Akteure beteiligt waren, ist bereits vor einigen Jahren bemerkt worden<sup>8</sup> und wurde auch als „gespaltenes Gedächtnis“<sup>9</sup> diskutiert. Zu jener hegemonialen Deutungshoheit gehöre, so Behre, auch die Position, „gleichsam die letzte Generation zu bleiben“.<sup>10</sup> Diese Perspektive wird auch in einem der Beiträge des Bandes eingenommen (Corsten 2018). In der Debatte ist sie seit 1988 präsent.<sup>11</sup>

Während die Thematisierung und Selbstthematisierung der 1968er Generation immer wieder Gegenstand von Veröffentlichungen ist, schreibt die Regisseurin Anna Negri in ihrer Autobiographie *„Con un piede impigliato nella storia“* (2009) aus der Perspektive der erinnerten Kindheit eines 68er Kindes. Nicht die Väter (und Mütter) der 68er, sondern deren generationales Verhältnis zu ihren Kindern steht in Vordergrund. Ihre Autobiographie, eine *Mesalliance* von privater und öffentlicher Geschichte, beginnt mit der Erinnerung an die Verhaftung ihres Vaters, Toni Negri, Professor für Politische Philosophie und Mitbegründer von *Potere Operaio* und *Autonomia Operaia*, im Jahr 1979. Die Nacht der Verhaftung fungiert in der Erinnerung Anna Negris als Wendepunkt zwischen Kindheit und Adoleszenz. Den Bildern der Kindheit in Altbauwohnungen, zuerst in Padua und dann in Mailand, voll von Erwachsenen, mit einer Mutter, die alles wollte (Kinder, Liebe, Politik und Philosophie) und mit einem Vater, der als ein „Tourist der Gefühle“ bezeichnet wird, folgen Sequenzen aus einer Adoleszenz, verbracht allein mit ihrem jüngeren Bruder in einer leeren Mailänder Wohnung mit 12 Zimmern in der Nähe von Porta Ticino, wo sie plötzlich zum Familienoberhaupt wird. In dem Buch von Anna Negri geht es, wie selten in der Literatur zu 68, um ein Gedächtnis aus der Perspektive der Kinder, um eine Erzählung, die wagt, ohne Ressentiment, etwas zu erzählen, worüber nicht gesprochen wird: die vaterlose Gesellschaft hatte selbst Schwierigkeit, nein zu sagen und Eltern zu werden. Da die Perspektive der Kinder bislang insgesamt wenig öffentlich sichtbar gemacht wurde, diskutieren wir Auszüge aus diesem Buch von 2009 als Quelle.

Auch Ulrike Heider, die sich in ihren Veröffentlichungen immer wieder mit Fragen von Sexualität und mit der sexuellen Revolution im Kontext von 1968 und der 1970er Jahre beschäftigt hat, macht in ihrer überarbeiteten politischen Autobiographie *„Keine Ruhe nach dem Sturm“* (2018) deutlich, wie 68 in emotionaler Hinsicht weiter wirkt. Zum Themenkomplex Sexualität und Sexualaufklärung haben wir eine Quelle aus dem Jahre 1970 ausgewählt, da

---

<sup>7</sup> Behre 2016, S. 111.

<sup>8</sup> Baader 2011, S. 74.

<sup>9</sup> Vgl. Maurer 2009.

<sup>10</sup> Behre 2016, S. 110.

<sup>11</sup> Vgl. ebd.

die Debatte um eine angemessene Sexualaufklärung, wie und von wem diese erfolgen kann, immer weiter von hoher Aktualität und Emotionalität ist.<sup>12</sup> Damit werden in diesem Jahrbuch zwei Quellen diskutiert, die fast 40 Jahre auseinander liegen und beide Generationenverhältnisse in den Blick nehmen. Weniger die biographische, wohl aber die generationale bzw. intergenerationale Perspektive bildet die Grundlage für das Konzept dieses Bandes, da diese in erziehungswissenschaftlicher und bildungshistorischer Hinsicht relevant ist. Wie stark die Protestkultur von 68 auch eine Jugendkultur ist, hat wiederholt Detlef Siegfried herausgearbeitet, der in seiner neuesten Studie „1968 Protest, Revolte und Gegenkultur“ (2018) den „Maschinenraum der Jugendrevolte“ skizziert und insbesondere auch Fragen der Ästhetisierung und Kommerzialisierung, vor allem der Popmusik, beschreibt. Während Siegfried die Generationenfrage, neben der Bildungsreform, als Aspekt einer „Gesellschaft im Umbruch“ diskutiert, thematisiert er den neuen Feminismus im Kapitel „Die Hoffnung der ‚sexuellen Revolution‘“. Analysen der frühen Texte zur Geschlechterfrage um 68 zeigen jedoch, wie stark die begrifflichen Suchbewegungen waren, die sich zugleich von der Begrifflichkeit des Marxismus zu emanzipieren versuchten, um das Geschlechterverhältnis in neuen Termini und Kategorien zu begreifen und zu fassen.<sup>13</sup> Sie gingen dabei nicht immer zwangsläufig von der „Sexuellen Revolution“ und den damit verbundenen Fragen aus. Die Schriften von Carla Lonzi, zentrale Figur des italienischen Differenzfeminismus, und das Manifest von Rivolta femminile (1970) sind ein klares Beispiel dafür. Mit Lonzi und der Gruppe von Rivolta femminile befassen sich die Artikel von Dingler und Iamurri in diesem Band. Neuere historische Arbeiten zur Frauenbewegung und zum Feminismus haben immer wieder die Vielfalt und den Reichtum des Feminismus unterstrichen, der sich gleichfalls in globaler wie lokaler Perspektive untersuchen lässt.<sup>14</sup> Auch daran können die Beiträge aus dem Jahrbuch anschließen, die neben der Generationenperspektive die Geschlechterverhältnisse in besonderer Weise fokussieren. Die Konzeption und die Akzentuierung des vorliegenden Bandes verortet die Geschlechterfrage auf der Ebene der Umbrüche als gleichwertig mit der Generationenperspektive. 68 ist auch mit neuen protestierenden Gruppen und der Frage nach den Akteuren und Akteurinnen politischen und kulturellen Wandels verbunden. Dabei lag der Fokus besonders auf Studierenden, Frauen, Schülern und Schülerinnen, Lehrlingen und Kindern. Die besondere Verbindung von Frauen und Kindern als revolutionäre Subjekte wird international etwa bei Shulamit Firestone (1970) hervorgeho-

<sup>12</sup> Vgl. Baader/Jansen/König/Sager 2017.

<sup>13</sup> Vgl. Baader 2008; 2012.

<sup>14</sup> Vgl. Schulz 2017.

ben<sup>15</sup> und für den deutschen Kontext bei Helke Sander im Jahre 1968 akzentuiert. Damit verbunden war auch eine Kritik an der hegemonialen Form männlicher Autorität in den politischen Organisationen.<sup>16</sup>

## 2 Geschlecht und Generation

Aus Anlass des 50. Jubiläums der internationalen Protestbewegung von 1968 nehmen die Beiträge des Jahrbuchs Generationen- und Geschlechterverhältnisse im Kontext von 1968 in den Blick. Mit der Frage nach den Generationenverhältnissen und ihrem Bezug zu Geschlechterverhältnissen liegt der Fokus des Bandes auf einer erziehungs- und bildungsgeschichtlichen Dimension, die in der 68er Forschung lange unterbelichtet war.<sup>17</sup>

1968 wird dabei als Chiffre<sup>18</sup> für komplexe gesellschaftliche, kulturelle und politische Umbrüche betrachtet, die in der Forschung in die langen 1960er Jahren eingebettet werden. Diese werden in der deutschsprachigen Historiographie ungefähr von 1953-1973 datiert,<sup>19</sup> während sie für den italienischen und französischen Kontext bis 1977 ausgedehnt werden.<sup>20</sup> Damit können auch Aspekte der Radikalisierung und der politischen Gewalt thematisiert werden, etwa im Zusammenhang mit autonomen Bewegungen, mit der RAF und den Roten Brigaden, die insbesondere in der bildungshistorischen Forschung bislang noch unübersehbare Forschungsdefizite aufweisen. Darüber hinaus ermöglicht die Perspektive auf den Zeitraum von 1953-1977 den Wandel von einer dialektischen Kritik<sup>21</sup> zu einem neuen Verständnis des Politischen wissenschaftlich zu analysieren. Dieses ging von dem Begriff der Differenz und dem Angriff auf Autoritäten und deren institutionelle Vertretungen (Familie, Kinderbetreuung, Schule, Universität, Kirche und Staat) aus.<sup>22</sup> Differenz und Anti-Autorität sollten sich für die pädagogische Auffassung von Geschlechter- und Generationsverhältnissen im Ausgang von 1968 für einige Jahre durchaus als historisch relevant erweisen. Allerdings stellen sich gerade die Formen und Felder der Kritik an Autoritäten in verschiedenen Ländern recht unterschiedlich dar.

Der Fokussierung von Geschlecht und Generation soll der Analyse von zwei Achsen der Strukturierung gesellschaftlicher Konstellationen dienen. Die

---

<sup>15</sup> Vgl. Baader 2014.

<sup>16</sup> Vgl. Baader 2012.

<sup>17</sup> Vgl. Baader 2008; Baader/Hermann 2011; Baader 2012; Casale 2016.

<sup>18</sup> Vgl. Kraushaar 2000.

<sup>19</sup> Siegfried 2008, S. 15ff.

<sup>20</sup> Vgl. u.a. Balestrini/Moroni 1988.

<sup>21</sup> Vgl. Descombes 1979.

<sup>22</sup> Vgl. Donolo 1968.

Kritik an den traditionellen Geschlechterverhältnissen beinhaltet die Infragestellung des bürgerlichen Geschlechtervertrags,<sup>23</sup> der damit verbundenen geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten in Erziehungs- und Bildungsprozessen sowie den Anspruch auf die Liberalisierung der Sexualität<sup>24</sup> und die Anerkennung sexueller Vielfalt. Zur Untersuchung des Wandels des Generationsverhältnisses gehören die Problematisierung der Kritik an der Elterngeneration, des generationalen Selbstverständnisses<sup>25</sup> sowie des Verhältnisses zur nachfolgenden Generation.<sup>26</sup> Als zentraler Aspekt der Analyse des Generationsverhältnisses gilt auch die poststrukturalistisch und psychoanalytisch geprägte Kritik an traditionellen Formen der Wissensbegründung und der Bildungs- und Erziehungseinrichtung sowie die Verabschiedung von einer teleologischen, dem Fortschritt verpflichteten Betrachtung der Historie.<sup>27</sup> Damit werden Fragen angesprochen, die im Rahmen postkolonialer Theorien in Zusammenhang mit dem repräsentativen Charakter der Intellektuellen thematisiert werden.<sup>28</sup>

Das skizzierte theoretische und historische Spektrum des Verhältnisses von Generation und Geschlecht bleibt in seinen unterschiedlichen Facetten und unter Berücksichtigung unterschiedlicher sprachlicher, kultureller und politischer Kontexte noch zu untersuchen. Die Beiträge des Bandes nehmen nur einige Aspekte davon ins Visier. In der Komposition des Bandes haben sich neben Generation und Geschlecht zwei Schwerpunkte herauskristallisiert, die die Erforschung von 68 in deutschsprachigen Raum bereichern: Kunst und Italien. Kunst wird zum Gegenstand der Analyse hinsichtlich der Verbreitung von alternativen Praktiken und Formen, des Geschlechterverhältnisses, der Figur des Künstlers als Hippie und des „Todes“ des männlichen Genies als Autor. Italien taucht in den Beiträgen im Kontext einer Übersetzungsgeschichte auf, die sich zugleich als eine generationale Geschlechter- und Verlagsgeschichte zeigt, im Zusammenhang eines Ortes, der katholischen Università del Sacro Cuore in Mailand, die selten mit der Wiege des italienischen 68 assoziiert wird, in Verbindung mit der Verstrickung von Kunst, Differenzfeminismus und Hippiekultur.

Die Frage nach Geschlechterverhältnissen ist zentral thematisiert in den Beiträgen von Sylvia Kesper-Biermann, von Toni Tholen, Laura Iamurri, von Catrin Dingler, von Simonette Polenghi und Karla Verlinden.

---

<sup>23</sup> Vgl. Pateman 1988.

<sup>24</sup> Vgl. Herzog 2013.

<sup>25</sup> Vgl. Passerini 1996.

<sup>26</sup> Vgl. Negri 2009.

<sup>27</sup> Vgl. Lyotard 1979.

<sup>28</sup> Vgl. Deleuze/Foucault 1972; Spivak 1988.



Der Beitrag von Kesper-Biermann arbeitet heraus, dass für die behandelten Themen 68 eine Zäsur darstellt, vom Ende der 1960er Jahre bis in die 1980er Jahre. Die traditionelle Sexualität ist infrage gestellt. In der Kunst werden neue Formen des Ausdrucks hervorgebracht, sodass von einer Comic Revolution gesprochen werden kann. Comics werden zum Medium, um über Sexualität und Geschlecht zu sprechen.

Im Beitrag von Toni Tholen werden Ambivalenzen deutlich, die jedoch in der Kunst, wie auch in dem Text von Kesper-Biermann deutlich wird, stehen bleiben können. Alte Formen von Autorschaft werden infrage gestellt. Dies ist auch eine Form von Reaktion auf die feministischen Anfragen an literarische Produktion, an die Konzeption des Autors und die Thematisierung von Geschlecht in der Literatur. Die Toderklärung stellt jedoch auch eine Form der Re-Souveränisierung der männlichen Autorschaft dar. Die angestrebte und innovative Perspektive wäre eine Autorschaft, die über sexuelle Differenz gedacht werden kann. Tholen bezieht sich in seinem Beitrag insbesondere auf Frankreich.

Mit dem Text von Laura Iamurri bleiben wir bei der Kunst, aber in einem anderen lokalen Kontext. Es geht um Carla Lonzi, die erste Theoretikerin der sexuellen Differenz, Künstlerin, Kunstkritikerin, Feministin im Kontext von Rivolta femminile. Der Fokus liegt auf Künstlerinnen und Hippies. Der Hippie verkörpert eine andere Form von Männlichkeit, dem die Frauen vertrauen.

Es bestehen Verbindungen zum nächsten Beitrag von Catrin Dingler. Sie zeigt die Bedeutung des Verlags für die Rezeption feministischer Debatten, aber sie arbeitet auch die Geschlechterhierarchie innerhalb eines Verlages heraus, der andere Ziele verfolgen wollte. Dingler setzt sich mit Felsch (2016) auseinander und mit seiner Lesart der Geschichte des Merve-Verlages, in der die feministische Literatur ausklammert wird. Damit ist die wichtige Frage von Verlagsgeschichte angesprochen. Wir bleiben in Italien, wo die Rezeption des Feminismus in einem unerwarteten lokalen Kontext aufgezeigt wird. Nicht nur die Università Cattolica di Milano stellt eine Wiege von 68 in Italien dar, sondern auch die Unterschiede zwischen zwei „Collegi“ (Kollegien für Studierende).

Carla Verlinden befasst sich zunächst mit dem Verhältnis von Geschlecht, Sexualität und Generation auf der Ebene der 68er Generation. Die Basis dafür bilden biographische Interviews. In einem zweiten Fokus werden Sichtweisen der 68er Generation auf jüngere Generationen und ihren Umgang mit Sexualität diskutiert, hierbei wird der Geschlechteraspekt jedoch nicht weiter mitgedacht.

Christoph Sturm fragt nach den Formen der intragenerationalen Auseinandersetzung und thematisiert einmal mehr die in den letzten Jahren breit disku-

tierte Frage nach dem Beitrag der Auseinandersetzung der 68er mit dem Nationalsozialismus und erläutert dies anhand von Kongressbeiträgen. Eine Geschlechterdimension, etwa auf der Ebene, welche Akteure diese Auseinandersetzung führen, ist dabei nicht im Blick.

Hans-Rüdiger Müller, Sylvia Jäde und Christoph Kairies thematisieren die Diversität von Familie und die Liberalisierung von Generationen- und Geschlechterverhältnissen. Die 68er hätten die Verhandlungsgeneration hervorgebracht. Sie beziehen sich dabei auf den Generationenzusammenhang von Karl Mannheim. Interessant ist, dass sie exemplarisch eine Gleichzeitigkeit von Einflüssen der Neuen sozialen Bewegungen einerseits und der konventionellen Lebensformen andererseits anhand der heutigen Eltern und Großeltern herausarbeiten.

Auch in dem Beitrag von Corsten geht es zentral um Karl Mannheim und nicht um das Generationenverhältnis in einer intergenerationalen Perspektive. Ausgangspunkt sind die Geburtsjahrgänge 1938 und 1948 im Anschluss an die Arbeiten von Heinz Bude (1995).<sup>29</sup>

Methodisch verfolgen die Beiträge, die aus verschiedenen Disziplinen stammen, sehr verschiedene historiographische Zugänge. Sie arbeiten mit biographischem Material im Sinne der Oral History sowie mit schriftlichen Quellen und mit Bildern.

Die Frage nach der Generation ist zentral in Beiträgen von Sturm, Müller und Corsten. Dabei wird jedoch kaum auf das Geschlecht reflektiert. Der Geschlechteraspekt wird dagegen von Kesper-Biermann, Tholen, Iamurri, Dingler, Polenghi und Verlinden aufgegriffen. Eine deutliche Akzentuierung setzen die Beiträge in der Auseinandersetzung mit Kunst und Ästhetik. Dies ist vor allem in den Texten von Kesper-Biermann, Iamurri und Tholen der Fall. Darin zeigt sich der von Siegfried diskutierte Aspekte der spezifischen ästhetischen Praktiken, die im Anschluss an 1968 hervorgebracht werden, für sehr unterschiedliche ästhetische Bereiche.

Die Verknüpfung von Generation und Geschlecht wird insgesamt wenig ausgefüllt, mit der Ausnahme des Auszugs aus der Autobiographie von Anna Negri, die Generationenverhältnis und Geschlechterverhältnis eng verknüpft. In nationaler und lokaler Hinsicht sind, wie schon angedeutet, insbesondere Italien und Deutschland im Blick. Frankreich ist eher indirekt im Fokus durch die Debatte um die Toderklärung des Autors. Die Einbeziehung Osteuropas, beispielsweise Richtung Prager Frühling, fehlt. Auch England und USA markieren Leerstellen. Dies alles sind Gründe dafür, weiter zu denken, zu forschen und zu schreiben und die Perspektive auf Generation und Geschlecht, die sich für diesen Band als produktiv erwiesen hat, im Auge zu behalten.

---

<sup>29</sup> Bude 1995.

In diesem Band findet sich zum zweiten Mal eine neue Rubrik, die Antritts- bzw. Abschiedsvorlesungen und deren historiographischer Rahmung gewidmet ist. In der hier abgedruckten Antrittsvorlesung von Esther Berner, die am 10.10.2017 an der Helmut Schmidt Universität der Bundeswehr Hamburg gehalten wurde, wird die Wechselbeziehung zwischen Bewegungsvisualisierung, Körperwissen und -normen und Körpererziehung vor und nach der Wende zum 20. Jahrhundert behandelt. Verglichen werden Rhythmus und Takt am Beispiel des Tanzes als Ausdruck einerseits von kulturkritisch orientierten Reformansätzen und andererseits von Sympathie gegenüber der technischen und ästhetischen Moderne. In dem darauf folgenden Essay befassen sich Esther Berner und Julia Kurig mit dem Stand der historischen Bildungsforschung in den vergangenen zwei Jahrzehnten. Die Autorinnen attestieren der erziehungswissenschaftlichen Disziplin, die sich weiterhin in einem Spannungsverhältnis mit der Fachhistorie befindet, insgesamt einen guten Zustand. Dieses wird vor allem auf einer erhöhten methodologischen Ausrichtung der Forschung und auf der Berücksichtigung unterschiedlicher Gattungen von Quellenbeständen zurückgeführt. Neben einem zunehmenden Präsentismus wird die Annahme einer transnationalen Perspektive als bildungspolitisches Postulat festgestellt, die sich aber in Untersuchungen z.B. zur europäischen Bildungsgeschichte nicht niederschlägt. Die zukünftige Herausforderung der historischen Bildungsforschung besteht für Berner und Kurig in der Erforschung von Phänomenen, wie Internationalisierung, Wiederkehr der Religion, Technik und Ökonomisierung, denen gegenwärtig eine hohe gesellschaftliche Relevanz zugeschrieben wird.

## Quellen und Literatur

- Baader, Meike Sophia (2008): Baader, Meike Sophia (2008): Das Private ist politisch. Der Alltag der Geschlechter, die Lebensformen und die Kinderfrage. In: Dies. (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 153-172.
- Baader, Meike Sophia (2011): 68' als Kulturrevolution im Fokus erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Kleinau, Elke/Maurer, Susanne/Messerschmidt, Astrid (Hg.): Ambivalente Erfahrungen. (Re-)politisierung der Geschlechter. Opladen.
- Baader, Meike Sophia (2012): „Wir streben Lebensverhältnisse an, die das Konkurrenzverhältnis von Männern und Frauen aufheben.“ Zur Kritik von Frauen an Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von 1968. In: Baader, Meike Sophia/Bilstein, Johannes/Tholen, Toni (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden, S. 103-116.
- Baader, Meike Sophia (2014): Das Recht auf Glück im Hier und Jetzt. Neue Subjektivität, Frauenbewegung und Kindererziehung um 1970. In: Ketelhut, Klemens/Lau,

- Diana (Hg.): *Erziehungsgeschichte/n. Kindheiten – Selbstzeugnisse – Reflexionen*. Köln/Weimar/Wien 2014, S. 15-36.
- Baader, Meike Sophia /Hermann, Ulrich (Hg.) (2011): 68 - Engagierte Jugend und Kritische Pädagogik. Impulse und Folgen eines kulturellen Umbruchs in der Geschichte der Bundesrepublik. Weinheim/München.
- Baader, Meike Sophia/Jansen, Christina/König, Julia/Sager, Christin (Hg.) (2017): *Tabubruch und Entgrenzung. Kindheit und Sexualität nach 1968*. Köln/Weimar/Wien.
- Balestrini, Nanni/Moroni, Primo (1988/1994): *Die goldene Horde*. Berlin.
- Behre, Silja (2016): *Deutungskämpfe um „1968“ in deutsch-französischer Perspektive*. Tübingen.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (1999/2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
- Bude, Heinz (1995): *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948*. Frankfurt a.M.
- Bude, Heinz (2018): *Adorno für Ruinenkinder*. München.
- Casale, Rita (2008): *Die Vierzigjährigen entdecken den Feminismus. Anmerkungen zu Epistemologisierung politischer Theorien*. In: *Feministische Studien*, 2, S. 197-207.
- Casale, Rita (2016): *Krise der Repräsentation: Zur Sittlichkeit des Staates und Autorität des Vaters*. In: Casale, Rita/Koller, Hans-Christoph/ Ricken, Norbert (Hg.): *Das Pädagogische und das Politische. Zu einem topos der Erziehungs- und Bildungsphilosophie*. Paderborn, S. 207-224.
- Deleuze, Gilles /Foucault, Michel (1972): *Les intellectuels et le pouvoir*. In: *L'Arc*, 49, S. 3-10.
- Descombes, Vincent (1979/1983): *Das Selbe und das Andere. 45 Jahre Philosophie in Frankreich; 1933 – 1978*. Frankfurt a.M.
- Donolo, Carlo (1968): *La politica ridefinita. Note sul movimento studentesco*. In: *Quaderni piacentini*, 35, S. 93-125.
- Felsch, Philipp (2016): *Der lange Sommer der Theorie, Geschichte einer Revolte 1960 bis 1990*. München.
- Firestone, Shulamith (1970/2003), *The Dialectic of Sex. The Case for Feminist Revolution*, New York.
- Frei, Norbert (2008): *1968, Jugendrevolte und globaler Protest*. München.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (1998) (Hg.): *1968 - Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft*. Göttingen.
- Heider, Ulrike (2018): *Keine Ruhe nach dem Sturm*. Berlin.
- Herzog, Dagmar (2013): *Paradoxien der sexuellen Liberalisierung*. Göttingen.
- Kraushaar, Wolfgang (2000): *1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur*. Hamburg.
- Lyotard, Jean-François (1979/2012): *Das postmoderne Wissen*. Wien.
- Maurer, Susanne (2009): *Gespaltene Gedächtnis? – „1968“ in Deutschland*. In: *L'homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 21, 1, S. 118-128.
- Negri, Anna (2009): *Con un piede impigliato nella storia*. Mailand.
- Passerini, Luisa (1996): *Autobiography of a Generation: Italy, 1968*. Middletown/Connecticut.
- Pateman, Carole (1988): *The Sexual Contract*. Cambridge/Stamford.
- Schäfer, Alfred (2018): *1968 - Die Aura des Widerstands*. Paderborn.
- Schulz Kristina (Ed.) (2017): *The Women's Liberation Movement. Impacts and Outcomes*. New York.

- Seifert, Monika (1970): Kinderschule Frankfurt, Eschersheimer Landstraße. In: Bott, Gerhard (Hg.): Erziehung zum Ungehorsam. Kinderläden berichten aus der Praxis der antiautoritären Erziehung. Frankfurt a.M., S. 45-61.
- Siegfried, Detlef (2008): Sound der Revolte. Studien zur Kulturrevolution um 1968. Weinheim/München.
- Siegfried, Detlef (2018): 1968. Protest, Revolte, Gegenkultur. Ditzingen 2018.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? in: Nelson, Cary / Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Chicago 1988, S. 271-313.
- Wagner, Thomas (2017): Die Angstmacher. 1968 und die Neuen Rechten. Berlin.
- Weiß, Volker (2017): Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes. Stuttgart.
- Wetterau, Karin (2017): 68 – Täterkinder und Rebellen. Familienroman einer Revolte. Bielefeld.

### **Anschrift der Autorinnen**

Prof. Dr. Meike Sophia Baader  
Universität Hildesheim  
E-Mail: [baader@uni-hildesheim.de](mailto:baader@uni-hildesheim.de)

Prof. Dr. Rita Casale  
Universität Wuppertal  
E-Mail: [casale@uni-wuppertal.de](mailto:casale@uni-wuppertal.de)

## **Zwischen Sex-Revolte und ‚Beziehungskram‘. Geschlechterverhältnisse in Comics der 1968er Generation**

### **1 Einleitung**

Das Jahr 1968 gilt als Zäsur, wenn nicht gar als Revolution in der Geschichte des Comics, weil grundlegende ästhetische wie inhaltliche Veränderungen des Mediums erfolgten. Die *underground* und später *alternative comics* wurden in den USA und Europa zur Ausdrucksform jugendlicher Protest- und Gegenkulturen und verhandelten unter anderem Sexualität und Geschlechterverhältnisse.<sup>1</sup> Darin zeigte sich die von der 1968er Bewegung angestrebte Synthese von künstlerischem Ausdruck und Lebensweise, von kulturellem und politischem Protest.<sup>2</sup> In Deutschland thematisierten insbesondere im alternativen Milieu der 1970er und frühen 1980er Jahre entstandene Bilder geschichten die Lebens- und Alltagswelten von Männern, Frauen und Familien vor dem Hintergrund veränderter Ansprüche an und Vorstellungen über das Verhältnis der Geschlechter. Aber auch Fragen, inwiefern es sich um ein männliches Medium handelte und welche Konsequenzen sich daraus für die Darstellung von ‚Bilderfrauen‘ ergaben, wurden diskutiert. Comics als Untersuchungsgegenstand bündeln somit verschiedene Perspektiven auf die Erforschung von Geschlechterverhältnissen um 1968 und in der Folgezeit bis zum Beginn der 1980er Jahre. Insbesondere eröffnen sie einen Zugang zur Geschichte des oft nur schwer rekonstruierbaren privaten Lebens,<sup>3</sup> da sie alltägliche Kommunikation, Konflikte und Aushandlungsprozesse innerhalb der ‚Szene‘ in Wort und Bild, oft in selbstironischer Brechung, sichtbar machen. Umso erstaunlicher ist es, dass die (bildungs-)historische Forschung diese ergiebige visuelle Quellengattung bislang kaum genutzt hat, obwohl zahlreiche Studien zur Jugend-, Populär- und Alternativkultur dieser Zeit

---

<sup>1</sup> Vgl. Scholz 2010, S. 201, 208.

<sup>2</sup> Vgl. Schwanhäuffer 2010, S. 208f.; Gilcher-Holtey 2008, S. 114f.

<sup>3</sup> Vgl. Baader 2008, S. 169.

vorliegen.<sup>4</sup> Die deutsche Comicforschung wiederum hat sich erst in einzelnen Fällen mit dem Zusammenhang von „Pop, Protest und Politik“ beschäftigt.<sup>5</sup> Der folgende Beitrag möchte einen Schritt in diese Richtung unternehmen und analysiert (West-)Deutschland in seinen transnationalen Verflechtungen in vier Teilen. *Erstens* gibt er einen knappen Überblick über die Comic-Revolution um 1968 und ihre Folgen. *Zweitens* wird die Thematisierung von Sexualität und Geschlechterverhältnissen in dem Medium vom Ende der 1960er bis in die frühen 1980er Jahre dargestellt. Der *dritte* Abschnitt beschäftigt sich mit einem Fallbeispiel, nämlich dem Album ‚Liebe‘ von Volker Reiche.<sup>6</sup> Ein Fazit fasst schließlich *viertens* die Ergebnisse zusammen.

## 2 Die Comic-Revolution und ihre Folgen

Im Februar 1968 gab Robert Crumb in San Francisco die erste Ausgabe der ‚Zap Comix‘ heraus.<sup>7</sup> Der „vielleicht bedeutendste Meilenstein des Comics“<sup>8</sup> gilt als Geburtsstunde der *underground comix*, einer neuen Art von BilderGeschichten, die sich in mehrfacher Hinsicht als bewusster Gegenentwurf und ironische Aneignung der bisherigen US-amerikanischen Erzeugnisse verstanden.<sup>9</sup> Das bezog sich zum einen auf die Produktions- und Distributionsweise.<sup>10</sup> Die Superhelden- oder Disneyheftserien wurden in Studios stark arbeitsteilig produziert, in der Regel übernahmen verschiedene Personen einzelne Arbeitsschritte. Die Erkennbarkeit oder Individualität des einzelnen Zeichners bzw. Autors war nicht gefragt, er war abhängig und nach einem vorgegebenen Schema tätig, das geistige Eigentum lag bei den Verlagen. Die Kritik richtete sich gegen diese als fließbandähnlich und entfremdet angesehene Arbeit, stattdessen forderte man wie in anderen Bereichen der alternativen Presse eine ganzheitliche Produktionsweise, die weder zwischen einzelnen Arbeitsschritten noch zwischen Arbeit und Leben trennte.<sup>11</sup> Dementsprechend betonten die *underground*-Künstler explizit die Subjektivität und Authentizität des einzelnen Künstlers. Der Comic wurde somit zu einem „acutely personal means of artistic exploration and self-expression“<sup>12</sup> umgedeutet,

<sup>4</sup> So widmet Reichardt 2014 dem Comic lediglich knapp zwei Seiten (S. 303f.).

<sup>5</sup> So der Titel des Aufsatzes von Bernd Dolle-Weinkauff über die Comics der 1968er (Dolle-Weinkauff 2008a); vgl. jetzt auch Sackmann 2016.

<sup>6</sup> Vgl. Reiche 1979.

<sup>7</sup> Vgl. Rosenkranz 2008, S. 65-72.

<sup>8</sup> Knigge 2016, S. 24.

<sup>9</sup> Zum Folgenden vgl. Hatfield 2005, S. 6-29.

<sup>10</sup> Frahm 2016, S. 49.

<sup>11</sup> Vgl. Schwanhäußner 2010, S. 208f.

<sup>12</sup> Hatfield 2005, S. IX.

selbstbestimmte Kreativität betont und die Orientierung am Publikums- und Massengeschmack abgelehnt. Das Verfassen von *comix* kann dementsprechend als Versuch betrachtet werden, „in einer durch Medien und Symbole moderierten und standardisierten Gesellschaftsform authentisch zu bleiben“.<sup>13</sup>

Die Veröffentlichung erfolgte abseits etablierter Strukturen im Selbstverlag oder in neu entstehenden kleinen unabhängigen Verlagen. Dafür spielte das Offset-Druckverfahren, mit dem relativ einfach und billig selbst produziert werden konnte, eine wesentliche Rolle. Zudem gab es keinen festgelegten Erscheinungsrhythmus, sondern die Hefte erschienen unregelmäßig oder als Einzelexemplare. Auch hinsichtlich des Vertriebs ging man neue Wege: Die *underground comix* wurden nicht an Zeitschriftenkiosken verkauft, sondern in *head shops* und seit den 1970er Jahren in eigenen Comicläden, die sich zu Kristallisationspunkten der Fanszene entwickelten.<sup>14</sup> Als Zielgruppe hatte man kein Massenpublikum vor Augen, sondern diejenigen, die sich dezidiert von der Mehrheit abgrenzten, der Protest- und Gegenkultur zugehörig fühlten. Man produzierte also für einen begrenzten, durch gemeinsame Einstellungen, Wahrnehmungen und Lebensweisen bestimmten Personenkreis. Die *comix* konnten so zu einem Medium der Vernetzung, Binnenkommunikation und Selbstverständigung innerhalb der Gegenkultur werden. Der größte Unterschied zur bisherigen Leserschaft lag darin, dass die neuen Bildergeschichten Kinder als Publikum explizit ausschlossen, vielmehr waren sie, wie es auf dem Cover der ersten Ausgabe von ‚Zap‘ hieß, für „adult intellectuals only“ gedacht. Die *underground comix* vollzogen damit den Schritt zur Erwachsenenlektüre, worunter vor allem die Altersgruppe der 18- bis 30-Jährigen zu verstehen war. Auch die Künstler, in den 1940er Jahren geboren und der bürgerlichen Mittelschicht entstammend, gehörten ihr an. Robert Crumb beispielsweise war Jahrgang 1943 und zog 1967 von Cleveland (Ohio), wo er als Zeichner arbeitete, nach San Francisco, einem der Zentren der *underground*- und Hippie-Bewegung. Er und die anderen Zeichner arbeiteten insofern für ihre eigene Generation, die der 1968er.

Das spiegelte sich in den Themen und Inhalten der Hefte wieder. Sexualität, Gewalt und Drogen spielten eine zentrale Rolle. Diese Schwerpunktsetzung war nicht nur Ausdruck gegenkultureller Identität und als Provokation bürgerlicher Lebensweisen, Kultur- sowie Moralvorstellungen gedacht.<sup>15</sup> Vielmehr attackierte man damit zusätzlich medienspezifisch die Anti-Comic-Kampagne der 1950er Jahre und die ihr folgende Selbstzensur. Mediziner und Pädagogen hatten den Bildergeschichten vorgeworfen, fatale Auswir-

---

<sup>13</sup> Schwanhäuser 2002, S. 93.

<sup>14</sup> Vgl. Schikowski 2014, S. 164-166.

<sup>15</sup> Zum Provokationsprinzip Siegfried 2006, S. 53-55.



kungen auf die Jugend zu haben, indem sie Gewalt, Kriminalität und Analphabetentum beförderten.<sup>16</sup> In Reaktion darauf verabschiedeten die US-amerikanischen Verlage 1954 den *Comics Code* als Instrument freiwilliger Selbstkontrolle mit Verboten und Einschränkungen insbesondere hinsichtlich der Darstellung von Kriminalität, Gewalt und Sexualität. So war das Zeigen von Nacktheit in jeglicher Form ebenso untersagt wie das von *sexual abnormalities* oder *sex perversion*. Scheidung sollte nicht als erstrebenswert erscheinen, sondern die Heiligkeit der Ehe betont werden.<sup>17</sup> Eben auf diese indizierten Inhalte und den damit verbundenen Tabubruch konzentrierten sich die *underground comix* und eigneten sich das in Verruf geratene Medium an.

Am folgenreichsten und bedeutendsten waren die damit einhergehenden ästhetischen Innovationen. Sie veränderten das Medium so grundlegend, dass von einer Zäsur oder gar einer Revolution in seiner Geschichte gesprochen wird.<sup>18</sup> Die Zeichner erprobten die Möglichkeiten des Comics, erkundeten seine Grenzen und etablierten ihn als eigenständige Kunstform. Teilweise beeinflusst von Pop Art, Werbung und *underground*-Presse entstand ein eigener Stil, der die *comix* auf den ersten Blick als Teil der Gegenkultur erkennbar machte. Die Ästhetik transportierte dabei zentrale Überzeugungen der 1968er Generation.<sup>19</sup> „Wenn man Menschen verändern will, muß man eine ihnen vertraute Form nehmen und ihr einen neuen Inhalt geben“, wird etwa Robert Crumb zitiert.<sup>20</sup> Er kommentierte damit das Vorgehen, in der Abkehr vom einheitlichen, sich wiederholenden Gestaltungsstil der kommerziellen Heftserien in den neuen Bildergeschichten mit bisherigen Konventionen zu experimentieren, um Beschränkungen und Wahrnehmungsgewohnheiten zu durchbrechen. Das betraf beispielsweise die Farbgebung – viele *comix* waren schwarz-weiß –, die Gestaltung und Anordnung von Panels und Seiten (vgl. Abb. 1).

---

<sup>16</sup> Z.B. Wertham 1954; vgl. Schikowski 2014, S. 72-74.

<sup>17</sup> Vgl. Knigge 2016, S. 20f.

<sup>18</sup> Z.B. Rosenkranz 2008.

<sup>19</sup> Zum Folgenden vgl. Schwanhäuber 2002.

<sup>20</sup> Knigge 1985, S. 146.

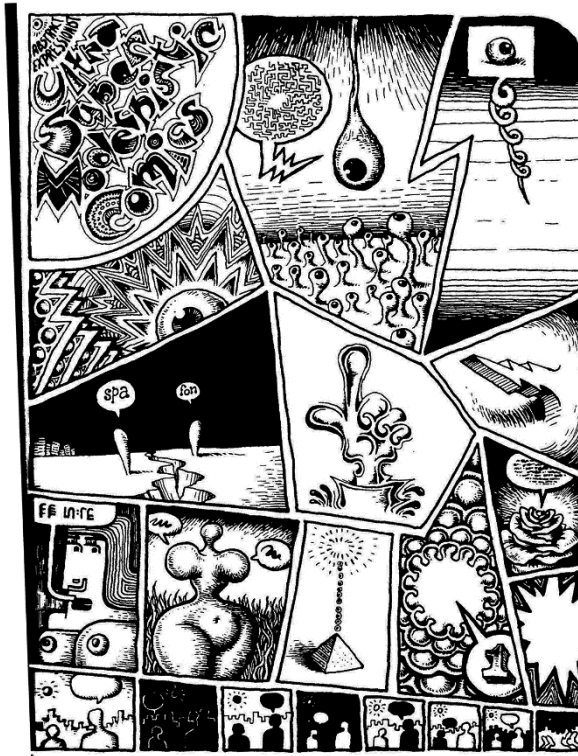


Abb. 1: Robert Crumb: Abstract Expressionist Ultra Super Modernist Comics (1968).  
In: Crumb/Poplaski 2005, S. 301.

Die Struktur des Mediums, Einzelbilder und einzelne (Zeit-)Ausschnitte aneinanderzureihen, kam der Absicht entgegen, nicht linear, sondern sprunghaft zu erzählen. Leserinnen und Leser müssen beim Comic die Räume zwischen den einzelnen Panels füllen und aus den Momentaufnahmen selbst einen Zusammenhang herstellen. Grundsätzlich stellte die Lektüre also hohe Anforderungen an das Publikum, gleichzeitig sollte sie emotionale und sinnliche Erlebnisse ermöglichen. Dass die RezipientInnen aktiv sein mussten, entsprach in besonderem Maße dem Ziel der Alternativkultur, die Distanz der KonsumentInnen zum Produkt bzw. Produzenten zu überwinden. Viele Comics wirkten bewusst selbstgemacht und flüchtig aufs Papier gebracht und unterstrichen so den Anspruch der Autoren auf selbstbestimmte Kreativität und Individualität. Darüber hinaus wurde der jeweilige Zeichner durch seinen persönlichen Zeichenstil (wieder)erkennbar. Robert Crumb richtete sich oft in Bild und Text direkt an die Leserinnen und Leser und fügte Kommentare

sowie Erläuterungen ein. So konnten nicht nur Einblicke in den Entstehungsprozess der Bildergeschichten erfolgen, sondern die Künstler reflektieren ihn gleichzeitig, etwa indem sie sich am Zeichentisch zeigten (vgl. Abb. 2).

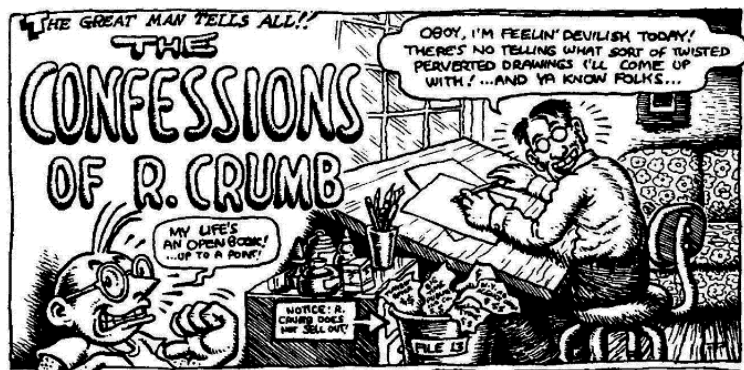


Abb. 2: Robert Crumb: The Confessions of R. Crumb (1972). In: Crumb/Poplaski 2005, S. 10.

Auch darin bestand ein wesentlicher Unterschied zur bisherigen Praxis, in welcher Zeichner und Produktionsprozess nicht sichtbar waren. Angesichts dessen ist es also zu kurz gegriffen, die *comix* auf eine „spielerische Ästhetik“ oder auf den „Ausdruck von Jugendlichkeit und kindlicher Ungebundenheit [...]“, von Farbenfreude und Phantasie<sup>21</sup> zu reduzieren.

Die Wirkung Crumbs und der anderen *underground* Künstler beschränkte sich nicht auf die USA, sondern strahlte unter anderem auf Europa aus. Bei den (west-)deutschen 1968ern erfuhr Crumb eine geradezu „kanonische Wertschätzung“.<sup>22</sup> Es erschienen schnell Übersetzungen seiner Werke, etwa in der von Raymond Martin seit 1969 herausgegebenen Heftserie ‚U-Comix‘ oder in der Reihe ‚Brumm Comix‘ des Melzer-Verlages.<sup>23</sup> Die US-amerikanischen *comix* hatten also eine wichtige Vorbildfunktion, doch auch in anderen europäischen Ländern wie Frankreich oder Italien emanzipierten sich die Bildergeschichten unabhängig davon seit Mitte der 1960er Jahre von der bisherigen Standardisierung entlang des Massengeschmacks und positionierten sich explizit als Erwachsenenlektüre.<sup>24</sup> Es fanden demnach sowohl parallele als auch miteinander verflochtene Entwicklungen statt. Seit seinen Anfängen in den 1890er Jahren war der Comic ein transnationales Medium, das über Länder- und Sprachgrenzen hinweg rezipiert, übersetzt und adaptiert

<sup>21</sup> Reichardt 2014, S. 303f.

<sup>22</sup> Dolle-Weinkauff 1990, S. 286.

<sup>23</sup> Vgl. Grünwald 2010, S. 137f.; Sackmann 2016, S. 109f.

<sup>24</sup> Vgl. Knigge 2016, S. 25-29; Horn 1976, S. 33-35.

wurde.<sup>25</sup> Ferner sind sowohl die 1968er als auch die mit ihr verbundene *underground*-Kultur generell als internationale Bewegungen charakterisiert worden.<sup>26</sup>

Neu für den deutschen Raum war die Funktion des Comics „als eines genuinen Ausdrucksmittels jugendlicher Subkulturen“.<sup>27</sup> Die bundesdeutsche Linke entdeckte das gegenkulturelle Protestmedium für sich und ihre Ziele. Das Kunstmagazin ‚Tendenzen‘ bezeichnete es beispielsweise 1968 als „die einzig öffentliche Bildsprache für die Entmündigten“.<sup>28</sup> Im Zuge dieser Entwicklung entstand in enger Verzahnung mit der Studenten- und Alternativbewegung in Zentren wie (West-)Berlin oder Frankfurt am Main während der 1970er Jahre eine eigenständige Erwachsenen-Comic-Szene in der Bundesrepublik.<sup>29</sup> Einer der bekanntesten und bedeutendsten deutschen Comic-Künstler der späten 1960er Jahre war Alfred von Meysenbug, Jahrgang 1940. In seiner Person und seinem Werk zeigte sich die Verschränkung von neuer Ästhetik und politischen Anliegen der 1968er Bewegung besonders deutlich.<sup>30</sup> Er studierte am Frankfurter Institut für Sozialforschung bei Theodor W. Adorno und gehörte dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) an. 1968 „bebilderte Meysenbug zentrale Thesen der deutschen Studentenbewegung“.<sup>31</sup> In den beiden Comicalben ‚Super-Mädchen‘ und ‚Glamour Girl‘ kommt unter anderem die Kritik an der kapitalistischen Konsumgesellschaft zum Ausdruck:<sup>32</sup> ‚Super-Mädchen‘ Jolly Boom etwa arbeitet als Verkäuferin und fügt sich so perfekt in die Warenwelt ein, dass sie sich am Ende selbst verkauft (vgl. Abb. 3).

---

<sup>25</sup> Vgl. Kesper-Biermann/Severin-Barboutie 2014.

<sup>26</sup> Vgl. Gilcher-Holtey 2008; Schwanhäuser 2002, S. 21f.

<sup>27</sup> Dolle-Weinkauff 2008b, S. 38; vgl. auch Sackmann 2016, S. 108.

<sup>28</sup> Zit. nach Grünwald 2010, S. 136.

<sup>29</sup> Vgl. Dolle-Weinkauff 1990, S. 254-260.

<sup>30</sup> Vgl. Kronthaler 2009; Dolle-Weinkauff 2008a, S. 44f.

<sup>31</sup> Kronthaler 2009, S. 119.

<sup>32</sup> Meysenbug 1968a; Meysenbug 1968b.



Abb. 3: Alfred von Meysenbug: Super-Mädchen (1975)

Wie die US-amerikanischen *underground comix* verfolgte auch Meysenbug das Ziel, gerade durch die Wahl des massenkulturellen, populären Mediums „Konsumkritik mit den Mitteln des Feindes“<sup>33</sup> zu betreiben. Dementsprechend lehnte er sich an die Bildsprache der Werbung an und verwendete Zitate aus dem 1968 erschienen Ratgeber ‚Leichter, schneller, mehr verkaufen‘, um „*vorgefundene* Materialien, tausendfach variierte und reproduzierte Klischees aus unserer Gesellschaft, gesellschaftskritisch zu arrangieren“.<sup>34</sup> Die Ablehnung der Kulturindustrie schloss für die 1968er weiterhin Disney-, Superhelden- und andere kommerzielle Comics ein, welche als systemstabilisierend, bürgerliche Normen und Werte reproduzierend sowie die bestehende (globale) Ordnung rechtfertigend angesehen wurden.<sup>35</sup> Darin spiegelte sich die allgemein festzustellende ambivalente Haltung der Studentenbewegung zur Populärkultur wieder.<sup>36</sup> So gehörten Donald, Dagobert und Co., folgt man dem ‚Spiegel‘, überall in Westdeutschland zur Lektüre der Außerparlamentarischen Opposition (APO), geschätzt vor allem von deren antiautoritären Flügel: „Es gibt in Deutschland kaum ein Untergrundlokal, in dem nicht auch

<sup>33</sup> Kronthaler 2009, S. 121; vgl. dazu auch Metken 1970, S. 156-159.

<sup>34</sup> Herms 1975, o.S., Hervorhebung im Original.

<sup>35</sup> Z.B. Dorfmann/Mattelat 1977.

<sup>36</sup> Vgl. Schwanhäuß 2002, S. 10-12.

„Micky Maus“ gelesen wird, kaum eine Kommune, in der die „Micky Maus“ nicht ständig ausliegt.“<sup>37</sup> Vielleicht aufgrund dieser Tatsache und weil man in den deutschen Übersetzungen politische Anspielungen zu entdecken glaubte, befürchtete die CSU 1969 eine sozialistische Indoktrination der Jugend auch durch die Massenprodukte aus den USA, etwa wenn sich die Panzerknacker in den „Besitz von Produktionsmitteln“ setzen wollten.<sup>38</sup> Das Comiclesen selbst signalisierte zudem die Abkehr vom bürgerlichen Bildungs- und Literaturkanon, denn seit der so genannten Schmutz- und Schundkampagne der 1950er Jahre galt das Medium in Deutschland insgesamt als trivial, minderwertig und verdummend, kurz als „Bildidiotismus“.<sup>39</sup>

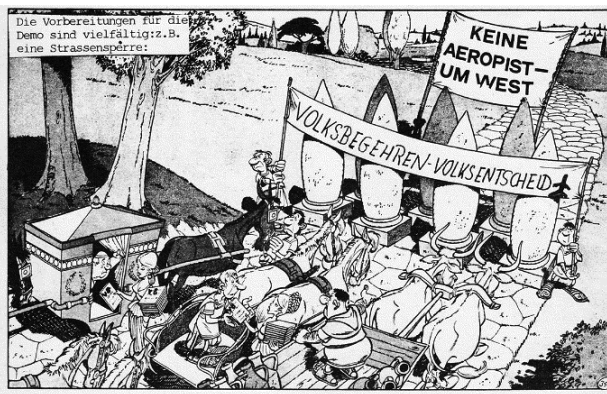


Abb. 4: Asterix im Hüttendorf [1982], S. 38

Der westdeutschen Linken dienten die kommerziellen Bildergeschichten vor allem als Fundgrube, aus der sie sich bediente, um einzelne Bild- und Textelemente in anderen Kontexten zu platzieren oder in der verbreiteten *bricolage*-Technik neu zusammenzusetzen. Dieses Vorgehen etablierte sich zum einen als Stilelement in den U-Zeitungen,<sup>40</sup> zum anderen entstanden auf diese Art und Weise komplette so genannte Raubcomic-Hefte. Allein durch ihre (illegale) Entstehungs- und Erscheinungsweise waren sie, im Gefolge der Raubdrucke im linken Literaturbetrieb seit Mitte der 1960er Jahre, als Protest gegen den Konsum sowie den Staat und seine Regeln des Eigentums(schutzes) gemeint.<sup>41</sup> Als Vorlage diente vor allem die in der Bundesre-

<sup>37</sup> Jünger Maos 1969, S. 65.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Vgl. Dolle-Weinkauff 1990, S. 96-115.

<sup>40</sup> Vgl. Schwanhäuß 2010.

<sup>41</sup> Vgl. von Saldern 2004, S. 154f.

publik sehr populäre ‚Asterix‘-Serie, aber auch Micky Maus-Hefte. Aus verschiedenen Bänden wurden Panels mit teils verändertem Text in den Sprechblasen zu neuen Alben mit politischer Botschaft zusammengesetzt, die als gesellschaftlich relevant angesehene Themen wie Nachrüstung, Umwelt oder Atomkraft behandelten.<sup>42</sup> So wandte sich ‚Asterix im Hüttendorf‘ gegen den Bau der Startbahn West des Frankfurter Flughafens (vgl. Abb. 4).

Die größte Konjunktur hatten diese Raubcomics in Westdeutschland während der frühen 1980er Jahre. Sie standen im engen Zusammenhang mit den Neuen Sozialen Bewegungen und entsprachen einem allgemeinen Entwicklungstrend. Die Ära der *underground comix* endete nämlich in den USA und in Europa Mitte der 1970er Jahre; sie wurden von den so genannten *alternative comics* abgelöst.<sup>43</sup> Diese knüpften in vielerlei Hinsicht an ihre Vorgänger an, etwa in der Betrachtung und Weiterentwicklung des Mediums als Kunstform und Ausdruck von Subjektivität, in der ästhetischen Gestaltung, dem erwachsenen Publikum sowie mit den von den großen Verlagen unabhängigen Produktions- und Vertriebsstrukturen. Als wichtiger Teil der alternativen Presse- und Literaturlandschaft signalisierten diese Bildergeschichten (weiterhin) auf den ersten Blick das Nicht-Professionelle, Authentische und die Zugehörigkeit zur Gegenkultur. Veränderungen betrafen insbesondere das inhaltliche Spektrum, das sich vom Tabubruch, von Gewalt, Sexualität und Drogen zu Alltagsthemen innerhalb der ‚Szene‘, zu gesellschaftlichen und politischen Anliegen der Umwelt-, Anti-Atomkraft- oder Friedensbewegung verschob. Der Sozial- und Sexualwissenschaftler Günter Amendt beschrieb in einem Vorwort zur Neuausgabe von Meysenbugs Comics 1975 diesen Wandel kritisch als „Wiederentdeckung des Realismus“, als „der Glamour der Studentenbewegung verblaßte, die kämpferischen Auseinandersetzungen ästhetisch nichts mehr hergaben“. <sup>44</sup>

Allgemein ist eine starke politische Orientierung als Charakteristikum der deutschen *underground*- und Alternativkultur identifiziert worden.<sup>45</sup> Der Kunsthistoriker Günter Metken stellte 1970 fest, die neuen Comics sollten „den Betrachter nachdenklich entlassen und zum kritischen Weiterdenken auffordern“. <sup>46</sup> Bis in die frühen 1980er Jahre hinein galten alternative Comics als besonders geeignetes „Medium der politischen Bildung und historisch-ideologiekritischer Aufklärung“. <sup>47</sup> Sie sollten Information mit Unterhaltung verbinden und dienten innerhalb des Milieus gleichzeitig als Medium der Selbstvergewisserung und Selbstverständigung über die eigenen Ziele, Nor-

---

<sup>42</sup> Vgl. Gundermann 2009, S. 10.

<sup>43</sup> Vgl. Schikowski 2014, S. 197-203.

<sup>44</sup> Amendt 1975, o.S.

<sup>45</sup> Vgl. Schwanhäußler 2002, S. 22.

<sup>46</sup> Metken 1970, S. 158.

<sup>47</sup> Hangartner 2016, S. 292; vgl. dazu auch Kesper-Biermann 2017, S. 309f.

men und Werte. Sachcomics entstanden als neues Genre, etwa die vom Mexikaner Eduardo del Rio Garcias, genannt Rius, ins Leben gerufene, schnell international verbreitete Reihe ‚für Anfänger‘, deren Bände unter anderem Kuba, Kapitalismus, Marx, Frieden oder Atomkraft behandelten. Ferner gehörten Ausbeutung, US-Imperialismus und die gesellschaftliche Situation Lateinamerikas zu seinen Themen.<sup>48</sup> Typisch für westdeutsche ‚Szene‘-Comics war, dass Zeichnerinnen und Zeichnern wie Chlodwig Poth, Gerhard Seyfried, Ralf König, Marie Marcks oder Franziska Becker sich nicht nur sozial- und gesellschaftskritisch mit der Mehrheitskultur auseinandersetzten, sondern eine wichtige Funktion ihrer Arbeiten auch darin sahen, als Zerrspiegel der linken Alternativkultur zu dienen.<sup>49</sup> Die selbstironische Beschäftigung mit dem eigenen Umfeld, den Utopien und ihrer Umsetzung im Alltag schloss Sexualität und Geschlechterverhältnisse als zentrale Inhalte ein.

### 3 Von der Sex-Revolution zum alternativen Alltag. Comics und Geschlechterverhältnisse

Die Satirezeitschrift ‚Pardon‘ konstatierte 1966 eine „Sex-Revolution im Comic-Strip“.<sup>50</sup> In diesem Jahr erschien ‚Barbarella‘ von Jean-Claude Forest in deutscher Übersetzung. Das Album in Pop-Art-Ästhetik gilt als wesentlicher Wegbereiter des Erwachsenencomics in Europa und Auftakt einer Reihe vor allem franko-belgischer und italienischer Werke, in denen Sexualität eine wesentliche Rolle spielte.<sup>51</sup> Die „Bilderbücher der Pop-Ära“, so Günter Metken 1970, seien „durcherotisiert“, die Heldinnen „reizvoll gewachsene Mädchen“, die „mit ihren weiblichen Trümpfen ebenso umzugehen wissen wie mit den Waffen [...]“. Sie beherrschen die Technik des Liebesspiels genauso perfekt wie die von Raumkapseln, Motorbooten und Autos“.<sup>52</sup> ‚Barbarella‘, ‚Jodelle‘, oder ‚Valentina‘ waren Heldinnen, die in unterschiedlichen Kulissen, etwa im Weltraum oder im alten Rom, Abenteuer erlebten. „Sex spielt eine ausschlaggebende Rolle beim Abenteuer“, erläuterte der italienische Comic-Zeichner Milo Manara 1980: „Wenn man seine Sexualität voll auslebt, stellt das einen Bruch dar zur Brutalität des Alltagslebens [...]. Die Abenteurer von gestern bleiben Gefangene einer konservativen und reaktionären Sexualmoral; sie haben diese Dimension einfach ignoriert“.<sup>53</sup> Weitere zentrale Elemente vieler Bildergeschichten bildeten Gewalt und Grausam-

<sup>48</sup> Vgl. Fix 1996, S. 171f.; Tatum 1991.

<sup>49</sup> Vgl. Dolle-Weinkauff 1990, S. 286f.

<sup>50</sup> Vgl. Dolle-Weinkauff 2008a, S. 40.

<sup>51</sup> Zum Folgenden Knigge 1985, S. 179-216.

<sup>52</sup> Metken 1970, S. 158.

<sup>53</sup> Zit. nach Knigge 1985, S. 207.



keit, denen vor allem Frauen in allen denkbaren Formen ausgesetzt waren. Die italienischen so genannten *fumetti neri* konzentrierten sich auf pornographische Darstellungen von Vergewaltigungen, Sadismus oder Nekrophilie. Aber auch in den US-amerikanischen *underground comix*, in denen Robert Crumb und andere ihre sexuellen Phantasien aufs Papier brachten, spielte Gewalt gegen Frauen eine wichtige Rolle. „Entrails, usually female, were scattered over the landscape in a phenomenon of violence to women that I believe has never been equated in any other medium“, stellte die Comic-Künstlerin Trina Robbins rückblickend fest.<sup>54</sup> Dennoch, so erklärte der Germanist Karl Riha 1970, seien „echte Möglichkeiten von Provokation“ im Sex-Comic nur im *underground* zu finden. Denn dort komme man „mit Hilfe der Pornographie zu wirksamer Kritik an der Gesellschaft“ oder sei auf „die Darstellung eines revoltierenden Lebensgefühls aus, das eben in der neuen Auffassung von Sexualität kulminiert“.<sup>55</sup>



Abb. 5: Robert Crumb: The family that Lays together Stays together (1969). In: Crumb/Poplaski 2005, S. 268f.

Mitte der 1960er Jahre verbanden sich also ‚sexuelle Revolution‘ und Comic-Revolution. Generell war Pornographie in der gegenkulturellen Presse weit verbreitet<sup>56</sup> und auch die neuen Bildergeschichten stellten eine Wendung gegen die öffentliche Tabuisierung des Themas sowie die geltende Sexualmoral dar. Sie standen im Einklang mit Forderungen der 1968er nach einem befreiten Liebesleben als Grundlage einer veränderten Gesellschaftsordnung. Das ist einer der Gründe dafür, warum die Erwachsenen-Comics in der Studentenbewegung und im alternativen Milieu so beliebt waren. Ein bekannter

<sup>54</sup> Zit. nach Litton 2007.

<sup>55</sup> Riha 1970, S. 34.

<sup>56</sup> Vgl. Reichardt 2010, S. 286f.

Cartoon von Robert Crumb bringt diese Zusammenhänge exemplarisch zum Ausdruck (vgl. Abb. 5).

„The family that LAYS together STAYS together“ erschien zuerst Anfang 1969 in „Snatch Comics“, einer Heftserie, die sich vor allem dem Bruch sexueller Tabus verschrieben hatte. Die Zeichnung zeigt dementsprechend nicht nur Sexualität in allen Altersklassen und Generationen von den Großeltern bis zum Kleinkind, sondern auch Inzest und Sodomie. Die Ironisierung der traditionellen (Klein-)Familienidylle erreichte Crumb unter anderem dadurch, dass er die Personen in eine typische häusliche Umgebung, in die Küche und das Wohnzimmer, versetzte, wo sie Tätigkeiten wie Kochen, Fernsehen oder Lesen nachgingen. Darüber hinaus beinhaltet die Überschrift eine Provokation von (katholischer) Kirche und Religion bzw. eines solcherart geprägten Familienbildes. Es handelte sich nämlich um die Abwandlung des in den USA populären und massenmedial verbreiteten Mottos *The family that prays together stays together*, mit dem katholische Organisationen zu Massenveranstaltungen, den so genannten Familienrosenkranz-Kreuzzügen, aufriefen. Doch lässt sich der Cartoon nicht nur als Kritik am Bestehenden lesen. Er transportierte ebenfalls die Aussage, nur eine erfüllte Sexualität stelle die eigentliche Grundlage für ein glückliches Familienleben dar – und karikierte sie gegebenenfalls gleichzeitig.



Abb. 6: Theo van den Boogaard: Anne und Hans kriegen ihre Chance (1973)

Wie bereits erwähnt, waren in Deutschland aufklärerische Zielsetzungen in der Comic-Gegenkultur besonders ausgeprägt. Das bedeutete zum einen, dass Sexualaufklärungsbücher in Form von Bildergeschichten erschienen, zum Beispiel ‚Anne und Hans kriegen ihre Chance‘, eine Übersetzung aus dem Niederländischen.<sup>57</sup> Das 1970 erstmals auf Deutsch erschienene Heft erwies sich innerhalb der ‚Szene‘ als ausgesprochen populär und erschien bis in die frühen 1980er Jahre in mehreren Auflagen und Ausgaben. Es handelte sich um eine Emanzipationsgeschichte, in der das Mädchen Anne dem schüchternen Studenten Hans einen unverkrampften Umgang mit seiner Sexualität vermittelt. Die Handlung ist schnell erzählt: Anne besucht Hans in seinem Studentenzimmer, unterhält sich mit ihm über Masturbationspraktiken und schläft mit ihm. Die Szenen, die den Geschlechtsverkehr zeigen, werden von einer Figur am Bildrand im Stile einer Fußballreportage kommentiert, um einem möglichen Voyeurismus der LeserInnen entgegenzuwirken (vgl. Abb. 6).

Das Ende ist offen: Hans trifft Anne nach einem Besuch in seinem Elternhaus im Bett mit einem anderen Mann an – ein Hinweis auf die generelle Ablehnung von Monogamie und Treue im alternativen Milieu.<sup>58</sup> Das Ausleben einer befreiten Sexualität wirkte sich im Comic positiv auf alle Lebensbereiche aus, so verbesserte sich auch das zuvor durch Generationenkonflikte geprägte Verhältnis von Hans zu seinen Eltern. Ganz allgemein präsentierte das Heft sie als „eine Kraft, die Leistungsdruck, Moral, Konsumzwang und Konkurrenzdenken entgegensteht“.<sup>59</sup> Als Ursache für Hans‘ Ängste sowie seine Befangenheit führt die Bildergeschichte die Tabuisierung von Sexualität durch Gesellschaft und Eltern an. Dass der Comic mit dieser Diagnose eine verbreitete Auffassung gerade unter den männlichen 1968ern zum Ausdruck brachte, machen unter anderem zeitgenössische Kontaktanzeigen in Szeneblättern deutlich, in denen junge Männer nach Mädchen suchten, die ihnen aus ihrer „Sexualnot“ und bei der „Überwindung d[er] bürgerlich-repressiven Fesseln“ ihrer Umgebung helfen sollten.<sup>60</sup>

Zum anderen behandelten bundesdeutsche *comix* den Zusammenhang von kapitalistischer Gesellschaftsordnung, Geschlechterverhältnissen und der Unterdrückung der Frau. Darum ging es beispielsweise in den bereits genannten Werken Alfred von Meysenbugs. Sie konzentrieren sich weniger auf explizite Darstellungen sexueller Praktiken und auf Provokation als auf die von Positionen des SDS bestimmten politischen Botschaften. In ‚Glamour Girl‘ geht es etwa um den modellhaften Emanzipationsprozess von Carla

<sup>57</sup> Vgl. Knigge 1985, S. 169-174; Boogaard 1973.

<sup>58</sup> Vgl. Reichardt 2010, S. 285f.

<sup>59</sup> Knigge 1985, S. 171.

<sup>60</sup> Kontaktanzeige in der Agit 883, 19 (1969), S. 3, zit. nach Reichardt 2010, S. 274.

Lilly, einer in Frankfurt am Main lebenden Stripperin und Prostituierten. Sie heiratet zunächst einen Polizisten und erlebt daraufhin die Ehe als Gefängnis und Herrschaftsinstitution des Mannes über die Frau. Auch mit Hilfe des bürgerlichen Rechts wird Carla zum Objekt degradiert, ihr Ehemann entzieht ihr die Schlüsselgewalt und will ihr ein Kind „anhängen“, um sie ans Haus zu fesseln.<sup>61</sup> Nach der Lektüre des Kant-Satzes „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ verlässt sie ihren Mann, um zunächst wieder als Stripperin zu arbeiten. Die folgenden Erfahrungen mit unterschiedlichen Männern bestärken sie in der Erkenntnis einer strukturellen Unterdrückung der Frau, weil sie von ihnen in erster Linie als Sexobjekt, als dumm und kindisch wahrgenommen wird. Um die gesellschaftlich bedingten Geschlechterverhältnisse offenzulegen, organisiert sie, im Sinne des zeitgenössischen ‚Agit-Pop‘, eine Show in ihrem Strip-Etablissement. Gleichzeitig will sie sich weiterbilden, besucht Dichterlesungen und politische Veranstaltungen. Bei einer Feierstunde der SPD zum 50-jährigen Jubiläum des Frauenwahlrechts in der Paulskirche beteiligt sich Carla spontan an den Protesten von Studentinnen und schließt sich dem Aktionsrat zur Befreiung der Frau im SDS an (vgl. Abb. 7). Damit endet das Album, die Entwicklung der Hauptfigur ist abgeschlossen.



Abb. 7: Alfred von Meysenbug: Glamour Girl (1975)

<sup>61</sup> Meysenburg 1975, o.S.

Die Comics der westdeutschen Alternativszene der 1970er und frühen 1980er Jahre setzten die Nutzung des Mediums als „Träger einer kritischen Haltung bezüglich der Rolle der Frau in der Gesellschaft“ fort.<sup>62</sup> Zudem gewannen Geschlechterbeziehungen, Familie und Generationenkonflikte als Themen generell an Bedeutung.<sup>63</sup> Die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse der Autorinnen und Autoren, maßgeblich für das politische Engagement von Frauen in der 1968er Bewegung,<sup>64</sup> bildeten vielfach den Ausgangspunkt für die gezeichneten Geschichten. Häufig ging es um die Frage, wie die im Zuge von 1968 geforderte Neuordnung des Verhältnisses von Männern und Frauen im privaten Bereich und im Alltag innerhalb und außerhalb der ‚Szene‘ tatsächlich umgesetzt werden konnte, welche Widersprüche und Konflikte sich daraus ergaben.<sup>65</sup> Traditionelle Beziehungsformen wie die Ehe waren kaum mehr anerkannt, neue Rollenbilder sollten entwickelt, diskutiert und gelebt werden. Der alternative Comic erschien dabei als geeignetes Medium der reflexiven Problematisierung und Selbstthematisierung von Sexualität und Partnerschaft. Das schloss die Neudefinition von Männlichkeit ein.<sup>66</sup> Verflechtungen bestanden ferner zur bundesdeutschen Frauenbewegung, die sich seit 1968 in mehreren Phasen entwickelte und differenzierte.<sup>67</sup> Als deren zeichnerische Chronistin ist insbesondere Franziska Becker anzusehen. Sie arbeitete seit 1977 für ‚Emma‘; ihr Comicstil war von der Französin Claire Bretécher beeinflusst. Wie diese beschäftigte sich Becker mit ganz unterschiedlichen Aspekten weiblicher Lebenswelten, von gesellschaftlichen Schönheitsvorstellungen über Geschlechterstereotype in der Kindererziehung bis zum Frauenzentrum. Die Körper der weiblichen Figuren entsprachen nicht dem verbreiteten Ideal, sondern waren rundlich und hatten Knollennasen. Indem sie die gesellschaftliche und politische Bedeutung des Alltagslebens sichtbar machte, visualisierte Becker den Slogan der Frauenbewegung ‚das Private ist politisch‘. Unter dem Titel ‚Mein feministischer Alltag‘ erschienen seit 1980 in mehreren Auflagen Sammlungen ihrer Kurzgeschichten in Buchform.<sup>68</sup> Der erste Band enthielt unter anderem Episoden zum Schlankheitswahn, zu einer Frauenwohngemeinschaft oder dem Muttertag. Unterhaltung und Aufklärung waren miteinander verwoben und basierten häufig auf der (selbst-)kritischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Milieu, etwa anhand von Begebenheiten aus der ‚Emma‘-Redaktion oder durch die Ironisierung der Szene-Sprache. „Also ich find‘ diesen Rückzug in die

---

<sup>62</sup> Knigge/Schnurrer 1980, S. 149.

<sup>63</sup> Vgl. Dolle-Weinkauff 2008b, S. 40.

<sup>64</sup> Vgl. Baader 2008.

<sup>65</sup> Z.B. Reiche 1979; Analyse unten 3.

<sup>66</sup> Vgl. Reichardt 2014, S. 699-711.

<sup>67</sup> Vgl. Lenz 2010.

<sup>68</sup> Vgl. Becker 1983.

Innerlichkeit, diese ewige Selbsterfahrung und Sozialarbeit gefährlich. Wir müssen politische Strategien entwickeln und nicht das Patriarchat als alleiniges Interpretationsmuster für gesellschaftliches Sein nehmen“, heißt es etwa in einer Unterhaltung im Frauenzentrum.<sup>69</sup> Als weiteres Mittel verwendete Becker die Umkehrung von Geschlechterrollen. So sorgte in „Tele-Schock“ eine Tagesthemen-Sendung, in der nur Frauen zu sehen waren, für öffentliche Empörung bei männlichen Zuschauern, Rundfunkmitarbeitern, -verantwortlichen sowie Kirchenvertretern, die darin den „Ausbruch des Matriarchats“ sahen.<sup>70</sup>



Abb. 8: Franziska Becker: Mein feministischer Alltag (1983)

<sup>69</sup> Ebd., o.S.

<sup>70</sup> Ebd., o.S.; vgl. dazu auch Abb. 8.

Doch nicht nur in Comics aus dem Umfeld der Frauenbewegung, auch in Heften, die sich schwerpunktmäßig anderen Themen widmeten, achtete man sorgfältig darauf, die Gleichberechtigung beider Geschlechter ins Bild zu setzen. Das entsprach dem gemeinsamen Normen- und Wertekonsens im alternativen Milieu und kann ferner als Folge von Diskussionen und Auseinandersetzungen im Alltag gesehen werden.<sup>71</sup> Frauen vertraten ihre Positionen und Interessen offensiv etwa in den Neuen Sozialen Bewegungen, was sich wiederum in den Bildergeschichten niederschlug, die sich auf die Selbstdarstellung der ‚Szene‘ konzentrierten. So entstammte der Raubcomic ‚Asterix in Bombenstimmung‘ dem Kontext der Friedensbewegung und war in erster Linie als Stellungnahme zu den Auseinandersetzungen um Nachrüstung und NATO-Doppelbeschluss gemeint.<sup>72</sup> Es ging darum, dass die Gallier erfolgreich Widerstand gegen die imperialistischen Pläne Roms, im gallischen Wald neue Superwaffen gegen die „Macht im Osten“ aufzustellen, organisierten. Die Frauen waren an allen Entscheidungen im Dorf maßgeblich beteiligt, berieten vorab unter sich und verlangten Gleichberechtigung in allen Bereichen: „Was ich aber nicht mehr mitmache, ist, daß sie sich allein mit den Römern schlagen. Ich will nicht mehr wie die dumme Hausfrau zuhause bleiben und warten“, erklärte Feminina.<sup>73</sup> Ausgerechnet die mit Methusalix verheiratete, in der Originalserie namenlose Schönheit machte der Raubcomic also zur Kämpferin für Frauenrechte. Über weite Strecken waren, wie in der Vorlage, allerdings gar keine weiblichen Figuren in den Panels zu sehen, was den Machern erklärungsbedürftig erschien. Sie lösten das Problem, indem sie auf die Teilnahme der weiblichen Dorfbevölkerung an auswärtigen Frauen- und Friedenscamps verwiesen.<sup>74</sup>

Die Umdeutung und Reflexion von Geschlechterrollen in ‚Asterix in Bombenstimmung‘ stellte auch eine medienpezifische Reaktion auf die im Comic vorherrschenden Frauen-Bilder dar, die nun analysiert und diskutiert wurden. In der Originalserie kamen nur wenige Frauen vor und diese wurden äußerst klischeehaft präsentiert. Ähnliches lässt sich für die übrigen kommerziellen Serien sagen. Mit den ‚Bilderfrauen‘ im Comic seit den 1930er Jahren beschäftigten sich in Deutschland ausführlich Andreas Knigge und Achim Schnurrer, Herausgeber der ersten deutschen Fachzeitschrift ‚Comixene‘.<sup>75</sup> Auf über 100 Seiten stellten sie Ende der 1970er Jahre Ausschnitte zusammen, systematisierten sie und versahen sie mit kurzen Kommentaren. Sei es im Genre der Abenteuer-, Fantasy- oder Superheld(inn)en-Comics, weibliche

---

<sup>71</sup> Vgl. Lenz 2010, S. 383.

<sup>72</sup> Vgl. Asterix 1983.

<sup>73</sup> Ebd., S. 21.

<sup>74</sup> Vgl. ebd., S. 11.

<sup>75</sup> Vgl. Knigge/Schnurrer 1980.

Figuren führten nach ihren Erkenntnissen meist nur ein klischeehaftes „Schattendasein als Statistinnen oder unterdrückte Sexualobjekte“, <sup>76</sup> „jeder Heldensieg ist ein Zeichen für die unverarbeitete tief im Mann verwurzelte unbewußte Angst vor dem anderen Geschlecht“. <sup>77</sup> Den gesamten Band durchziehen in kritisch-aufklärerischer Perspektive Positionen der alternativen sowie der Frauenbewegung der Zeit, von matriarchalischen Gesellschaftssystemen über die jahrtausendealte Unterdrückung der Frau, die Traditionen des autoritären Erziehungssystems und der Sexualfeindlichkeit bis zum Rekurs auf Wilhelm Reich. <sup>78</sup> Die Autoren bezogen die Erwachsenen-Comics der 1960er und 1970er Jahre in ihre Analyse ein, konnten aber auch dort kaum emanzipatorisches Potential feststellen. Zwar gab es in Pop-Art-Werken wie ‚Barbarella‘ zumindest weibliche Hauptfiguren, die aktiv und selbstständig handelten. Doch bedeutete das noch keine grundlegende Veränderung in der Wahrnehmung, denn „im Zustand absoluter Emanzipation ist die Frau gleichzeitig für den Betrachter absolutes Lustobjekt, Wunschtraum“. <sup>79</sup> Kaum besser kamen die US-amerikanischen *underground comix* weg. Ihnen bescheinigten Knigge und Schnurrer bei hoher künstlerischer Qualität ein leicht zu entlarvendes, „männlich geprägtes repressives Frauenbild“. <sup>80</sup> Sie bezogen damit Position in einer bis in die Gegenwart anhaltenden Diskussion darüber, ob die Geschichten von Crumb und anderen allein unter künstlerischen Gesichtspunkten zu betrachten seien, ob in ihnen Befreiung bzw. Emanzipation von einer überholten Sexualmoral oder lediglich eine neue Variante von Misogynie und Voyeurismus zum Ausdruck komme. <sup>81</sup>

Kritik an den Frauenbildern des *underground* war in den USA schon früh aus den Reihen der Comic-Zeichnerinnen und der Frauenbewegung gekommen. Zu den bekanntesten Vertreterinnen gehörte Trina Robbins. Wie viele andere Frauen im Umfeld von 1968 hatte sie die Erfahrung gemacht, dass Emanzipation zwar programmatisch gefordert, aber nicht praktisch umgesetzt wurde. Sich selbst als Teil der *underground comix*-Bewegung verstehend, hatte sie versucht, zum Kreis um Robert Crumb in San Francisco Zugang zu erhalten. Doch handelte es sich um eine rein männliche Gruppe, in der von einer gleichberechtigten Zusammenarbeit der Geschlechter keine Rede sein konnte. <sup>82</sup> Robbins tat sich deshalb mit weiteren Künstlerinnen zusammen und veröffentlichte 1970 ‚It Ain’t Me Babe‘, das erste nur von Frauen verfasste und hergestellte Comicalbum. Zwei Jahre später erschien die erste Ausgabe

---

<sup>76</sup> Ebd., S. 139.

<sup>77</sup> Ebd., S. 75.

<sup>78</sup> Z.B. ebd., S. 106f.; vgl. dazu auch Lenz 2010, S. 377-380.

<sup>79</sup> Metken 1970, S. 143.

<sup>80</sup> Knigge/Schnurrer 1980, S. 123.

<sup>81</sup> Vgl. Platthaus 2008, S. 69f.

<sup>82</sup> Vgl. Robbins 2016, S. VII-XIII; Robbins 1993, S. 134.



der Heftserie ‚Wimmen’s Comix‘ als weibliches Pendant zum männlichen *underground*.<sup>83</sup> Auch in diesen und weiteren Werken wie ‚Tits, n ‘Clits‘ spielte Sexualität eine wichtige Rolle, doch sollte sie dezidiert aus der Sicht von Frauen behandelt werden, was unter anderem zur Berücksichtigung von Themen wie Abtreibung, Geburtenkontrolle oder weiblicher Homosexualität führte.<sup>84</sup> Der Verweis auf *women’s liberation* auf dem Cover von ‚It Ain’t Me Babe‘ war programmatisch gemeint und zeigte die feministische Grundhaltung des Zeichnerinnen-Kollektivs. Ziel der Initiative war es ebenfalls, Frauen in dem Medium überhaupt eine Stimme zu geben. Das schloss ein, auch Erstlingswerke und die Beiträge von weniger erfahrenen Zeichnerinnen in die ‚Wimmen’s Comix‘ aufzunehmen. So sollten ihnen Produktions- und Publikationsmöglichkeiten überhaupt erst eröffnet werden.<sup>85</sup> Denn nicht nur im Bereich des *underground*, sondern allgemein galt der Comic seit seinen Anfängen als das „männlichste“ aller Massenmedien,<sup>86</sup> da Konsumenten und Produzenten zum überwiegenden Teil (junge) Männer waren.<sup>87</sup> Auf diese Tatsache führten Robbins und andere auch die stereotype Darstellungsweise von Frauen in den Bildergeschichten zurück.<sup>88</sup> In Europa stellte sich die Situation kaum anders dar. Comics waren auch dort eine Männerdomäne. Das änderte sich auch um und nach 1968 nur langsam, doch gab es mit Claire Bretécher, Franziska Becker oder Marie Marcks nun immerhin einige bekannte Zeichnerinnen, die wie ihre US-amerikanischen Kolleginnen in ihren Werken vor allem Frauenthemen aus emanzipatorischer Perspektive behandelten. Knigge und Schnurrer hoben deren Arbeiten dementsprechend in ihrer Untersuchung lobend hervor als einige der sehr raren Beispiele für Comics, „die keine repressive [sic!] Muster zwischen den Geschlechtern vermitteln“. <sup>89</sup> Für uneingeschränkt empfehlenswert, da mit aufklärerischem Anspruch versehen, hielten sie das Album ‚Liebe‘ von Volker Reiche.

#### 4 ‚Beziehungskram‘ in Volker Reiches „Frauenkampf“ – und „Männer-Emanzo“-Comic ‚Liebe‘

Volker Reiche, 1944 in Brandenburg geboren und in der Nähe von Frankfurt am Main lebend, gehört der 1968er Generation an und trat in diesem Kontext

---

<sup>83</sup> Neuausgabe: Complete Wimmen’s Comix 2016.

<sup>84</sup> Robbins 1999, S. 89-97.

<sup>85</sup> Vgl. Robbins 2016, S. IX.

<sup>86</sup> Knigge/Schnurre 1980, S. 5.

<sup>87</sup> Zur Geschichte weiblicher Comiczeichnerinnen und von Mädchen- bzw. Frauencomics vgl. Robbins 1993 u. Robbins 1999.

<sup>88</sup> Vgl. auch Wright 2001, S. 250f.

<sup>89</sup> Knigge/Schnurrer 1980, S. 149.

seit den frühen 1970er Jahren als Comiczeichner in Erscheinung.<sup>90</sup> Für ‚Pardon‘, ‚Titanic‘ sowie das von ihm mit herausgegebene alternative Comic-Magazin ‚Hinz & Kunz‘ brachte er unter anderem Bildergeschichten über aktuelle politische Themen zu Papier. Eine Sammlung seiner Werke erschien 1984 als erster Band der Serie ‚Erwachsenen-Comics aus deutschen Ländern‘.<sup>91</sup> Dort fand sich unter anderem die Anti-Atomkraft-Geschichte „In Biblis ist die Hölle los“. Parallel begann Reiche um 1980 Donald Duck-Geschichten zu zeichnen und übernahm die Gestaltung der Serie ‚Mecki‘ für die Fernsehzeitschrift Hörzu.<sup>92</sup> Sexualität und Geschlechterverhältnisse bildeten ein weiteres zentrales Thema seiner Arbeiten dieser Zeit. Ihm widmete er mit ‚Liebe‘ ein ganzes Album. Es wurde zuerst 1976 im Selbstverlag und drei Jahre später in einer zweiten erweiterten Auflage beim Volksverlag in Linden publiziert, einem der wichtigsten deutschen Alternativcomic-Verlage, unter anderem Herausgeber der ‚U-Comix‘. Schon daran wird deutlich, dass sich Reiche als Teil der *underground comix*-Bewegung in der Bundesrepublik verstand. In seinem Zeichenstil sowie in der direkten Ansprache an Leserinnen und Leser nahm er sich insbesondere Robert Crumb zum Vorbild. An dessen Werke erinnert auch die explizite und breiten Raum einnehmende Darstellung von Sexualität. Das spezifisch deutsche Charakteristikum alternativer Bildergeschichten, der stark aufklärerische Impetus, zeigte sich in der „Synthese von Humor und Kritik“.<sup>93</sup> Das Publikum sollte durch die Lektüre zum Nachdenken und dann zum Handeln im eigenen Umfeld angeregt werden. Am Schluss von ‚Liebe‘ steht dementsprechend die direkte Aufforderung: „... aber *besser* wärs vielleicht noch, ihr denkt lieber mal nach, wie das so zu Hause bei euch läuft, also mit der Freundin oder dem Freund – von mir aus auch Frau oder Mann – und dann mit den Kindern – will sagen: *Ändert Euch, wenns nötig is!*“.<sup>94</sup> In der zweiten Auflage bezeichnete sich der Autor dann selbstironisch als „Volkserzieher“.<sup>95</sup>

Dass der Comic im alternativen Milieu angesiedelt ist, zeigt sich auch an der Art und Weise, wie der Zeichner sich und seine Umgebung darstellt.<sup>96</sup> Das gilt zum einen für die unter dem Primat der Lässigkeit stehende Kleidung und Frisur, denn es hatte sich im Verlauf der 1970er Jahre ein eigener Stil herausgebildet, welcher innerhalb der ‚Szene‘ gleichermaßen der Identitätsstiftung wie der Abgrenzung vom Bürgertum diene. Eine ähnliche Funktion

<sup>90</sup> Vgl. Sackmann 2016, S. 131.

<sup>91</sup> Vgl. Erwachsenencomics 1984.

<sup>92</sup> Vgl. Dolle-Weinkauff 2008b, S. 116f. ‚Mecki‘ zeichnete Reiche bis zum Jahr 2006, von 2002 bis 2010 veröffentlichte er in der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘ den Strip ‚Strizz‘ und 2014 erschien seine Autobiographie Kiesgrubennacht.

<sup>93</sup> Reiche 1979, S. 9.

<sup>94</sup> Ebd., S. 71. Hervorhebung im Original.

<sup>95</sup> Ebd., S. 73.

<sup>96</sup> Vgl. zum Folgenden Reichardt 2014, S. 630-649, 361-376.

erfüllte zum anderen die Literatur zum Themenbereich Sexualität und Geschlechterverhältnisse. In einzelnen Panels sind Bücher von Wilhelm Reich, der Kinsey-Report oder ‚Sexfront‘ von Günter Amendt zu erkennen.<sup>97</sup> Auch das private Umfeld ist zu sehen, vermutlich eine Wohngemeinschaft in einem städtischen Altbau, sowie die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner bzw. der Freundeskreis. Besonders typisch sind in diesem Zusammenhang Sprechweise und Wortwahl der Figuren. Zwar handelt es sich selbstverständlich nicht um dokumentarische Abbildungen, sondern um ein fiktionales Werk, was Reiche im Nachtrag zur zweiten Auflage mit den zeichnerischen „Korrekturen an meinem *Äusseren*“ explizit deutlich macht.<sup>98</sup> Dennoch zeigt sich an ‚Liebe‘ der Quellenwert von Comics für Alltagsleben, Weltbild und Wertesysteme,<sup>99</sup> in diesem Fall im Hinblick auf Partnerschaft, Familie und Sexualität innerhalb des alternativen Milieus, besonders deutlich.

Er ist ein gutes Beispiel für den Umgang mit den veränderten Ansprüchen an Beziehungen und die daraus resultierenden Konflikte und Schwierigkeiten im Alltag. Durch seine Gestaltungsprinzipien entspricht das Album in besonderer Weise dem zeitgenössischen Ideal der reflexiven Problematisierung von Geschlechterverhältnissen.<sup>100</sup> So erzählt ‚Liebe‘ keine durchgängige Geschichte, sondern reiht sechs Episoden unterschiedlicher Länge aneinander, in der zweiten Auflage ergänzt um eine siebte. Ziel ist es, ein Panorama unterschiedlicher Facetten und Formen von (Liebes-)Beziehungen aufzuzeigen und sich nicht auf eine normative Variante festzulegen. Auch die Protagonistinnen und Protagonisten variieren von Geschichte zu Geschichte, mal sind sie als Menschen, mal als Tierfiguren dargestellt. Den Episoden ist gemeinsam, dass sie keine heile Welt, sondern die für die späten 1970er Jahre zeittypische Wahrnehmung krisenhafter ‚Beziehungsarbeit‘ und eines täglichen Kleinkriegs zeigen.<sup>101</sup> Lösungsmöglichkeiten für eine längerfristige Überwindung der jeweiligen Schwierigkeiten bietet der Comic in der Regel nicht an – hier sind die Leserinnen und Leser zum Weiterdenken aufgefordert. Die einzige Ausnahme bildet die Erzählung von Chris. Chris lebt mit ihrem Partner Günter, einem politisch aktiven Medizinstudenten, und dem gemeinsamen Sohn im Kindergartenalter zusammen. Um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern, arbeitet sie halbtags in einem langweiligen Bürojob und kümmert sich allein um Haushalt und Erziehung. Solche Konstellationen, in denen linke Väter unter Berufung auf die Bedeutung revolutionärer Politik keine Verantwortung im Alltag übernahmen, gerieten Ende der 1970er Jahre

---

<sup>97</sup> Vgl. Reiche 1979, S. 9, 29.

<sup>98</sup> Ebd., S. 73. Hervorhebung im Original

<sup>99</sup> Vgl. Scholz 2010, S. 199.

<sup>100</sup> Vgl. Reichardt 2014, S. 649.

<sup>101</sup> Vgl. Reichardt 2010, S. 267f.

in der Frauenbewegung zunehmend in die Kritik.<sup>102</sup> Günter wird als Mann vorgeführt, der vor allem um sich selbst und seine Bedürfnisse kreist, was sich auch im Sexleben des Paares niederschlägt. Genau in einer solchen Situation bekommt Chris dann „ne Scheisswut“, wie sie ihrer Freundin berichtet: „Plötzlich kam mir das so idiotisch vor, dass ich da lieg und eigentlich müde bin und Günter fickt mich wie n Blöder und ich merk garnix, nur dass es weh tut [...] und [ich, SKB] hab den Günter runtergeschmissen“.<sup>103</sup> Daraufhin plant sie, eine Frauengruppe zu besuchen und mit ihrem Kind in eine Frauenwohngemeinschaft zu ziehen. Diese entstanden ab Mitte der 1970er Jahre als Folge der von den Frauen als unbefriedigend erlebten Rollenaufteilung sowohl in gemischten WGs als auch in der Kleinfamilie.<sup>104</sup>

Nicht nur in der Episode „Eines Tages bei Chris in der Küche“ zeigt sich die generelle Ablehnung von Kleinfamilie und Ehe, „noch immer Hochburg und Glanzstück der ‚Normalen‘“<sup>105</sup> im alternativen Milieu. Ähnlich wie Meysenbug in ‚Glamour Girl‘ parallelisiert Reiche in „Monika hat’s geschafft“ die Herrschaftsverhältnisse in Prostitution und Ehe vor allem auf der Bildebene (vgl. Abb. 9).



Abb. 9a: Volker Reiche: Liebe (1979), S. 51

<sup>102</sup> Vgl. Lenz 2010, S. 389.

<sup>103</sup> Reiche 1979, S. 67.

<sup>104</sup> Vgl. Reichardt 2014, S. 400-405.

<sup>105</sup> Reiche 1979, S. 48.



Abb. 9b: Volker Reiche: Liebe (1979), S. 51

Nach der Heirat muss Hauptfigur Monika nämlich feststellen, dass sie weiterhin sexueller Ausbeutung, Gewalt und Unterdrückung, nun durch ihren Ehemann, ausgesetzt ist. Dazu kommen die Pflichten im Haushalt und in der Erziehung der drei Kinder. Der Effekt wird verstärkt, indem der Zeichner sich mit ordentlicher Frisur und Anzug in einen Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft verwandelt und die Wandlung Monikas „von der verachteten Dirne zur ehrbaren Hausfrau“ gemäß bürgerlicher Normen, Wert- und Moralvorstellungen kommentiert. Der offensichtliche Kontrast zwischen den trostlosen Bildern und der überaus positiven Schilderung des Bürgers weist auf die in der Perspektive der 1968er heuchlerische Bemäntelung traditioneller Geschlechterverhältnisse hin und gipfelt darin, dass sich der Zeichner übergibt, weil er den „Scheisskommentar“ sprechen musste.<sup>106</sup> Zudem macht sich der Comic auch jenseits institutionalisierter Formen wie der Ehe die Skepsis des alternativen Milieus gegenüber monogamen Zweierbeziehungen zu eigen. Unter der Überschrift „Peter hat endlich mal Schwein“ sehen die Leserinnen und Leser, wie sich allerdings erst später herausstellt, einen Kinofilm mit Schweinen als Schauspielern. Student Peter trifft in einer Kneipe eine Frau und geht mit ihr nach Hause. Nach der ersten gemeinsam verbrachten Nacht denkt er sofort über eine feste Partnerschaft nach, doch trifft er beim Frühstück auf einen weiteren Sexualpartner von Paula. Auf ihre Initia-

<sup>106</sup> Ebd., S. 54.

tive haben sie dann zu dritt Geschlechtsverkehr. Im Verlauf der gesamten Handlung erscheint die Frau als die aktivere, aufgeschlossener und modernere Figur, Peter als gehemmt und in traditionellen Mustern verhaftet. Die Konstellation wiederholt sich am Ende der Episode bei einem Paar, das sich nach dem Kinobesuch über den Film streitet. „Du weißt doch so gut wie ich“, erklärt die Frau, „dass ne Beziehung nur kaputt gehen kann, wenn man aus lauter verkotzter Angst alle anderen ausschließen will“. Sie betont zudem den Zusammenhang von Privatem und Politischen, während er bemerkt: „Die Zeiten sind doch vorbei, wo man gedacht hat, mit nem Dreier-Fick Politik zu machen“.<sup>107</sup>

Wie unter anderem die letztgenannte Episode zeigt, ist es ein zentrales Anliegen des Comics, nicht nur die Stellung der Frau kritisch zu beleuchten, sondern insbesondere danach zu fragen, welche Konsequenzen sich aus den Forderungen nach einem neuen, gleichberechtigten Verhältnis der Geschlechter für die Männer ergaben, welche neuen Rollenbilder und Verhaltensmuster daraus gerade im Alltag abzuleiten waren. Dementsprechend lautet der Untertitel des Werkes „Männer-Emanzo-Comic“, um deutlich zu machen, dass gerade sie sich von überholten bürgerlichen Geschlechtervorstellungen emanzipieren sollten. Diesen Aspekt stellt die in der zweiten Auflage hinzugefügte Episode „Meyer legt den Löffel aus der Hand...“ in den Mittelpunkt. Der verheiratete Bankangestellte Meyer hadert mit den Auswirkungen des Feminismus auf sein Privatleben, unter anderem im Hinblick auf die häusliche Arbeitsteilung. Als er aus dem Büro nach Hause kommt, steht nicht wie erhofft das Abendessen auf dem Tisch, da seine Frau sich weigert, weiterhin alleine für den Haushalt zuständig zu sein. „Ich fand's damals schöner“, seufzt er wehmütig, während sie klarstellt: „Die Zeiten sind *vorbei*, wo ich die Köchin für dich gemacht hab!!!“<sup>108</sup> Dazu kommt, dass seine männlichen Freunde jegliche Abweichung vom traditionellen Rollenmuster als Schwäche auslegen. Meyer weiß nicht, wie er mit der neuen Situation angemessen umgehen soll und schwankt zwischen Jähzorn und Selbstzweifeln. Nach einem Wutausbruch beschließt seine Frau schließlich, für einige Tage zu einer Freundin zu ziehen. Daraufhin überwiegt wieder das Selbstmitleid: Meyer wird dabei gezeigt, wie er Vorbereitungen für einen Selbstmord mit Schlaftabletten trifft - in der Hoffnung am nächsten Morgen doch noch rechtzeitig von Elfriede gefunden zu werden. Das Ende lässt Reiche wiederum offen, eine (Auf-)Lösung wird nicht präsentiert.

Schließlich ist noch zu erwähnen, dass sich Reiches Panorama von ‚Beziehungskisten‘ nicht auf heterosexuelle Paare beschränkte, sondern auch „ne

<sup>107</sup> Ebd., S. 25. Hervorhebung im Original.

<sup>108</sup> Ebd., S. 78. Hervorhebung im Original.

echt realistische Story über Schwule<sup>109</sup> einschloss. Andy und Tom leben in einer als bürgerlich gekennzeichneten Umgebung zusammen und sind beide, als Büroangestellter bzw. Vertreter, berufstätig. Das Paar hat mit den üblichen tagtäglichen Konflikten zu kämpfen wie unterschiedlichen Erwartungen an gemeinsame Mahlzeiten, Eifersucht oder beruflichen Zwängen. Auch die gesellschaftliche Stigmatisierung von gleichgeschlechtlicher Liebe kommt zur Sprache, indem sich Kollegen von Andy über „Fräulein Becker“ lustig machen und er daraufhin darüber nachdenkt, den Arbeitsplatz zu wechseln. Homosexualität war zu diesem Zeitpunkt noch ein junges Thema in dem Medium.<sup>110</sup> Mit den *underground* und *alternative comics* waren erst die notwendigen Freiräume in Europa und den USA für Bildergeschichten über lesbische und schwule Sexualität entstanden. Erste Veröffentlichungen erschienen im Umfeld der Frauenbewegung seit Mitte der 1970er Jahre. In Deutschland wurde dann vor allem Ralf König in den 1980er Jahren mit seinen Comics über die homosexuelle Subkultur bekannt.

Die einzelnen Episoden von ‚Liebe‘ werden durch Sequenzen verbunden, in denen der Zeichner seine Geschichten im Freundeskreis in der heimischen Wohnung präsentiert und zur Diskussion stellt (vgl. Abb. 10).



Abb. 10: Volker Reiche: Liebe (1979), S. 57

<sup>109</sup> Ebd., S. 29. Hervorhebung im Original.

<sup>110</sup> Vgl. Knigge 1985, S. 241-255.

Er führt die Leserinnen und Leser als Comicfigur von der Titelseite an bis zum Schluss durch das Album und stellt mit dieser „Zeichner zeichnet Zeichner“-Masche<sup>111</sup> eine Verbindung zwischen den einzelnen Episoden her. Diese Teile, die immerhin ein Drittel des Gesamtumfangs ausmachen, übernehmen darüber hinaus noch eine weitere wichtige Funktion. Sie stellen eine Meta- bzw. Reflexionsebene dar, indem sie unterschiedliche Lesarten und mögliche Kritikpunkte an den Geschichten gleich mitliefern. Dem Zeichner geben sie Gelegenheit zu Erläuterungen, die anderen Figuren repräsentieren ferner unterschiedliche Sichtweisen innerhalb des alternativen Milieus. Zwei Frauen vertreten feministische Positionen und kritisieren beispielsweise das Auftreten Paulas und den Sex zu dritt in „Peter hat endlich mal Schwein“ als gefährlichen männlichen Wunschtraum: „Das ham Typen wie du schon oft versucht, uns einzureden: seid glücklich, seid frei! Fickt nich mit *einem*, sondern mit *vielen* Männern!! Du – das ham wir mittlerweile spitz gekriegt, dass uns das nicht weiterbringt!“<sup>112</sup> Ein langhaariger marxistisch orientierter Theoretiker fragt regelmäßig nach der revolutionären Relevanz der Geschichten und fordert bei jeder Gelegenheit, den Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital sichtbar zu machen, also: „Weg von den irrelevanten Vögelszenen, hin zur klaren ökonomischen Aussage!!!“<sup>113</sup> Unterstützt wird er von einem anderen Linken, dem besonders die Darstellung der Arbeiterklasse am Herzen liegt, bei der er deutliche Defizite sieht, weil dem Zeichner „straffe politische Arbeit an der Basis fehlt“.<sup>114</sup> Die Gruppe wird schließlich vervollständigt durch einen Homosexuellen, dessen Anregung ihn dazu bringt, die entsprechende Episode in das Album aufzunehmen.

## 5 Fazit

Die Analyse des Fallbeispiels hat gezeigt, so lässt sich zusammenfassend feststellen, dass Comics ein wichtiges Medium der 1968er Generation waren, um Sexualität und Geschlechterverhältnisse zu verhandeln. Die Voraussetzung dafür bildeten die vielfach mit dem Begriff der Comic-Revolution bezeichneten inhaltlichen und ästhetischen Veränderungen im Medium seit Mitte der 1960er Jahre. Sie erfolgten sowohl in Europa als auch in den USA, wobei die entstehende deutsche Szene vor allem von den *underground comix* Robert Crumbs inspiriert wurde. Neben der Provokation und dem Protest gegen das Establishment zeichnete die Werke deutscher Künstler im internationalen Vergleich vor allem eine aufklärerische Zielsetzung aus. Sexualität

---

<sup>111</sup> Reiche 1979, S. 55.

<sup>112</sup> Ebd., S. 26. Hervorhebung im Original.

<sup>113</sup> Ebd., S. 16.

<sup>114</sup> Ebd.



sollte enttabuisiert, Geschlechterverhältnisse zum Gegenstand politischer Diskussionen und privater Reflexionen gemacht, deren gesellschaftliche Bedingungen offengelegt werden. Comics galten dabei als besonders geeignete Form, um sich innerhalb des alternativen Milieus über die eigenen Normen und Werte, sowie über die Schwierigkeiten und Probleme der Umsetzung im Alltag zu verständigen. In ihrer Betonung der Kreativität, Subjektivität und Authentizität der Autoren und wenigen Autorinnen sind sie wichtige visuelle Quellen für Lebensweise und Wahrnehmungen innerhalb des alternativen Milieus und gelten darüber hinaus als wichtige Wegbereiter der Graphic Novel.

## Quellen und Literatur

### Comics

Asterix im Hüttendorf [1982]. o.O. o.J.

Becker, Franziska (1983): Mein feministischer Alltag 1. Cartoons. München.

Boogaard, Theo van den (1973): Anne und Hans kriegen ihre Chance. Darmstadt.

The Complete Wimmen's Comix (2016). Seattle.

Meysenbug, Alfred von (1968a): Super-Mädchen. Das Ende der Verkäuferin Jolly Boom. Frankfurt a.M.

Meysenbug, Alfred von (1968b): Glamour Girl. Frankfurt a.M.

Reiche, Volker (1979): Liebe. Ein Männer-Emanzo-Comic (?!). Linden.

Reiche, Volker (1984): Erwachsenen-Comics aus Deutschen Landen. Bd. 1. Linden.

Supermädchen und andere Comics aus den letzten Tagen des großen Boom (1975). Frankfurt a.M.

### Literatur

Amenndt, Günter (1975): Künstler in der antiautoritären Bewegung. In: Supermädchen und andere Comics aus den letzten Tagen des großen Boom. Frankfurt a.M., unpaginert.

Baader, Meike Sophia (2008): Das Private ist politisch. Der Alltag der Geschlechter, die Lebensformen und die Kinderfrage. In: Dies. (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 153-172.

Crumb, R[obert]/Poplaski, Peter (2005): The R. Crumb Handbook, London.

Dolle-Weinkauff, Bernd (1990): Comics. Geschichte einer populären Literaturform in Deutschland seit 1945. Weinheim/Basel.

Dolle-Weinkauff, Bernd (2008a): Pop, Protest und Politik. Die Comics der 68er. In: Forschung Frankfurt 2, S. 38-45.

Dolle-Weinkauff, Bernd (2008b): Comics made in Germany. 60 Jahre Comics aus Deutschland 1947-2007. Wiesbaden.

Dorfmann, Ariel/Mattelart, Armand (1977): Walt Disneys „Dritte Welt“. Massenkommunikation und Kolonialismus bei Micky Maus und Donald Duck. Berlin.

- Fix, Marianne (1996): Politik und Zeitgeschichte im Comic. Mit einer annotierten Bibliographie für Öffentliche Bibliotheken. In: Bibliothek 20, S. 161-190.
- Frahm, Ole (2016): Produktion, Distribution und Rezeption von Comics und Graphic Novels. in: Abel, Julia/Klein, Christian (Hg.): Comics und Graphic Novels. Eine Einführung, Stuttgart, S. 38-55.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (<sup>4</sup>2008): Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA. München.
- Grünwald, Dietrich (2010): Zwischen Schund und Kunst. Comics in den 1970er Jahren. In: Deutsche Comicforschung 6, S. 132-143.
- Gundermann, Christine (2009): 50 Jahre Widerstand. Das Phänomen Asterix. In: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 6, H. 1, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2009/id=4506> (letzter Zugriff: 25.06.2017).
- Hangartner, Urs (2016): Sachcomics. In: Abel, Julia/Klein, Christian (Hg.): Comics und Graphic Novels. Eine Einführung, Stuttgart, S. 291-303.
- Hatfield, Charles (2005): Alternative Comics. An Emerging Literature. Jackson.
- Herms, Uwe (1975): Leichter, schneller, mehr verkaufen. In: Supermädchen und andere Comics aus den letzten Tagen des großen Boom. Frankfurt a.M., unpaginiert.
- Horn, Maurice (Hg.) (1976): The World Encyclopedia of Comics. New York.
- Jünger Maos (1969). In: Der Spiegel 43, S. 65-68.
- Kesper-Biermann, Sylvia (2017): Bildergeschichten gegen den Krieg. Comics und Friedensbewegung in den 1970er und 1980er Jahren. In: Dolle-Weinkauff, Bernd (Hg.): Geschichte im Comic. Essen, S. 307-324.
- Kesper-Biermann, Sylvia/Severin-Barboutie, Bettina (2014): Verflochtene Vergangenheiten: Geschichtscomics in Europa, Asien und Amerika. Perspektiven auf ein Forschungsfeld. In: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 24, H. 3, S. 7-28.
- Knigge, Andreas C./Schnurrer, Achim (<sup>3</sup>1980): Bilderfrauen/Frauenbilder. Eine kommentierte Bilddokumentation über das Bild der Frau im Comic. Hannover.
- Knigge, Andreas C. (1985): Sex im Comic. Frankfurt a.M.
- Knigge, Andreas C. (2016): Geschichte und kulturspezifische Entwicklung des Comics. In: Abel, Julia/Klein, Christian (Hg.): Comics und Graphic Novels. Eine Einführung. Stuttgart, S. 3-37.
- Kronthaler, Helmut (2009): Porno, Pop und Politik. Alfred von Meysenbug als Comic-Revolutionär. In: Deutsche Comicforschung 5, S. 118-125.
- Lenz, Ilse (2010): Das Private ist politisch!? Zum Verhältnis von Frauenbewegung und alternativem Milieu. In: Reichardt, Sven/Siegfried, Detlef (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen, S. 375-404.
- Litton, Claire (23.1.2007): No Girls Allowed! Crumb and the Comix Counterculture. In: pop matters, URL: <http://www.popmatters.com/feature/no-girls-allowed-crumb-and-the-comix-counterculture/> (letzter Zugriff: 25.08.2017).
- Metken, Günter (1970): Comics. Frankfurt a.M.
- Platthaus, Andreas (2008): Die 101 wichtigsten Fragen. Comics und Manga. München.
- Reichardt, Sven (2010): Von „Beziehungskisten“ und „offener Sexualität“. In: Ders./Siegfried, Detlef (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen, S. 267-289.

- Reichardt, Sven (2014): Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Berlin.
- Riha, Karl (1970): Zok Roar Wumm. Zur Geschichte der Comics-Literatur. Steinbach/Gießen.
- Robbins, Trina (1993): A Century of Women Cartoonists. Northampton.
- Robbins, Trina (1999): From Girls to Grrrlz. A History of ♀ Comics from Teens to Zines. San Francisco.
- Robbins, Trina (2016): Babes and Women. In: The Complete Wimmen's Comix. Seattle, S. VII-XIII.
- Rosenkranz, Patrick (2008): Rebel Visions. The Underground Comix Revolution 1963-1975. Seattle.
- Sackmann, Eckart (2016): Deutsche Underground-Comics – Versuch einer Annäherung. In: Deutsche Comicforschung 12, S. 106-139.
- Saldern, Adelheid von (2004): Markt für Marx. Literaturbetrieb und Lesebewegungen in der Bundesrepublik in den Sechziger- und Siebzigerjahren. In: Archiv für Sozialgeschichte 44, S. 149-180.
- Schikowski, Klaus (2014): Der Comic. Geschichte, Stile, Künstler. Stuttgart.
- Scholz, Michael F. (2010): Comics als Quelle der Geschichtswissenschaft. Mit Beispielen aus der DDR-Geschichte. In: Grünwald, Dietrich (Hg.): Struktur und Geschichte der Comics. Beiträge zur Comicforschung. Bochum/Essen, S. 199-217.
- Schwanhäuser, Anja (2002): Stilrevolte Underground. Die Alternativkultur als Agent der Postmoderne. Berlin.
- Schwanhäuser, Anja (2010): U-Zeitungen. Neue Medien für die Avantgarde der Eventkultur. In: Reichardt, Sven/Siegfried, Detlef (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen, S. 206-221.
- Siegfried, Detlef (2006): Protest am Markt. Gegenkultur in der Konsumgesellschaft um 1968. In: Hodenberg, Christina von/Ders. (Hg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik. Göttingen, S. 48-78.
- Tatum, Charles M. (1991): Rius: der Comic-Autor als Sozialkritiker und politischer Unruhestifter. In: Kagemann, H. Jürgen (Hg.): Comics und Cartoons in Lateinamerika. München, S. 55-70.
- Wertham, Fredric (1954): Seduction of the Innocent. New York.
- Wright, Bradford W. (2001): Comic Book Nation. The Transformation of Youth Culture in America. Baltimore/London.

### **Anschrift der Autorin**

Prof. Dr. Sylvia Kesper-Biermann  
 Universität Hamburg  
 Fakultät für Erziehungswissenschaft  
 Professur für Historische Bildungsforschung  
 Von-Melle-Park 8  
 D-20146 Hamburg  
 E-Mail: sylvia.kesper-biermann@uni-hamburg.de

## **Die Zweideutigkeit der Toterklärung des Autors. Männlichkeitsreflexive Überlegungen zu einem wirkmächtigen kulturellen Diskurs um 1968**

### **1 Einleitung**

Die Maiereignisse von 1968 bargen Hoffnungen auf Veränderungen in der gesamten Gesellschaft und Kultur. Und sie hatten unbestreitbaren Einfluss auf die geistes- und kulturwissenschaftliche Theoriebildung im Allgemeinen wie auf die Vorstellungen von Literatur und einige ihrer zentralen poetologischen Begriffe im Besonderen. An kaum einer Parole der Zeit lässt sich dies so gut festmachen wie an der von Roland Barthes in einem berühmten Essay eingeführten Formulierung vom *Tod des Autors*.<sup>1</sup> Diese stand im unmittelbaren Zusammenhang mit den auf den Straßen von Paris von Intellektuellen und StudentInnen gerufenen Parolen wie „libérez l’expression“, „l’imagination au pouvoir“ oder „L’art est mort, libérons notre vie quotidienne“.<sup>2</sup> Diese, die surrealistische Intention einer Aufhebung der Kunst in Lebenspraxis<sup>3</sup> wieder aufnehmenden Forderungen nach einer die Gesellschaft insgesamt verändernden Verbindung von Kunst und Leben setzte einen breiten Diskurs über den Begriff von Literatur in Gang. Es ging dabei einerseits um die Kritik an traditionellen (werkzentrierten) Literaturvorstellungen sowie an deren Exponenten, andererseits um den Versuch, neue Konzepte, vor allem auch neue Vorstellungen von Autor- und Leserschaft an deren Stelle zu setzen. Ich möchte im Folgenden einige der zentralen Texte der Debatte einer Relektüre unterziehen mit der Absicht, den vor einem halben Jahrhundert ausgerufenen *Tod des Autors* nicht etwa mit dem Hinweis seiner *Rückkehr* zu historisieren oder gar aus fachwissenschaftlicher Perspektive zu revidieren,<sup>4</sup> sondern einen in ihnen erstmalig zum Ausdruck kommenden Problemgehalt zu

---

<sup>1</sup> Vgl. Barthes 1968/2006.

<sup>2</sup> Zit. n. Michel 1968/2008, S. 169f.

<sup>3</sup> Vgl. Bürger 1974/2017.

<sup>4</sup> Vgl. dazu Jannidis u.a. 1999.

ergründen, der bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat. Mit anderen Worten: Die Offenlegung dessen, was ich im Folgenden die Zweideutigkeit der Toterklärung des Autors nennen möchte, lässt ein Problem erkennbar werden, das sich auch heute noch um die Verwendung und das Verständnis des Autorbegriffs rankt, nämlich dass wir es noch immer mit einem Konzept von Autorschaft zu tun haben, das einseitig männlich markiert ist und in großen Teilen innerhalb eines homosozialen Netzwerks schreibender männlicher Subjekte und ihrer professionellen Vermittler funktioniert, in das schreibende Frauen als Autorinnen kaum Einlass finden. Anders gesagt: Bis heute existiert kein dominanter Vorstellungsraum einer Wechselseitigkeit und aufeinander bezogenen Wirksamkeit von Autoren und Autorinnen, am wenigsten in der Institution Literaturwissenschaft. Mit der Feststellung eines solchen Ausbleibens sollen nicht die begrifflichen Innovationen und neuen Schreibweisen gelegnet werden, die von der Kritik am traditionellen Werk- und Autorkonzept seit 1968 ausgegangen sind. Es geht mir eher darum, ein bedeutendes kulturelles Ereignis und künstlerisch-wissenschaftliches Faktum um 1968 noch einmal zu durchdenken und zu zeigen, welche Probleme und offenen Fragen es bis heute bereitet. Ich werde dies in drei Schritten tun: Zunächst werde ich, um die allgemeine Atmosphäre des Diskurses um den ‚Tod‘ des Autors und der Literatur nachzuzeichnen, auf zwei Artikel des berühmten ‚Kursbuches 15‘ (1968) eingehen; der eine stammt von Karl Markus Michel, der andere von Hans Magnus Enzensberger. In einem zweiten Schritt werde ich auf zwei Texte der französischen Theoretiker Roland Barthes und Michel Foucault zurückkommen, die die Rede vom ‚Tod‘ oder ‚Verschwinden‘ des Autors ganz unterschiedlich in Szene setzen, nutzen und auch in der Folgezeit, in den 1970er Jahren, ein voneinander abweichendes Verständnis der Verbindung von Subjektivität und Schreiben artikulieren, welches sich allerdings aus ihrer vorangehenden Positionierung zum *Tod des Autors* ergibt. In einem dritten und abschließenden Schritt werde ich unter Rückgriff auf Positionen der feministischen Literaturwissenschaft zeigen, dass die von 1968 ausgehende radikale Infragestellung des Autor-Konzepts bis heute nicht dazu geführt hat, geschlechtlich-männlich markierte Werthaltungen, Vorurteile und Ausschlüsse (von Autorinnen) zu überdenken und damit die hegemoniale Geschlechtermarkierung im Bereich der Autorpoetik wie der Institution Literatur insgesamt zu transformieren. In Anknüpfung an die Relektüre, die ich aus spezifisch männlichkeitsreflexiver Sicht vornehme, werde ich einige Vorschläge dafür machen, wie eine Transformation kultureller Praxis, ausgehend von der Frage der Autorschaft, heute initiiert werden könnte. Damit schließe ich an die in der Debatte von 1968 enthaltenen Veränderungsimpulse an.

## 2 ‚Pompes funèbres‘

Unter diesem Titel leitet Hans Magnus Enzensberger im ‚Kursbuch 15‘ (1968) einen Essay über die neueste Literatur ein und horcht zunächst dem wieder einmal läutenden „Sterbeglöcklein für die Literatur“<sup>5</sup> nach. Die soeben auf den Straßen der europäischen Metropolen sich vollziehende Revolte richtet sich eben auch auf die Kunst und Kultur, deren Exponate und Exponenten einmal mehr zu Grabe getragen werden. Enzensberger kommentiert die sogenannte ‚Kulturrevolution‘, den inszenierten Bruch mit den Vorgängern und Vätern skeptisch. Sein Kollege Karl Markus Michel gibt sich in seinem im selben Heft erscheinenden Essay ‚Ein Kranz für die Literatur. Fünf Variationen über eine These‘ hingegen deutlich weniger distanziert. Seine Ausführungen beginnen mit einem bemerkenswerten Zitat einer Wandinschrift von Nanterre: „Plus jamais Claudel“.<sup>6</sup> Es folgen eine Reihe anderer Autornamen: Brecht, Beckett, Robbe-Grillet, sogar Aragon und Sartre. Sie alle werden, so Michel, verabschiedet, ja geradezu mortifiziert, zusammen mit ihren Kunstwerken. Zitiert wird aus Paris weiter: „L’art est mort, ne consommez pas son cadavre.“<sup>7</sup> Und direkt im Anschluss heißt es: „Die Kunst schlechthin, nicht Papas Theater und Opas Roman“.<sup>8</sup> Die Formulierungen sind ernst zu nehmen: Die Toterklärung zielt nicht auf einzelne Stücke und Texte von Papa und Opa, sondern auf die ganze von ihnen bis dahin geschriebene Literatur. Dass die auf den Straßen und in den Universitäten von 1968 sich vollziehende Mortifizierung des Autors in Gestalt seiner männlichen Genealogie sich in eine lange abendländische Tradition des immer wieder erfolgten symbolischen Vaternmords einschreibt, betont Michel wenige Abschnitte später, indem er suggestiv die „Väter“<sup>9</sup> von Heraklit bis Camus und Sartre aufruft und darauf verweist, dass sie von den Revolutionären zugleich zitiert und zu Grabe getragen werden. Interessant ist dieser Hinweis, weil er zeigt, dass der (symbolische) Vaternmord sich immer in einer doppelten Performanz verwirklicht: Im (wiederholten) Auf- und Anruf der Väter und zugleich in ihrer Liquidierung. Oder andersherum: in einer rituellen Toterklärung, die zugleich eine Fortschreibung ihrer Namen und der durch sie konstituierten männlichen Genealogie ist. Wenn Michel weiter schreibt, dass dieser Akt der bestehenden Kultur „keine neue Wendung, nur neues Blut zugeführt“<sup>10</sup> habe, dann steckt auch darin eine Zweideutigkeit: Das neue

---

<sup>5</sup> Enzensberger 1968/2008, S. 187.

<sup>6</sup> Michel 1968/2008, S. 169.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd., S. 170.

<sup>10</sup> Ebd.

Blut kann im übertragenen Sinne eine Revitalisierung der Kultur durch die Abschaffung der ‚Väter‘ bedeuten, es kann sich aber auch symbolisch um das Blut der Väter selbst handeln. Wie dem auch sei: Der Text spielt auf verschiedenen Ebenen mit dem Motiv des Vätermordes und deutlich wird in der Folge auch, dass die Subjekte der Kultur und des Schreibens, auch nach der Grablegung der Väter, fortan männlich sein werden: „[...] das [zukünftige, T.T.] Schreiben ist ein Handwerk, das gelernt sein will, wenn es seinen Mann ernährt“.<sup>11</sup> Wie eine revolutionäre Literatur nach den ‚Vätern‘ womöglich aussehen soll, lässt Michels Essay weitgehend offen. Eine beinahe beiläufige Formulierung, der gemäß in den schönen Garten der Literatur „ein Barbar“<sup>12</sup> eingebrochen sei, welcher nur sich selbst gelten lasse und dabei einiges zerstöre, sagt etwas über das martialische Selbstbewusstsein einer jungen linken Intellektuellengeneration aus, die ihren narzisstischen Gewaltphantasien im Schatten der Beobachtung revoltierender Studenten zumindest eine Zeitlang freien Lauf ließ.

Selbiges lässt sich übrigens nicht für den bereits erwähnten Essay von Enzensberger sagen. Er übt nämlich explizit Kritik an der Liquidierungsrhetorik seiner Zeitgenossen.<sup>13</sup> Darüber hinaus betont Enzensberger die Notwendigkeit einer zwar kritisch, nicht aber mortifizierend gegen die literarischen Väter gerichteten neuen Literatur. Diese dürfe nicht folgenlos bleiben, sondern beanspruche, ihrer Funktion als politisches und gesellschaftliches Aufklärungsmedium, in der Tradition eines Ludwig Börne stehend, gerecht zu werden. Konkret schwebt ihm dabei eine in den 1960er Jahren aufkommende kritische Reportageliteratur im Sinne etwa Günter Wallraffs vor. Enzensberger plädiert schließlich für eine literarische Praxis, bei der sich einzelne „Leser und Schreiber“<sup>14</sup> in eine kritisch-konstruktive Reziprozität begeben. Mit anderen Worten: Sie arbeiten an einem gemeinsamen aufklärerischen Projekt, das peu à peu auch mehr Menschen umfassen könne. Die beiden Essays im ‚Kursbuch 15‘ zeigen das Spektrum der Reflexion linker männlicher Mortifizierungsphantasien im deutschsprachigen Raum eindrucklich auf: Es reicht von der Lust auf Zerstörung von Traditionsbeständen und symbolische Vätermorde bis zur leisen Hoffnung auf Veränderung durch gesellschaftlich-kulturelle Praxis, an der prinzipiell alle Kulturschaffenden partizipieren können.

---

<sup>11</sup> Ebd., S. 175.

<sup>12</sup> Ebd., S. 184.

<sup>13</sup> Vgl. Enzensberger 1968/2008, S. 195.

<sup>14</sup> Ebd., S. 197.

### 3 Der Diskurs um den Autor in Frankreich: Roland Barthes und Michel Foucault

1968 publiziert Roland Barthes einen Text, der allein schon aufgrund seines Titels in die Literaturtheorie eingehen wird: ‚Der Tod des Autors‘. Deutlich stärker als seine deutschen Kollegen profiliert Barthes das Thema bzw. den Akt innerhalb der theoretischen Auseinandersetzung um die Frage, wie bzw. auf welche Weise und in welcher Gestalt der, der schreibt, sichtbar gemacht und tradiert wird. Allerdings erkennt man auch hier ähnlich wie bei Michel die zeittypische Performanz des symbolischen Vatermordes.<sup>15</sup> Der ‚Tod des Autors‘ ist nicht bloß eine Feststellung, sondern der Akt einer Mortifizierung. Barthes‘ Aggression richtet sich unverkennbar auf die traditionelle Figur eines durch die Überlieferungsmechanismen lebendigen männlichen Autors mit Über-Ich-Funktion:

„Der Autor herrscht noch in den literaturgeschichtlichen Lehrbüchern, den Schriftstellerbiographien, den Zeitschrifteninterviews und im Bewußtsein der Literaten selbst, die danach trachten, dank ihres Tagebuchs ihre Person und ihr Werk zu verschmelzen; das Bild der Literatur, das man in der gängigen Kultur antreffen kann, ist tyrannisch auf den Autor ausgerichtet, auf seine Person, seine Geschichte, seine Vorlieben und seine Leidenschaften [...].“<sup>16</sup>

Dass es auch bei Barthes um einen symbolischen Vatermord, also um eine Auseinandersetzung innerhalb einer männlichen Genealogie geht, zeigt folgende Textstelle:

„Der Autor, heißt es, *speise* das Buch, existiere also vor ihm, denke, leide und lebe für es; er unterhält zu seinem Werk die gleiche Beziehung der Vorgängigkeit wie ein Vater zu seinem Kind.“<sup>17</sup>

Genau an dieser Vorstellung setzt Barthes den Hebel an, indem er das mit der Figur des Vaters verbundene Autor-Konzept eliminiert und das Kind gleichsam an die leer gewordene Stelle des Vaters setzt. Direkt nach dem angeführten Zitat nämlich erhält die Figur des unzweifelhaft männlichen Kindes konkrete Konturen: „Der moderne Schreiber hingegen entsteht gleichzeitig mit seinem Text.“<sup>18</sup> Der moderne Schreiber (das „Kind“) unterscheidet sich von

---

<sup>15</sup> Heinrich Detering weist zu Recht darauf hin, dass Barthes‘ Toterkklärung des Autors ihre nachhaltige Wirkung vor allem auch dem gesellschaftlich-kulturellen Kontext von 1968 und den in dieser Zeit aufflammenden weltanschaulichen Kämpfen verdankte. Die literaturwissenschaftlichen Debatten haben die Formel vom *Tod des Autors* geradezu mit einer „metaphysischen Energie“ aufgeladen. Vgl. Detering 2002, S. X.

<sup>16</sup> Barthes 1968/2008, S. 58.

<sup>17</sup> Ebd., S. 60.

<sup>18</sup> Ebd.



seinem Vorgänger (dem „Vater“) darin, dass er seinem Werk nicht mehr *vorgängig* ist, sondern nur im Schreiben *ist*, d.h. im Akt des Schreibens performativ erzeugt wird. Als ein solcher kann der Schreiber, so die Vorstellung Barthes', den permanent auf ihm lastenden Druck seiner männlichen Vorgänger, der Autoren-Genies, abstreifen:

„der moderne Schreiber, der den ‚Autor‘ zu Grabe getragen hat, kann also aus der pathetischen Sicht seiner Vorgänger nicht mehr glauben, daß seine Hand zu langsam für sein Denken oder Fühlen sei und er folglich, aus der Not eine Tugend machend, diese Verspätung betonen und endlos an seiner Form ‚arbeiten‘ müsse“.<sup>19</sup>

Die Beseitigung der Väter kommt einer Befreiung gleich, denn nun wird die Hand des Schreibenden flink, das Feld der Einschreibung wird von keinem ‚Ursprung‘ her mehr strukturiert und überwacht. Barthes' Positionierung ist zwielichtig: Zum einen schreibt er sich in die um 1968 herrschende janusköpfige Logik der Zerstörung ein. Es steht ihm hier noch keine andere Kritik eines patriarchalen Autorkonzepts zur Verfügung als die Hypostasierung eines Verständnisses von Schreiben, das „Zerstörung jeder Stimme, jedes Ursprungs“<sup>20</sup> ist, damit jedoch in der männlich-ödipalen Matrix des Vatermordes verbleibt. Zum anderen öffnet sich für Barthes und für die Literaturtheorie der beginnenden 1970er Jahre mit der Grablegung des Autors ein ganz neues Feld produktiver Einschreibungen in das Diskursfeld der Literatur. Nicht nur wird der Leser – „ein Mensch ohne Geschichte, ohne Biographie, ohne Psychologie“<sup>21</sup> – in seiner Bedeutung für die Konstitution des Textes neu entdeckt, sondern auch die Bedeutung von Intertextualität. Das Schreiben imaginiert Barthes nun unter Rekurs auf Überlegungen Julia Kristevas<sup>22</sup> als ein freies Spiel mit Zitaten und Versatzstücken, das auf keinen endgültigen Sinn mehr festzulegen ist, sondern diesen immerzu auflöst und verflüchtigt. Dem entspricht auf der anderen Seite ein Lesen, das sich als das Zusammenhalten all der Spuren in einem bestimmten Feld begreift, aus denen das Geschriebene besteht. Dass sich dieses bei Barthes anbahnende Verständnis von Schreiben und Lesen vor allem auch gegen Sartres existenzialistische Auffassung richtet, der gemäß das Schreiben und das Lesen die jedes Mal neu zu treffende freie Wahl einer Verantwortung bedeutet, durch die sich das Subjekt im Feld der Literatur allererst als solches konstituiert, liegt auf der Hand.<sup>23</sup> Allerdings wird Barthes in der Folgezeit seine kompromiss-

---

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ebd., S. 57.

<sup>21</sup> Ebd., S. 63.

<sup>22</sup> Vgl. dazu Jannidis 1999, S. 14.

<sup>23</sup> Vgl. zur intensiven Auseinandersetzung Barthes' mit Sartre über Jahrzehnte die instruktiven und differenzierten Ausführungen in Brune 2003, S. 47ff.

lose Gegenpositionierung aufgeben und die Kritik am traditionellen Autor- und Subjektverständnis weniger vollmundig weiter verfolgen.

Werfen wir zunächst aber einen Blick auf einen nur wenige Zeit später gehaltenen Vortrag von Michel Foucault, der sich ebenfalls mit der Frage des Autors beschäftigt und als einer der wichtigsten Texte zum Problem der Autorschaft überhaupt gilt. Interessant ist dieser Vortrag u.a. auch, weil er die um 1968 vielfach zu vernehmenden Toterklärungen des Autors zum Anlass nimmt, dessen Bedeutung und Wirkmächtigkeit in besonderer Weise hervorzuheben. Indem er sich so von Barthes und anderen absetzt, bestätigt er, vielleicht ohne es zu beabsichtigen, einmal mehr die Unumgebarkeit und Unanfechtbarkeit der mann-männlichen Genealogie, und zwar im Bereich des gesamten geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskursfeldes. Männlichkeitsreflexiv gesagt: In der Mortifizierung der Väter rufen ihre Söhne sie umso lauter an. Toterklärungen sind Anrufungen und als solche perpetuieren sie die mann-männliche Genealogie der Autoren. Foucault restituiert in seinem Vortrag ‚Was ist ein Autor?‘ diese Genealogie, vor allem auch auf der rhetorischen Ebene.

Am 22. Februar 1969 hält Foucault diesen Vortrag vor den Mitgliedern der Französischen Gesellschaft für Philosophie. Das Thema des Vortrags steht mit der Redesituation in einer untergründigen Verbindung. Foucault spricht vor und zu den Vertretern einer Disziplin, die ihr ganzes Selbstverständnis und die Dignität ihrer Gegenstände aus dem ständigen Bezug auf und aus der ständigen Rückkehr zu männlichen Autoren und ihren Werken begründen. Es ist geradezu die Unmittelbarkeit des Bezugs jedes Philosophen zu seinen überlebensgroßen Vorgängern und ihren Werken, die ihn selbst in die Größe und Geltung einschreiben, welche mit den Namen von Plato bis Hegel und darüber hinaus in der Disziplin garantiert ist. Vor einer solchen illustren Gesellschaft überhaupt die Instanz des Autors zu befragen, ist an sich schon ein gewagtes Unternehmen. Noch mehr wird es zu einem solchen, wenn bereits die ersten Sätze der Vortragsankündigung den autordestruktiven zeitgenössischen Diskurs als Rahmung der vorzutragenden Überlegungen vorstellen:

„Wen kümmert’s, wer spricht?“ In dieser Gleichgültigkeit äußert sich das wohl grundlegendste ethische Prinzip zeitgenössischen Schreibens. Das Zurücktreten des Autors ist für die Kritik zu einem mittlerweile alltäglichen Thema geworden. Wesentlich ist jedoch nicht, einmal mehr sein Verschwinden festzustellen, sondern als – ebenso gleichgültige wie zwingende – Leerstellen die Orte ausfindig zu machen, an denen er seine Funktion ausübt.“<sup>24</sup>

---

<sup>24</sup> Foucault 1969/1993, S. 7.

Auf das Skandalöse und Provozierende dieser Sätze ist oft hingewiesen worden. Es ist hier nicht der Ort, die weit verzweigte Rezeption von Foucaults Text und die Kritik an seinen Thesen zu rekonstruieren.<sup>25</sup> Ich möchte im Zusammenhang meiner Überlegungen lediglich auf Foucaults schillernden, keineswegs eindeutigen Umgang mit der Formel vom ‚Tod‘ bzw. ‚Verschwinden‘ des Autors in Bezug auf den Effekt einer erneuten männlich-homozozialen Codierung hinweisen.

In dieser Absicht richte ich den Blick zunächst auf ihre rhetorische Operationalisierung. Foucault will sich offenbar vor den französischen Philosophen nachhaltig zu Gehör bringen. Dazu setzt er eine rhetorische Strategie der Selbstpositionierung ein.<sup>26</sup> Mit dem von Beckett stammenden Fragesatz „Wen kümmert’s, wer spricht?“<sup>27</sup> brüskiert er gleich zu Beginn und dann noch einmal ganz am Ende (Becketts Frage bildet auch den letzten Satz des Vortrags) seine Zuhörer. Denn die versammelten Philosophen kümmert es sehr wohl, wer vor und zu ihnen spricht (selbstverständlich auch bei der Lektüre des philosophischen Kanons).<sup>28</sup> Die anfängliche Polemik scheint sich auf die Adressaten zu übertragen. Jean Wahl, der Sitzungsleiter, macht bei der Vorstellung des offenbar verspätet eingetroffenen Foucault unmissverständlich klar, dass man die Herren nicht warten lässt. Der offensichtlichen Brüskierung des Auditoriums durch den Redner folgt eine sehr kurze, ironische Einführung durch den Sitzungsleiter. Wahl stellt Foucault nicht als Autor bedeutender Arbeiten vor,<sup>29</sup> sondern als „de[n] von *Les Mots et les Choses*, de[n] mit der Doktorarbeit über den Wahnsinn“.<sup>30</sup> Daraufhin ergreift Foucault das Wort und redet zunächst einmal nicht über sein Thema, sondern zum Auditorium. Die Publikumsansprache operiert mit rhetorisch genau identifizierbaren Elementen. Zunächst wendet er sich an sein Publikum und unterwirft sich ihm zum einen dadurch, dass er seine Überlegungen als „viel zu unbedeutend“<sup>31</sup> hinstellt, und zum anderen durch die Ansprache der Anwesenden als wissendere Kommunikationspartner, deren Strenge er, Foucault, einerseits fürchte, deren Anregungen dem entstehenden Forschungs-

<sup>25</sup> Vgl. dazu etwa van Peer 1999, S. 110-114; Lauer 1999, S. 209-225; Scholz 1999, S. 329-335; Jannidis 1999, S. 353-360.

<sup>26</sup> In einer kürzlich erschienenen, anregenden Studie hat Ulrich Barteit unter Einführung des Begriffs der ‚Inaugurationsstrategien‘ solche rhetorischen Selbsteinsetzungen von Philosophen in kritischer Absicht an den Werken von Husserl und Heidegger analysiert. Vgl. dazu Barteit 2017.

<sup>27</sup> Zit. n. Foucault 1969/1993, S. 7.

<sup>28</sup> Vgl. in Bezug auf die von Foucault als Gewährsmänner angeführten literarischen Autoren (Flaubert, Proust, Kafka) ähnlich argumentierend: Lauer 1999, S. 219.

<sup>29</sup> Foucault war 1969 vor allem durch ‚Die Ordnung der Dinge‘ (1966) bereits ein weithin bekannter Autor. Vgl. Schneider 2008, S. 4.

<sup>30</sup> Zit. n. Foucault 1969/1993, S. 8. Hervorhebungen T.T.

<sup>31</sup> Ebd.

projekt andererseits zweifellos zugutekämen. Dieser Redeeröffnung, der *Communicatio*,<sup>32</sup> folgt unmittelbar eine *Apostrophe*: Zum Auditorium sprechend wendet der Redner sich zugleich von ihm ab und redet indirekt seinen abwesenden, kurz zuvor verstorbenen Lehrer Jean Hyppolite an. Er sei der eigentliche Zuhörer und Diskussionspartner. In die dem verstorbenen Lehrer erbrachte Ehrerbietung baut Foucault allerdings in der Folge eine polemische Spitze gegen das Auditorium – womöglich sogar mit einer kalkulierten *laesio* – ein. Am Ende der Vortragseröffnung heißt es: „Doch da ja die Abwesenheit der erste Ort des Diskurses ist, gestatten Sie mir bitte, daß ich mich heute Abend in erster Linie an ihn [Hyppolite, T.T.] wende.“<sup>33</sup> Der Topos der Abwesenheit – dem die Referenz auf den toten Lehrer Hyppolite zugrunde liegt – wird hier in einer doppelten Stoßrichtung aktiviert: Zum einen wird der Tod des Lehrers, Autors und Mannes Hyppolite in polemischer Absicht gegen die anwesenden Philosophen gewendet, indem sie zu Abwesenden erklärt werden (Foucault wendet sich ja zu ihnen sprechend von ihnen ab und erklärt einen Verstorbenen zu seinem eigentlichen Zuhörer); zum anderen wird der Tod des Lehrers, Autors und Mannes Hyppolite durch Foucaults Hinwendung zu ihm in eine Anwesenheit verkehrt. Der Tote lebt in Foucaults Vortrag weiter, freilich in der Bewegung einer Rückkehr, jedoch nicht des Lehrers, sondern Foucaults: Denn der Schüler kehrt an den „erste[n] Ort des Diskurses“, gleichsam an seinen Ursprung, zurück.<sup>34</sup>

Ich will nun ausschließlich an einer Passage des thematischen Teils des Vortrags zeigen, dass die in der Eröffnung in Szene gesetzte Figur der anwesenden Abwesenheit bzw. der abwesenden Anwesenheit das Schillernde und Zweideutige auch der Ausführungen über den Begriff und die Funktion des Autors ausmacht. Und zwar wird das besonders in den Passagen deutlich, in denen Foucault den Funktionstyp des ‚Diskursivitätsbegründers‘ beschreibt. Bei einem Diskursivitätsbegründer handelt es sich um einen Autor nicht nur eines Werkes, sondern einer Theorie, ja einer Tradition und eines Faches. Foucault führt als Beispiele Marx und Freud an. Von anderen Wissenschaftsbegründern setzen sich diese beiden Autoren dadurch ab, dass sie „Raum gegeben [haben, T.T.] für etwas anderes als sie selbst, das jedoch zu dem

<sup>32</sup> Vgl. dazu und zum Folgenden Ottmers/Klotz 2007, S. 189–202.

<sup>33</sup> Foucault 1969/1993, S. 8.

<sup>34</sup> Foucault wandte sich am Ende seiner Inauguralvorlesung am Collège de France im Dezember 1970 erneut in emphatischer Weise an seinen Lehrer Jean Hyppolite als einen Autor großer Bücher über die „Hauptgestalten“ der modernen Philosophie: Hegel, Marx, Fichte, Kierkegaard und Husserl. Und er schreibt sich ein in diese illustre Reihe als Schüler eines Lehrers, der diesem „unendlichen Dank“ schuldet. Im Pantheon des französischen Geistes nimmt er fortan die Stelle ein, die zuvor sein Lehrer innehatte: „Ich weiß, warum ich solche Angst hatte, das Wort zu ergreifen: ich habe das Wort an dem Ort ergriffen, wo ich ihn gehört habe, und wo er nicht mehr ist, um mich zu hören.“ Vgl. Foucault 1972/1994, S. 48f.

gehört, was sie begründet haben“.<sup>35</sup> Diese zunächst kryptische Formulierung wird verständlich, wenn man Foucaults Gedanken hinzunimmt, dass nur im Falle solcher Autoren etwas denkbar ist wie „eine Rückkehr zum Ursprung“.<sup>36</sup> Im Gegensatz zu Reaktualisierungen und Wiederentdeckungen ist die ‚Rückkehr zu‘ dadurch gekennzeichnet, dass es zuvor ein „Vergessen, nicht die Überlagerung durch Unverständnis, sondern ein wesentliches und konstitutives“<sup>37</sup> gegeben haben muss. Weiter heißt es: „Der Begründungsakt [des Autors als Diskursivitätsbegründer, T.T.] ist nämlich seinem Wesen nach so, daß er nur vergessen werden kann.“<sup>38</sup> Mit anderen Worten: Konstitutiv für den Status der in Rede stehenden Autoren ist ihre Abwesenheit. Man kann und wird zu ihnen immer wieder zurückkehren nur über diese Abwesenheit. Was ist aber dieses wesentliche, konstitutive Vergessen anderes als ein Akt des Abwesendmachens bzw. der Mortifizierung? Man ‚tötet‘ sie, gibt sie als Urheber der Vergessenheit anheim als Bedingung dafür, zu ihnen zurückzukehren. Auf die Lektüre ihrer Texte übertragen heißt das, dass der Akt des Vergessens ein Umgehen von Lücken und Löchern, von Abwesenheiten in den Texten ist, die die erneute Lektüre, die Rückkehr, als solche allererst aufdeckt. Solche Bewegungen der Rückkehr fügen Foucault zufolge der Diskursivität nichts hinzu wie in anderen Fällen, sondern sie transformieren die Diskursivität selbst. Die Quelle der Transformation ist also immer wieder und ausschließlich das Werk des Diskursivitätsbegründers. Wenn Foucault in Bezug auf die Rückkehr schließlich noch auf die Rätselhaftigkeit „des Zuschnitts der Texte und des Autors“<sup>39</sup> verweist und in diesem Zusammenhang auf den Akt der Begründung sowie darauf, dass wir es etwa bei Freud und Marx mit „bestimmten“<sup>40</sup> Autoren zu tun haben, so wird man den Eindruck nicht los, dass die Funktion Diskursivitätsbegründer an einen Subjektivitätstheoretisch markierten Begriff von Autorschaft und Werkhaftigkeit rückgekoppelt wird. Ein wesentlicher Grund dafür ist, dass diese Rückkopplung mittels der Figur der ‚Rückkehr‘ assoziativ aufgeladen wird mit der Vorstellung einer Rückkehr zum Vater. Zu denken ist dabei sowohl an das neutestamentliche Gleichnis vom verlorenen Sohn als auch an Lacans Term des *Nom-du-Père*. Dieser steht bei Lacan u.a. für die Einführung des Kindes, des Sohnes in die Kultur.<sup>41</sup> Diese wird möglich durch die vom Kind erst spät entdeckte Liebe zum Vater, nachdem dieser zuvor im ödipalen Konflikt den Hass des Kindes, des Sohnes, auf sich gezogen hatte. Was der Name-des-

---

<sup>35</sup> Foucault 1969/1993, S. 25.

<sup>36</sup> Ebd., S. 27.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Ebd., S. 28.

<sup>40</sup> Ebd., S. 29.

<sup>41</sup> Vgl. dazu und zum Folgenden die instruktiven Ausführungen in Widmer 1997, S. 126f.

Vaters auf der Ebene des Symbolischen etabliert, ist eine ständige Bewegung des Entzugs, des Mangels, der das Begehren in Bewegung hält und es dabei immer wieder wie zu einem Ursprung hin ausrichtet. Ganz ähnlich entwirft Foucault den Autor als Diskursivitätsbegründer in der Bewegung des konstitutiven Vergessens und der ‚Rückkehr zum Ursprung‘. Die Rätselhaftigkeit des Zuschnitts von Text und Autor liegt genau in der Figur abwesender Anwesenheit.<sup>42</sup> Und diese ist im Diskurs des Autors männlich, um nicht zu sagen phallisch markiert.

Aus dieser Perspektive könnte man sogar die These ableiten, dass die am Schluss von Foucaults Vortrag in Aussicht gestellte Kultur, die sich aus der „Namenlosigkeit des Gemurmels“<sup>43</sup> von Diskursen zusammensetzt, nur dann einigermaßen schlüssig aus den vorausgehenden Überlegungen hervorgeht, wenn man sie als Modus des oben beschriebenen konstitutiven Vergessens versteht. Dieser Modus des Vergessens hätte seine adäquate sprachliche Artikulation dann z.B. in der Beckett’schen Frage ‚Wen kümmert’s, wer spricht?‘, aber auch in den Werken anderer Autoren wie Mallarmé oder Kafka, auf die Foucault, Barthes und ihre Mitstreiter die Vorstellung von der Abwesenheit des Autors zurückführen konnten.<sup>44</sup> Eine Kultur des Gemurmels von Diskursen jedoch war von Foucault mit Sicherheit nicht als utopischer Endzustand anvisiert, wie mancher Interpret meint.<sup>45</sup> Eher war sie wohl momentanes Kondensat des männlich-melancholischen Blicks ins Nichts, von dem aus Wege der Rückkehr allererst wieder möglich wurden.

## 4 Verschiebungen: Das Subjekt der Sorge und der Schreiber

In der Spätphase seines Denkens wendet sich Foucault nicht erneut der Autorfunktion zu, allerdings vollzieht er einmal mehr eine Rückkehr, diesmal zu den antiken Philosophen. Es geht ihm nun darum, die Geschichte der Subjektivität neu zu schreiben. Es kann an dieser Stelle nicht die Frage beantwortet werden, ob Foucault mit der Rekonstruktion von ethisch-ästhetischen Sorgepraktiken in der Antike eine ‚Rückkehr zum Subjekt‘ vollzieht (wenn ja, dann eine, die, wie er selbst schreibt, aus einem Bruch mit dem Subjektbe-

---

<sup>42</sup> Mit Lacans Term des ‚Namens-des-Vaters‘ und der durch ihn in Gang gesetzten „Skandierung der Anwesenheiten und Abwesenheiten“ hatte sich Foucault schon früh auseinandergesetzt. Vgl. Foucault 1962/2012, bes. S. 41.

<sup>43</sup> Foucault 1969/1993, S. 31.

<sup>44</sup> Vgl. dazu Lauer 1999, S. 216ff.

<sup>45</sup> So Lauer, vgl. ebd., S. 218f.

griff der modernen Philosophie seit Descartes hervorgeht<sup>46</sup>). Ich möchte lediglich darauf hinweisen, dass die von Foucault wiederentdeckte antike Ethopoietik auch in ihren vielfältigen Formen des Lesens und Schreibens, des Redens und Zuhörens den Raum rein männlicher Subjektivierungspraktiken nie verlassen hat. Daraus hat Foucault auch keinen Hehl gemacht. In ‚Der Gebrauch der Lüste‘ schreibt er:

„Es ist eine reine Männermoral: eine Moral, die von Männern gedacht, geschrieben, gelehrt wird und an Männer – natürlich freie – gerichtet ist [...] sie versucht nicht, ein Verhaltensfeld und einen Regelbereich [...] für die beiden Geschlechter zu definieren; sie ist eine Ausarbeitung des männlichen Verhaltens vom Standpunkt der Männer aus mit dem Ziel, ihrer Lebensführung Form zu geben.“<sup>47</sup>

Andrea Maihofer hat in ihrer Studie ‚Geschlecht als Existenzweise‘ darauf aufmerksam gemacht, dass in den von Foucault rekonstruierten Texten „ein hegemonialer Diskurs formuliert [wird] über das, was den Mann als ‚Mann‘ auszeichnet.“<sup>48</sup> Die Subjektkonstitution über die antiken Sorgepraktiken dient zugleich der Herstellung bzw. der Reproduktion männlicher Hegemonie und Autarkie, wie sie im Herrschafts- und Machtgefüge der antiken *polis* ganz selbstverständlich war. Diesen homosozialen Raum hat Foucault nicht wirklich in Frage gestellt bzw. überschritten, weder in seinen Überlegungen zum Autor noch in seiner in anderer Hinsicht bedeutsamen Wiederentdeckung eines Subjekts der (Selbst-)Sorge.<sup>49</sup>

Kommen wir auch noch einmal auf Roland Barthes zurück. Barthes hat als Schriftsteller gewissermaßen Konsequenzen aus der von ihm selbst vollzogenen Mortifizierung des Autors gezogen. Das, was Foucault in seinem Vortrag über den Autor als „Ego-Pluralität“<sup>50</sup> bezeichnet, die Funktion Autor als Verteilung des Diskurses auf unterschiedliche faktuale und fiktionale Egos sowie auf deren „Zersplitterung“,<sup>51</sup> praktiziert Barthes in seiner Autobiographie ‚Roland Barthes par Roland Barthes‘ (1975, der irreführende Titel der deutschen Übersetzung lautet: ‚Über mich selbst‘), ein Buch, das schnell zu den exemplarischen Autofiktionen der 1970er Jahre avancierte. Was Barthes allerdings von Foucault unterscheidet, ist der geschlechtertheoretisch wichti-

<sup>46</sup> Vgl. Foucault 1982/2009, S. 241f.

<sup>47</sup> Foucault 1984/1989, S. 33.

<sup>48</sup> Maihofer 1995, S. 133.

<sup>49</sup> Vgl. für eine differenzierende Anknüpfung an Foucaults Wiederentdeckung antiker Sorgepraktiken in männlichkeitstheoretischer wie -historischer Perspektive Tholen 2017.

<sup>50</sup> Foucault 1969/1993, S. 22. Der Gedanke der ‚Ego-Pluralität‘ ist keine Erfindung Foucaults, sondern lässt sich z.B. schon bei dem von Foucault, Barthes und anderen französischen Poststrukturalisten äußerst geschätzten Friedrich Nietzsche finden. Vgl. dazu Stingelin 2002, S. 85f.

<sup>51</sup> Foucault 1969/1993, S. 23.

ge Umstand, dass er sich in seinen späten Texten stark auf die Figur der Mutter bezieht, sowohl als reale Person als auch als symbolisches Zeichen.<sup>52</sup> Das führt zu einer veritablen Verschiebung der Vorstellung und des Selbstverständnisses des Schreibenden, der sich nicht mehr länger als Autor innerhalb einer „Vatersprache“, sondern als lustvoller Schreiber innerhalb einer „Muttersprache“ sieht.<sup>53</sup> Dementsprechend wendet Barthes sich bei seiner eigenen späten Inauguration am Collège de France (1977) und der Skizzierung seines Forschungsprogramms der Figur der Mutter zu. Das Ziel seines semiologischen Forschens und Lehrens soll es sein, „jeden *sich verfestigenden* Diskurs zu verhindern“<sup>54</sup> durch abschweifendes und fragmentierendes Darlegen und Schreiben. Barthes vergleicht eine solche Tätigkeit

„mit dem Hin und Her eines Kindes [...], das in der Nähe seiner Mutter spielt, sich von ihr entfernt, dann zu ihr zurückkehrt, um ihr einen Stein, einen Wollfaden zu bringen, so rings um ein friedliches Zentrum einen Spielraum schaffend, innerhalb dessen der Stein oder Wollfaden letztlich weniger bedeuten als das von Eifer erfüllte Geschenk, das daraus gemacht wird.“<sup>55</sup>

Carlo Brune versteht diese Passage des Vortrags auch als „Widmung“<sup>56</sup> an die im Hörsaal anwesende Mutter, die – real wie symbolisch – zum Zentrum des Schreibens des Sohnes werde, das dieser immerzu umkreise. Übrigens auch nach ihrem Tod, am intensivsten vielleicht im ‚Tagebuch der Trauer‘. Im Mutterraum schreibend, bekennt sich der Schreiber Barthes als liebendes und trauerndes Ich. Damit öffnet er wie kaum ein anderer männlicher Autor/Theoretiker die Möglichkeit, Schreiben und Autorschaft nicht mehr ödipal im Kreislauf von Mortifizierung und Rückkehr zu begreifen. Andererseits ist es auch ihm nicht gelungen, die Praxis des Schreibens und Lesens aus ihrer hartnäckigen Verankerung in einem männlich-homosozialen Raum zu lösen. Autorinnen als wesentliche Bezugspunkte kommen in seinem fragmentarischen Text-Universum so gut wie nicht vor. Trotz seines Eintritts in einen Mutterraum des Schreibens bleibt auch bei Barthes der Autor bzw. der Schreiber letztlich männlich. Davon, dass er dies womöglich geahnt hat, könnte der Wunsch zeugen, dass er mit seinem Schreiben der verstorbenen Mutter posthum Anerkennung verschaffen will, wie es im ‚Tagebuch der Trauer‘ heißt:

<sup>52</sup> Vgl. dazu Brune 2003, S. 259.

<sup>53</sup> Diese Unterscheidung entnehme ich Brune 2003, S. 186-191, der überzeugend nachweist, dass sich Barthes spätestens seit ‚Die Lust am Text‘ vom Primat des Vaters bzw. dem ‚Nom-du-Père‘, wie ihn Lacan noch verteidigt, abzusetzen beginnt, vor allem auch unter Rückgriff auf Kristevas semiotisches Konzept der ‚chora‘.

<sup>54</sup> Barthes 1978/1980, S. 63.

<sup>55</sup> Ebd., S. 65.

<sup>56</sup> Brune 2003, S. 261.



„Ehe ich mit *Weisheit und Stoizismus* den (übrigens nicht absehbaren) Gang des Werkes wiederaufnehme, muß ich (ich spüre es deutlich) dieses Buch zu Mam. schreiben. In gewissem Sinne ist es so, als müßte ich *Mam. Anerkennung verschaffen*.“<sup>57</sup>

Die Figur der abwesenden Mutter wäre in dieser Lesart die Leerstelle im Text des Sohnes, eine gleichsam substitutive Lücke, die nicht nur die fortgesetzte Abwesenheit der Frau<sup>58</sup> im literarischen wie kulturellen Diskurs über den Autor markieren würde, sondern von heute aus betrachtet auch einen Appell enthielte, Autorschaft anders zu denken: im Sinne eines Frauen wie Männern Anerkennung verschaffenden Schreibens, in das Autorinnen mit Autoren wie in einen gemeinsamen Raum eintreten.

## 5 Die Aufgabe stellt sich von neuem!

Dass die vielfältigen Mortifizierungen des Autors im Umfeld der Kulturrevolte von 1968 neue Formen des Schreibens und der Subjektivierung, gerade auch im Feld der literarischen Konstituierung von Autorschaft, vor allem im Bereich des autobiographischen Schreibens, ermöglicht haben, lässt sich nicht bestreiten. Die Innovationen verdanken sich dabei einerseits einer Erweiterung des Literaturbegriffs, andererseits poststrukturalistisch inspirierter Formen einer stets verschieb- und aufschiebbaren, performativen, zwischen Faktualität und Fiktionalität oszillierenden Identität.<sup>59</sup> Andererseits haben sich die im Zeichen des Neuen, der Befreiung und des Anderswerdens vollziehenden Toterklärungen von Literatur und Autor nur bedingt dafür nutzen lassen, in das neu entstehende kulturelle Feld Frauen als Autorinnen so zu inkludieren, dass Autorschaft in der Praxis wie in der Theorie zu einem Männer und Frauen *gemeinsamen* Anliegen und Problem geworden wäre.<sup>60</sup> Selbstverständlich hat die feministische Literaturwissenschaft sich große Verdienste um die Sichtbarmachung eines solchen Ausbleibens, einer fortwährenden Ausschließung von Frauen aus dem kulturellen und literarischen Feld gemacht. Ihre Vertreterinnen wie etwa Sigrid Weigel müssen noch in den 1980er Jahren gerade in Bezug auf den literaturwissenschaftlichen Um-

---

<sup>57</sup> Barthes 2009/2010, S. 143f.

<sup>58</sup> Die Abwesenheit der Frau in der Kultur ist freilich oft genug auch Resultat einer Mortifizierung, wie die feministische Forschung überzeugend nachgewiesen hat, vgl. vor allem Bronfen 1992/1994.

<sup>59</sup> Vgl. etwa Kraus 2013.

<sup>60</sup> Vgl. zur mangelnden Dialogizität und Resonanz von Männern in Bezug auf das asymmetrische Verhältnis der Geschlechter um 1968, das von intellektuellen Frauen kritisiert wurde und vor allem auch die Männlichkeitskonstruktionen betraf, Baader 2012 und Tholen 2012.

gang mit der Autorinstanz konstatieren, dass sie rein männlich konnotiert ist: „Der Autor als Instanz *ist* männlich.“<sup>61</sup> Weigel kommt zu dieser Einschätzung bezeichnenderweise unter Bezug auf Foucaults Vortrag über den Autor. Und sie weist auch darauf hin, dass weibliche Schriftsteller ebenso wie männliche unter die *eine*, männliche Autorinstanz subsumiert werden. Auf der anderen Seite arbeitet zeitgleich zu den Toterklärungen des Autors eine ganze Frauenliteraturgeschichtsschreibung an der (Wieder-)Entdeckung der Textkorpora schreibender Frauen aus unterschiedlichen Jahrhunderten.<sup>62</sup> Das führt zu Spannungen und Paradoxa, die Sigrid Nieberle auf den Punkt gebracht hat:

„Durch die Frauenforschung der 1970er Jahre erfuhr der in die Kritik geratene Autor eine unwillkürliche Re-Vitalisierung zu einer Zeit, als sein ‚Tod‘ gerade erst proklamiert worden war.“<sup>63</sup>

Sie führt weiter aus, dass die Verabschiedung des Autorbegriffs die feministischen Literaturwissenschaften in eine aporetische Konstellation gebracht habe. Sie hätten sich vor die Wahl gestellt gesehen, die Abschaffung der Autorinstanz als gleichzeitige Abschaffung der Kategorie Geschlecht für eine vermeintlich geschlechtsneutrale Wahrnehmung und Wertung von Literatur zu begrüßen oder auf die Gefahr hinzuweisen, dass mit der Irrelevanz der Kategorie des Autors auch die Funktion der Autorin irrelevant werde und damit das lange Zeit wirksame Vergessen und die Unsichtbarkeit von Autorinnen fortgesetzt werde.<sup>64</sup>

Nun meine ich, dass die Probleme dann entstehen, wenn man die geschlechterbezogene Inkommensurabilität zwischen den oben erneut gelesenen Texten männlicher Theoretiker und den Anliegen feministischer Literaturwissenschaft nicht ernst genug nimmt. Mit der männlichkeitsreflexiven Relektüre des Diskurses um den *Tod des Autors* sollte gezeigt werden, dass die diesbezüglichen Essays von männlichen Autoren um 1968 zumindest Passagen enthalten, in denen die Mortifizierung des Autors eine rein männlich-homosexuelle und meistens ödipale Angelegenheit ist. Mit anderen Worten: Dem Diskurs über den ‚Tod‘ von Literatur und Autor liegt ein ödipaler Code mann-männlicher Abstoßung und Anziehung zugrunde.<sup>65</sup> Entgegen der Einschätzung Nieberles, der zufolge in den Texten von Barthes und Foucault

---

<sup>61</sup> Weigel 1990, S. 236.

<sup>62</sup> Vgl. etwa die groß angelegten Projekte einer Literaturgeschichte der Texte von Frauen: Gnüg/Möhrmann 1985; Brinker-Gabler 1988.

<sup>63</sup> Nieberle 1999, S. 256.

<sup>64</sup> Vgl. ebd., S. 256f.

<sup>65</sup> Aufgezeigt und in eine allgemeine Dichtungstheorie konvertiert wird dieser Code in der klassischen Studie von Bloom 1973/1995.

nicht thematisiert werde, dass der Autor ein Mann sei,<sup>66</sup> bin ich der Ansicht, dass eine solche Thematisierung in diesen Texten latent vorhanden und wirksam ist. Und es darf hinzugefügt werden: Auch die *Toterklärer* sind Männer. Der Mortifizierungsdiskurs ist einer, der in einer genealogischen Verkettung von symbolischen Vätern und Söhnen steht.

Nieberle äußert sich nochmals in ihrer Einführung *Gender Studies und Literatur* zu dem Problem von Autorschaft und Geschlecht und bleibt auch hier unentschieden in der Frage, ob die Texte von Barthes und Foucault auf die Autorin übertragbar sind.<sup>67</sup> Ich selbst möchte von einer Übertragung abraten und für den alternativen Weg plädieren, die Impulse der Kritik und der Transformation, die von der Debatte um den Autor 1968 ausgegangen sind, aufzunehmen, ohne sie jedoch länger im ausschließlich männlich-homosozialen Zirkel von Abwesenheit und Anwesenheit, ‚Tod‘ und ‚Rückkehr des Autors‘ zu situieren.<sup>68</sup> Vielmehr wäre darüber nachzudenken, wie es möglich wäre, Autorschaft als ein von schreibenden Frauen wie Männern gemeinsam verfolgtes Projekt zu betrachten. Dazu bedürfte es *zum Ersten* vor allem von männlicher Seite aus einer konzertierten Reflexion: Sowohl schreibende Männer als auch männliche Literaturwissenschaftler – Frauen eingeschlossen, insofern sie schreiben und denken wie ihre männlichen Kollegen – müssten mehr als bisher dazu bereit sein, die geschlechtlich-männliche Markierung ihrer vermeintlich allgemeinen Literaturvorstellungen wahrzunehmen und daraus Konsequenzen zu ziehen. Das geschieht noch wenig. Bis heute ist in den allgemeinen Debatten und Kompendien des Faches (außer in denen der Abteilung literaturwissenschaftliche Genderforschung) wenig von der Autorin und von konkreten Autorinnen die Rede, vor allem auch dann, wenn es explizit um die Frage der Autorschaft geht. Der ‚Autor‘ erscheint permanent und ganz selbstverständlich im generischen Maskulinum, und die literaturtheoretische Diskussion des Autorbegriffs hängt überwiegend an den zumeist sehr bekannten, kanonischen Werken der männlichen Tradition. Irritierend ist schließlich, dass bis in Seminararbeiten von Studentinnen der Literaturwissenschaft hinein sich die Bezeichnung ‚Autor‘ für die Zuschreibung der Texte von Frauen (wieder) eingebürgert hat. *Zum Zweiten* wäre es wünschenswert, wenn eine erneute geschlechter- und männlichkeitsreflexive Betrachtung von Literatur und poetologischer Begriffsbildung zu etwas führen würde, was man in Anlehnung an die désir-orientierten Literaturtheorien der 1970er Jahre die Lust an den Texten von Frauen nennen könnte. Denn eines ist deutlich: Nichts hat in einer (wissenschaftlichen) Disziplin oder in einer Kunst weniger Überzeugungskraft als

---

<sup>66</sup> Vgl. Nieberle 1999, S. 259.

<sup>67</sup> Vgl. Nieberle 2013, S. 73.

<sup>68</sup> Vgl. für eine alternative Konzeption auch Härtel 2009.

das schlechte Gewissen und die aus ihm resultierende Einführung bzw. Berücksichtigung von Quoten-Autorinnen.<sup>69</sup> Um nicht falsch verstanden zu werden: Die Gleichstellung und Gleichbehandlung, auch die interne fachliche Gegenstände bzw. fachlich relevante Personen betreffende, ist unumgänglich, allein schon deshalb, weil sie noch längst nicht selbstverständlich ist. Was aber darüber hinaus vonnöten ist, ist nichts weniger als eine intrinsisch motivierte, ästhetisch sensible Wahrnehmung und Anerkennung des Schreibens und des schriftstellerischen Selbstverständnisses von Frauen. Erst so wäre eine allmähliche Transformation der symbolischen Ordnung denkbar, innerhalb derer geschlechtlich indizierte Vereinseitigungen und Verengungen (in der kulturellen Praxis und Theorie benannt und aufgehoben werden könnten. Auf der Folie einer solchen ‚neuen Sensibilität‘ (Marcuse) wäre es schließlich denkbar, Autorschaft als ein *geteiltes, partizipatorisches Projekt aller Geschlechter* zu begreifen, als ein Projekt, das in der wechselseitigen Wahrnehmung und Zuwendung der Schreibenden bestünde, in einer solidarischen und resonanten Praxis des Lesens, Schreibens und Lebens. Den LiteraturwissenschaftlerInnen würde dabei die Aufgabe zukommen, die Wechselseitigkeit und die Wechselwirkung zwischen den Geschlechtern, die Relationalität, aber auch das Transformationspotenzial ihrer Schreib-, Lektüre- und Lebenspraktiken zu beschreiben und dabei die Momente und Motive der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, des Gelingens oder Misslingens einer geteilten Existenzweise zu benennen, so wie sie sich in der diachronen und synchronen Perspektive darstellen.<sup>70</sup> Die kulturell bedeutsame Frage nach dem Autor/der Autorin würde damit in einen größeren und aktuellen, gesellschaftlichen wie bildungstheoretischen Problemzusammenhang reintegriert werden, innerhalb dessen sich die Frage aufdrängt, wie Beruf und Lebenspraxis im Projekt einer solidarischen Existenzweise wechselseitiger Wahrnehmung, Anerkennung und Unterstützung aufgehen können. Dazu würde etwa für LiteratInnen (aber auch für andere intellektuell Arbeitende) gehören, das Schreiben auch schon mal zu unterbrechen, denn Leben in Beziehung bedeutet, dass es nicht nur aus Schreiben bestehen kann.<sup>71</sup>

---

<sup>69</sup> Vgl. zum nachvollziehbaren Unbehagen von Literaturwissenschaftlerinnen, wenn sie aus Gründen der Gleichbehandlung auch über Autorinnen in einem Diskurszusammenhang sprechen sollen, der ansonsten fast ausschließlich männliche Autoren und Autorkonzepte fokussiert, Nieberle 1999, S. 259f.

<sup>70</sup> Vgl. dazu jetzt Clare 2018 sowie ihr laufendes Habilitationsprojekt zu gemeinsamen Schreibprozessen an autobiographischen Schreibprojekten im 19. Jahrhundert.

<sup>71</sup> Vgl. dazu in Bezug auf schreibende Männer Tholen 2015.

## Quellen und Literatur

### Gedruckte Quellen

- Barthes, Roland (1968/2006): Der Tod des Autors. In: Ders.: Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a.M., S. 57-63.
- Barthes, Roland (1978/1980): Leçon/Lektion. Französisch und Deutsch. Antrittsvorlesung im Collège de France. Gehalten am 7. Januar 1977. Übersetzt von Helmut Scheffel. Frankfurt a.M.
- Barthes, Roland (2009/2010): Tagebuch der Trauer. 1977-1979. Texterstellung und Anmerkungen von Nathalie Léger. Aus dem Französischen von Horst Brühmann. München.
- Enzensberger, Hans Magnus (1968/2008): Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend. In: Kursbuch 15, November 1968, S. 187-197.
- Foucault, Michel (1962/<sup>3</sup>2012): Das „Nein“ des Vaters. In: Ders.: Schriften zur Literatur. Hg. v. Defert, Daniel/Ewald, François/Lagrange, Jacques. Übersetzt von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba. Auswahl und Nachwort von Martin Stingelin. Frankfurt a.M., S. 28-46.
- Foucault, Michel (1969/1993): Was ist ein Autor? In: Ders.: Schriften zur Literatur. Aus dem Französischen von Karin von Hofer und Anneliese Botond. Frankfurt a.M., S. 7-30.
- Foucault, Michel (1981-82/2009): Hermeneutik des Subjekts. Vorlesungen am Collège de France. Aus dem Französischen von Ulrike Bokelmann. Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1984/1989): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a.M.
- Michel, Karl Markus (1968/2008): Ein Kranz für die Literatur. Fünf Variationen über eine These. In: Kursbuch 15, November 1968, S. 169-186.

### Literatur

- Baader, Meike Sophia (2012): „Wir streben Lebensverhältnisse an, die das Konkurrenzverhältnis von Männern und Frauen aufheben.“ Zur Kritik von Frauen an Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von 1968. In: Baader, Meike Sophia/Bilstein, Johannes/Tholen, Toni (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden 2012, S. 103-116.
- Barteit, Ulrich (2017): Inaugurationsstrategien. Zur Genese des philosophischen Metasubjekts am Beispiel von Edmund Husserl und Martin Heidegger. Würzburg.
- Bloom, Harold (1973/1995): Einfluss-Angst. Eine Theorie der Dichtung. Basel/Frankfurt a.M.
- Brinker-Gabler, Gisela (1988) (Hg.): Deutsche Literatur von Frauen. 2 Bde. München.
- Bronfen, Elisabeth (1992/1994): Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. München.

- Brune, Carlo (2003): Roland Barthes. Literatursemiologie und literarisches Schreiben. Würzburg.
- Bürger, Peter (1974/2017): Theorie der Avantgarde. Göttingen.
- Clare, Jennifer (2018): Zusammen schreiben, zusammen leben? Zwischenräume von Schreiben und Leben in kollaborativen Schreibprozessen. In: Clare, Jennifer/Knaller, Susanne/Rieger, Rita/Stauf, Renate/Tholen, Toni (Hg.): Schreibprozesse im Zwischenraum. Zur Ästhetik von Textbewegungen Heidelberg. [im Druck].
- Detering, Heinrich (2002): Vorbemerkung. In: Ders. (Hg.): Autorschaft. Positionen und Revisionen. Stuttgart/Weimar, S. IX-XVI.
- Gnüg, Hiltrud/Möhrmann, Renate (1985) (Hg.): Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart.
- Härtel, Insa (2009): Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht. Bielefeld.
- Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (1999): Rede über den Autor an die Gebildeten unter seinen Verächtern. Historische Modelle und systematische Perspektiven. In: Dies. (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen, S. 3-35.
- Jannidis, Fotis (1999): Der nützliche Autor. Möglichkeiten eines Begriffs zwischen Text und historischem Kontext. In: Ders./Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen, S. 353-389.
- Kraus, Ester (2013): Faktualität und Fiktionalität in autobiographischen Texten des 20. Jahrhunderts. Marburg.
- Lauer, Gerhard (1999): Kafkas Autor. Der Tod des Autors und andere notwendige Funktionen des Autorkonzepts. In: Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen, S. 209-234.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt a.M.
- Nieberle, Sigrid (1999): Rückkehr einer Scheinleiche? Ein erneuter Versuch über die Autorin. In: Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen, S. 255-272.
- Nieberle, Sigrid (2013): Gender Studies und Literatur. Eine Einführung. Darmstadt.
- Ottmers, Clemens/Klotz, Fabian (<sup>2</sup>2007): Rhetorik. Stuttgart/Weimar.
- Peer, Willie van (1999): Absicht und Abwehr. Intention und Interpretation. In: Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen, S. 107-122.
- Schneider, Ulrich Johannes (2008): Zur Biographie. In: Kammiller, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar, S. 1-8.
- Scholz, Bernhard F. (1999): Alciato als emblemum pater et princeps. Zur Rekonstruktion des frühmodernen Autorbegriffs. In: Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen, S. 321-351.
- Stingelin, Martin (2002): „er war im Grunde der eigentliche Schriftsteller, während ich bloss der Autor war“. Friedrich Nietzsches Poetologie der Autorschaft als Paradigma des französischen Poststrukturalismus (Roland Barthes, Gilles Deleuze, Mi-

- chel Foucault). In: Detering, Heinrich. (Hg.): Autorschaft. Positionen und Revisionen. Stuttgart/Weimar, S. 80-106.
- Tholen, Toni (2012): Homosozialität – Agonaler Code – Aggressive Selbstexklusion. Konstruktionen von Männlichkeit in der Literatur um 1968. In: Baader, Meike Sophia/Bilstein, Johannes/Tholen, Toni (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden, S. 117-126.
- Tholen, Toni (2015): Männlichkeiten in der Literatur. Konzepte und Praktiken zwischen Wandel und Beharrung. Bielefeld.
- Tholen, Toni (2017): Männlichkeiten – Sorge – Lebenskunst. In: Klöcker, Katharina/Laubach, Thomas/Sautermeister, Jochen (Hg.): Gender – Herausforderung für die christliche Ethik. Freiburg i. Br., S. 217-236.
- Widmer, Peter (1997): Subversionen des Begehrens. Eine Einführung in Jacques Lacans Werk. Wien.

### **Anschrift des Autors**

Prof. Dr. Toni Tholen  
Universität Hildesheim  
Institut für deutsche Sprache und Literatur  
Universitätsplatz 1  
31141 Hildesheim  
Tel. 05121-883-30112  
tholen@uni-hildesheim.de

Laura Iamurri

## **Geschlechter- und Generationenverhältnisse in der Kunstwelt:**

### **Carla Lonzi, *Selbstbildnis* und die neuen Praktiken der Kunstkritik**

#### **Einleitung**

Für die europäische Kunstgeschichte ist die Generationenfolge zumindest seit den von Giorgio Vasari im 16. Jahrhundert in den ‚Vite‘ vorgelegten Lebensbeschreibungen ein grundlegendes Thema. In der Ausbildung stand – sowohl in der traditionellen Unterweisung in der Werkstatt, der unmittelbaren Beziehung des anerkannten Künstlers zu seinen Schülern, als auch in der formalisierten Struktur der Akademie – das Generationenverhältnis im Zentrum, insbesondere durch den Bezugspunkt auf die klassische griechische und römische Vergangenheit, die, abgesehen von wenigen Ausnahmen, als größtes Vorbild angesehen wurde. In der Moderne hat die Konfrontation mit verschiedenen Generationen dagegen den Charakter eines direkten Gegensatzes angenommen, offensichtlich wird dies vor allem in den Stellungnahmen und Manifesten der historischen Avantgarden der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Insofern die 68er-Protestbewegungen die Praktiken der Avantgarden übernommen haben, hat diese an sich schon problematische Art des Generationenverhältnisses vielfältige und weitreichende Konsequenzen gezeitigt, bisweilen kam es zu Zerwürfnissen auf breiter Front.

Die Kunstkritikerin Carla Lonzi stellt in ihrem 1969 in Italien publizierten Buch ‚Selbstbildnis‘ (Originaltitel: *Autoritratto*; Abb. 1) eine interessante mehrstimmige Auseinandersetzung mit vierzehn Künstlern vor. Ein langer Abschnitt ist, neben vielen anderen Themen, auch der internationalen Protestbewegung gewidmet. Nachfolgend möchte ich die Polyphonie der Urteile zu ’68 seitens der verschiedenen Künstler aufzeigen: vom Rückgriff auf geläufige marxistische Kategorien bis zum Eingeständnis aufrichtiger Neugier für die Jugendbewegungen und ihre Fähigkeit, die bürgerliche Gesellschaft radikal in Frage zu stellen. Die einzige Künstlerin des Buches, Carla



Accardi, ist auch die einzige, die die Aufmerksamkeit auf die Situation von Frauen lenkt und mit Lonzi einige der Themen diskutiert, die 1970 zu der Niederschrift des ‚Manifests‘ von Rivolta Femminile und zur Gründung einer der radikalsten feministischen Gruppen Europas führen wird.



Abb. 1

Darüber hinaus möchte ich zeigen, wie die Generationen- und Geschlechterverhältnisse in ‚Selbstbildnis‘ thematisiert werden und inwiefern die hierzu gesammelten Gedanken der Künstler einen guten Ausgangspunkt bilden können für eine Analyse der Nachwirkungen von ’68 auf die künstlerischen Praktiken, die kunstkritischen Diskussionen und die wichtigsten internationalen Ausstellungen. Die Biennale in Venedig, die Triennale in Mailand und die documenta in Kassel mussten sich auf jeweils unterschiedliche Art und Weise mit den Protesten und ihren generationalen Implikationen auseinandersetzen. Die Geschlechterfrage blieb dagegen lange randständig: Noch vier Jahre nach ’68 sollte die berühmte ‚documenta 5‘ unter der Leitung von Harald Szeemann alle Charakteristiken einer bisher nie in Frage gestellten macho-marxistischen Attitüde tragen. Während Lonzi die Kunstkritik aufgegeben hatte, um sich der feministischen Sache zu widmen, profilierte sich im System der westlichen Kunstszene die neue Figur des ‚Genosse-Kurator‘. Diese Ereignisse und ihre historischen Kontexte geschlechter- und generatio-

nentheoretisch zu betrachten, erlaubt ein neues Verständnis der künstlerischen Entwicklungen, die sich in den Jahren nach dem Protest konsolidierten.

## 1.

„Das hat auf mich eine seltsame Wirkung .... dass der Student zwar eine Seite hat, die das Bewusstsein betrifft, er aber, sagen wir, weniger kreativ ist ... Was macht hingegen der Hippie? Der sagt nicht: ‚Mir wird der Sex vorenthalten.‘ Er sucht einfach eine Möglichkeit, zu leben, das ist der Unterschied zu den Studenten und die Sache, die mir an den Hippies gefallen hat. Die Studenten sind Politiker, das heisst sie erkennen eine Situation, aber sie denken nicht daran, dass das Wichtigste sie selbst sind und das Leben, das ihnen zusteht.“<sup>1</sup>

Die Äußerung machte Carla Lonzi im Verlauf einer zwanglosen Unterhaltung mit den Künstlern Enrico Castellani und Pietro Consagra, die von Lonzi mit einem Tonbandgerät aufgezeichnet wurde und in ‚Selbstbildnis‘ nachzulesen ist. Das im Verlag De Donato<sup>2</sup> 1969 publizierte Buch resultiert aus der Montage einer Reihe von Interviews und Gesprächen mit vierzehn Künstlern verschiedener Generationen (von Lucio Fontana, geboren 1899, bis Giulio Paolini, noch keine dreißig Jahre alt zum Zeitpunkt der Publikation), die so zusammengestellt wurden, dass es scheint, als handele es sich hierbei um eine einzige, sehr lange und ununterbrochene Konversation. Die Illusion eines „Konvivium“, wie Lonzi selbst das Buch im Vorwort definiert, wird durch den Schreibstil verstärkt, der die Spuren der mündlichen Kommunikation beibehält und dazu beiträgt, den Eindruck zu erwecken, die Beziehungen zwischen den Künstlern und der Autorin seien gleichberechtigt und von Authentizität geprägt. Dagegen muss daran erinnert werden, dass die Auswahl der Ausschnitte aus den Tonbandaufzeichnungen und ihre Montage allein Carla Lonzis Werk sind, die uns auf den Seiten des Buches zwar in einer vollkommen gleichberechtigten Beziehung mit den Künstlern erscheint, letztlich aber doch die Position einer Autorin einnimmt, was einige der Interviewten auch zu Beschwerden veranlasste.<sup>3</sup> ‚Selbstbildnis‘ ist ein vielstimmiges Buch. Die eingeladenen Künstler entwerfen ein interessantes Panora-

<sup>1</sup> Lonzi 2000, S. 233f./2010a, S. 213. Der Literaturnachweis nach dem Schrägstrich bezieht sich auf die italienische Neuauflage von ‚Autoritratto‘, die mit einem Vorwort der Autorin im Mailänder Verlag et.al. erschienen ist. – Anmerk. d. Ü.

<sup>2</sup> Das Verlagshaus De Donato hat einige Schlüsseltexte der Achtundsechzigerkultur veröffentlicht, sowohl in politischer als auch im weitesten Sinne in künstlerischer Hinsicht, vgl. beispielsweise Rossanda 1968; Kirby 1968; Temkine 1968; Biner 1968. Zur Tätigkeit des Verlags vgl. auch Di Bari 2012.

<sup>3</sup> Das gilt insbesondere für das Gespräch mit Getulio Alviani, vgl. Alviani/Di Pietrantonio 2004.

ma der italienischen Kunst der Sechzigerjahre: Carla Accardi, Getulio Alviani, Enrico Castellani, Pietro Consagra, Luciano Fabro, Lucio Fontana,<sup>4</sup> Jannis Kounellis, Mario Nigro, Giulio Paolini, Pino Pascali<sup>5</sup>, Mimmo Rotella, Salvatore Scarpitta, Giulio Turcato und Cy Twombly, dem Lonzi 1962 einige Fragen schriftlich hatte zukommen lassen, ohne jemals eine Antwort zu erhalten. Außer mit Twombly hat Lonzi also mit allen am Buch beteiligten Künstlern gesprochen. Mit wenigen Ausnahmen<sup>6</sup> handelte es sich um Zweiergespräche, einige waren als Interviews gedacht und aufgezeichnet worden und schließlich als solche in Zeitschriften oder Ausstellungskatalogen erschienen, andere hatten eine unbestimmtere Zielsetzung und waren unveröffentlicht geblieben.<sup>7</sup> Nach Lonzis eigenen Angaben im Vorwort, stammen die Tonbandaufzeichnungen alle aus der Zeit zwischen 1965 und den ersten Monaten des Jahres 1969; das Buch ist somit im Kontext des Jahres '68 verortet und weitgehend von ihm geprägt.

In Lonzis Leben markiert das Buch einen Wendepunkt; es bezeichnet den Moment, in dem die Distanzierung von der Kunstkritik, die in den vorausgegangenen fünfzehn Jahren ihre Hauptbeschäftigung war, ihren Kulminationspunkt erreicht und öffentlich wird. Die Monate nach Erscheinen des Buches werden der theoretischen Ausarbeitung und Niederschrift des ‚Manifests‘ von Rivolta Femminile und der gleichnamigen, von Lonzi gemeinsam mit Carla Accardi und Elvira Banotti gegründeten feministischen Gruppe gewidmet sein.<sup>8</sup> Das Buch bildet aus Sicht seiner Autorin eine bereits überwundene Situation ab, das zeigt sich daran, dass Lonzi Regeln und Grundsätze der Kunstkritik und ihr Verhältnis zu den Werken und zu den Künstlern radikal in Frage stellt. Obwohl ‚Selbstbildnis‘ im Moment seiner Publikation 1969 die Leserschaft befremdet haben mag, so hat es gleichwohl seit damals nicht aufgehört, Reflexionen und Fragen anzuregen, die den Kontext der italienischen Kunst und die individuellen Angelegenheiten der auf seinen Seiten raffiniert zusammengeführten Künstler übersteigen. Auch heute noch ist die Abfolge von Fotos aus Familienalben und Gesprächen zu den verschiedensten Themen faszinierend und verwirrend zugleich. Wie in allen Konversationen mit Freunden, wird auch in ‚Selbstbildnis‘ über alles gesprochen: über die Geschichte der Kunst und die Suchbewegungen der zeitgenössischen Kunst, über das internationale Umfeld und die Arbeit der am „Kon-

<sup>4</sup> Lucio Fontana starb 1968 noch vor der Fertigstellung des Buches. Er wurde mit der Reproduktion eines seiner Schnittbilder auf dem Umschlag gewürdigt (Abb. 1).

<sup>5</sup> Auch Pino Pascali starb 1968 infolge eines Verkehrsunfalls.

<sup>6</sup> Vgl. Lonzi 1992, S. 21: „Jeder sprach nur mit mir“. Zu den Ausnahmen vgl. Iamurri 2016a, S. 188.

<sup>7</sup> Vgl. Iamurri 2010; Iamurri, 2011; Iamurri 2016a, S. 176-183.

<sup>8</sup> Vgl. Lonzi/Jaquinta 1985; Boccia 1990; Ellena 2011; Iamurri 2017. Vgl. für die erste deutsche Übersetzung des ‚Manifests von Rivolta Femminile‘ Wunderle 1977, S. 65-69.

vivium“ teilnehmenden Künstler, über die politische Aktualität und die Protestbewegung. Viele der Gespräche, die sich im Buch aneinanderreihen, sind im weitesten Sinne politischer Natur, denn eines der wiederkehrenden Themen, das wahre Leitmotiv des Buches, ist die Macht, die Kunstkritiker ausüben und die Reflexion ihrer Rolle innerhalb des nationalen und internationalen Systems der Kunst. Auf der zeitlichen Ebene zeigen die in ‚Selbstbildnis‘ transkribierten und zusammengefügt Passagen, die im Laufe des Jahres ’68 aufgezeichnet wurden, ein stärkeres politisches Bewusstsein, das sich zweifellos in Anbetracht der Berichterstattung über die Protestbewegung entwickelt hat, in einigen Fällen auch dank der direkten Auseinandersetzung mit Studierenden und Kollegen, die unmittelbar von den Revolten betroffen waren. Obwohl verständlicherweise die Kunst und ihre Existenzbedingungen die wichtigsten politischen Themen bleiben, sind doch zwei Abschnitte innerhalb des ununterbrochen dahinfließenden Textes durch einen entschieden weiter gefassten Blick auf die Protestbewegung charakterisiert. In beiden Fällen handelt es sich um Auszüge aus Gesprächen zwischen Castellani, Consagra und Lonzi, ergänzt durch Fragmente aus Aufzeichnungen mit anderen Künstlern.<sup>9</sup> Die besprochenen Themen sowie die Bezugnahme auf die Proteste anlässlich der Eröffnung der Biennale in Venedig erlauben eine Datierung der Gespräche auf den Sommer 1968.

## 2.

Lonzi hatte die erste Hälfte des Jahres 1968 außerhalb Europas verbracht. Bereits im Oktober 1967 war sie gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten, dem Bildhauer Pietro Consagra, in die Vereinigten Staaten gereist, der für eine Gastprofessur an die Kunsthochschule nach Minneapolis eingeladen worden war. Der Entwurf für das Buch musste bereits skizziert gewesen sein, denn im Laufe ihres amerikanischen Aufenthalts arbeitete Lonzi an der Transkription und an der Montage eines Teils der aufgezeichneten Gespräche, deren Tonbänder sie mitgenommen hatte. Im Frühjahr 1968 sollten weitere Aufzeichnungen hinzukommen, insbesondere jene mit den Künstlern Scarpitta und Rotella, mit denen Lonzi dank der Vermittlung des Fotografen Ugo Mulas in New York zusammentraf.<sup>10</sup>

Über Lonzis amerikanischen Aufenthalt gibt es kaum Informationen, vor allem hinsichtlich möglicher Begegnungen und Lektüren, die jedoch aufgrund ihrer geringen englischen Sprachkenntnisse beschränkt gewesen sein

<sup>9</sup> Vgl. Lonzi 2000, S. 187-198 und S. 224-238/2010a, S. 170-180 und S. 205-217.

<sup>10</sup> Vgl. Iamurri 2016a, S. 169-173.

dürften.<sup>11</sup> Die Rückkehr nach Europa muss wohl Anfang Juni 1968 gewesen sein, in den Tagen der Besetzungen der Triennale in Mailand und der Biennale in Venedig.<sup>12</sup> Lonzi kam jedenfalls rechtzeitig, um an einigen Protestaktionen teilzunehmen und gemeinsam mit Fabro ein Dokument zu verfassen, das auch von Paolini unterzeichnet und wahrscheinlich auf einer Vollversammlung der Biennale verlesen wurde.<sup>13</sup> Der Text, den Lonzi vollständig in ‚Selbstbildnis‘ übertrug, fokussierte die radikale Alterität der Figur des Künstlers:

„Der Künstler hat den historisch begründeten Verdacht, dass die Tatsache, von einer Interpretation im Sinne der bourgeoisen Kultur zu einer im Sinne der marxistischen Kultur überzugehen, auf jeden Fall beinhalten würde, sich auf ein seiner Befreiung nicht angemessenes Terrain zu begeben [...]. Für den Künstler ist es keine Alternative, sich mit dieser oder einer anderen möglichen Gesellschaft zu identifizieren, weil seine Natur darin besteht, sich nicht mit der gesellschaftlichen Struktur zu identifizieren.“<sup>14</sup>

Man kann sich vorstellen, wie tief der Graben auf der Vollversammlung 1968 zwischen der nicht auf marxistische Kategorien reduzierbaren Argumentation von Lonzi und Fabro einerseits und jenem, von einem breiten Konsens getragenen politischen Diskurs andererseits gewesen sein muss. Lonzi selbst kommentierte in ‚Selbstbildnis‘: „[W]ir wurden behandelt, als kämen wir vom Mond.“<sup>15</sup>

Die Originalität von Lonzis politischem Denken – ein Denken, das ebenso wie ihre Sprache frei war von ideologischen Verrenkungen – tritt auch in den allgemeiner gehaltenen Gesprächen über die Protestbewegung hervor, die zwar diverse Seiten des Buches ausmachen, aber nur mit einigen wenigen Künstlern geführt wurden. Es scheint, als seien nur die älteren Künstler an politischen Fragen von allgemeiner Natur interessiert gewesen: Turcato (1912-1995) und Consagra (1920-2005), die mit Accardi (1924-2014) zu der Gruppe ‚Forma 1‘ gehörten, einer Künstlergruppe, die 1947 die Kühnheit hatte, sich zu „Formalisten und Marxisten“<sup>16</sup> zu erklären; ferner Castellani,

<sup>11</sup> Vgl. ebd., S. 167-176.

<sup>12</sup> Vgl. Consagra 1980, S. 109.

<sup>13</sup> Vgl. Galimberti 2013, S. 427.

<sup>14</sup> Lonzi 2000, S. 193/2010a, S. 176. In ihrer Jugend war Lonzi Mitglied der Kommunistischen Partei Italiens und hatte sich eine gute marxistische Bildung angeeignet, vgl. hierzu Iamurri 2016a, S. 26-34.

<sup>15</sup> Lonzi 2000, S. 193/2010a, S. 176.

<sup>16</sup> Im Manifest, das in der ersten Nummer der Zeitschrift ‚Forma‘ veröffentlicht wurde, konnte man nachlesen: „Wir erklären uns zu Formalisten und Marxisten, in der Überzeugung, dass die Begriffe Marxismus und Formalismus nicht unvereinbar miteinander sind.“ Die Behauptung klang in einer Phase der totalen Anpassung der Kommunistischen Partei Italiens an die sowjetischen Direktiven fast wie eine Häresie. Das Manifest hatten, außer Accardi, Consa-

geboren 1930 und damit genauso alt wie Lonzi (1931-1982). Turcato liefert, mit der Autorität desjenigen, der in der antifaschistischen Widerstandsbewegung gekämpft hatte und eine außerordentliche Fähigkeit besaß, die politische Aktualität zu deuten, eine schonungslose Analyse der italienischen und internationalen zeitgenössischen Wirklichkeit, die de facto als Hintergrund und Kontext des Geschehens in ‚Selbstbildnis‘ fungiert. Der Künstler, von dem Lonzi lange und leidenschaftliche Diskussionsbeiträge wiedergibt, scheint der einzige zu sein, der sich nicht nur der Fragwürdigkeit der republikanischen Konstitution Italiens nach zwanzig Jahren Faschismus und Krieg bewusst war, sondern ebenso einiger kritischer Aspekte der Entkolonialisierungsprozesse, die sich auf einer vom amerikanischen Imperialismus dominierten und von anhaltenden Spannungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion geprägten internationalen Ebene vollzogen. Turcato sieht auch klar den generationalen Charakter des Konflikts:

„Die Studenten haben sich ihre Revolution allein gemacht, und das finde ich richtig ... Denn die allgemeine Protestwelle geht im Grunde von einer Generation aus, die sich gegen die vorangegangenen Generationen auflehnt, und da diese gegenwärtige Gesellschaft – nach der Gesellschaft, die auch aus dem sogenannten Widerstand hervorgegangen ist ... [...] – mittlerweile wie versteinert ist, mit den gleichen Menschen, den gleichen Slogans, den gleichen Preisen ... haben sie natürlich keine Lust gehabt, achtzig Jahre zu warten, bis sie etwas werden konnten.“<sup>17</sup>

Tatsächlich handelt es sich bei den in ‚Selbstbildnis‘ nachzulesenden Reflexionen zu 1968 um die Perspektive von Personen, die in jenem einschneidenden Jahr zwischen 35 und 50 Jahre alt waren oder älter, also unzweifelhaft der Erwachsenengeneration angehörten, und die Jugendbewegung mit einer Mischung aus Faszination und Ratlosigkeit betrachteten. Wie bereits erwähnt, sind die Seiten, die der politischen Reflexion der Protestbewegung gewidmet sind, größtenteils einem Austausch zwischen Lonzi, Castellani und Consagra entnommen; in der Montage der Gesprächspassagen beginnt die Diskussion mit einer Beobachtung des Letztgenannten:

„Diese jungen Männer, die auf die Piazza di Spagna gehen, diese sogenannten Freaks oder Hippies, die sich schlampig anziehen und mit Mädchen zusammen sind, die sich ebenfalls schlampig kleiden... Das ist eine Art, sich Kategorisierungen zu entziehen und sich dem Leben zuzuwenden, eine Haltung als Einstellung dem Leben gegenüber zu vertreten. [...] Die Studenten müssten also innerhalb der Gesellschaft gezielter agieren, sich nicht nur mit Problemen einbringen, die mit ihrem Status als Studenten und den damit zusammenhängenden Schwierigkeiten zu tun haben [...]. Das wird mittlerweile auch langsam gemacht, mit der Mode, den Songs,

---

gra und Turcato, auch Ugo Attardi, Piero Dorazio, Mino Guerrini, Achille Perilli und Antonio Sanfilippo unterzeichnet. Vgl. Lux/Cristallini 2000; Perilli 2000.

<sup>17</sup> Turcato in Lonzi 2000, S. 190/2010a, S. 173.

manchmal mit einem Exhibitionismus, der vielleicht abstossend wirken kann, aber das hat möglicherweise grössere Wirkung als alle rein studentischen Aktionen.“<sup>18</sup>

Consagra lenkt die Aufmerksamkeit auf eines der auffälligsten Phänomene von '68, die Verbreitung einer anderen Ästhetik und radikal alternativer Lebensstile: sich „schlampig“ zu kleiden – mit alten und zu weiten Kleidungsstücken – war das auffälligste und provokanteste Symptom der Ablehnung des bürgerlichen Systems, seiner gesellschaftlichen Regeln und des zur Verhaltensnorm erhobenen „Anstands“. Ausgehend von einer unerschütterlichen marxistischen Logik, die den Konflikt als eine Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit begreift, bleibt Casellani dagegen skeptisch bezüglich des tatsächlichen Bewusstseins der Hippies. Er zieht es vor, sich mit den klassischen Problemen zu beschäftigen, wie die Schwierigkeiten im Verhältnis von Studenten und Arbeitern oder die Notwendigkeit der Veränderung der Grundstrukturen der Gesellschaft. Aus Castellanis Blickwinkel ist klar, dass der totale Mangel eines politischen Projekts der sogenannten „Langhaarigen“<sup>19</sup> dazu führt, dass das Phänomen auf den „Ausdruck einer anarchischen Rebellion“<sup>20</sup> und ihr Stil auf eine vorübergehende Mode reduziert werden wird. In Wirklichkeit ist der Stil, wie der jüngere Pascali (1935-1968) anmerkt, ein unübersehbares Element der Revolte:

„Bestimmte Freaks, die sich in einer bestimmten Weise kleiden, haben eine bestimmte Wirkung, sind auf ihre Art schön, denn auch wenn sie sich über die Gesellschaft lustig machen, sich einer schwachsinnigen Vorstellung von Avantgarde folgend als Rebellen geben, dann gelingt es ihnen manchmal doch, bestimmte Kleider mit einem bestimmten Gesicht in Einklang zu bringen, mit einer individuellen Frisur...“<sup>21</sup>

Während Pascali bei einer Betrachtung des rein ästhetischen Moments stehenzubleiben scheint und die Rebellion als eine eigentlich „schwachsinnige Vorstellung von Avantgarde“ entwertet, schließt Lonzi das Aussehen und die Ablehnung der Konventionen in eine umfassendere Betrachtung ein, die den Charakter der Revolte als Ganzes zu begreifen sucht. Castellanis Überzeugung – „die Strukturen werden die Hippies nie verändern“<sup>22</sup> – entgegnet Lonzi:

<sup>18</sup> Consagra in Lonzi 2000, S. 227/2010a, S. 208.

<sup>19</sup> Der abwertende Ausdruck „Langhaarige“ (it. capelloni) spielt auf die in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre zum Kult gewordene Gewohnheit an, sich die Haare wachsen zu lassen als Zeichen des Antikonformismus und des Protests gegen die bürgerlichen Sitten. Zur Zeit der Protestbewegung gegen den Krieg in Vietnam wurden die langen Haare auch zu einem Synonym für Antimilitarismus.

<sup>20</sup> Lonzi 2000, S. 228/2010a, S. 208.

<sup>21</sup> Pascali in Lonzi 2000, S. 231/2010a, S. 211-212.

<sup>22</sup> Lonzi 2000, S. 234/2010a, S. 214.

„Aber sie verändern sich selbst. Die Studenten hingegen – und damit komme ich auf ein Problem zu sprechen, über das ich lange nachgedacht habe – verändern durch ihr Tun sich selbst nicht sehr ... Unter den Hippies findet sich wohl eher einer, der der Kunst gegenüber aufgeschlossen ist als unter den Studenten, die durch ihre Politisierung mentalitätsmäßig älter sind, denn die Politik ist als Bedürfnis, als Instrument und als Vorgehensweise eine traditionellere Angelegenheit. Sie ist eine sehr spezielle Form, ein Ideal zu verfolgen. Dagegen gibt es eine Gruppe [...] aber es ist doch sehr bezeichnend, dass sie keine Opfermentalität haben. Sie arbeiten an sich selbst, das Wichtigste ist für sie, sich selbst zu verändern, also ‚wirklich‘ sexuelle Erfahrungen zu machen, ‚wirklich‘ ein kollektives Leben in Promiskuität zu führen, ‚wirklich‘ ein Kind, wenn man Lust dazu hat, nackt im Haus herumlaufen zu lassen... Wenn man das macht, dann ist man ein anderer Mensch als der Politiker, der sich aufopfert und in geschichtlichen Kategorien denkt.“<sup>23</sup>

Lonzi begreift offenkundig die tiefere Bedeutung der sich vollziehenden Veränderung, vermutlich auch dank der Eindrücke, die ihr das Zusammenreffen mit Rotella in New York vermittelte. Rotella (1918-2006) war mit seinen ‚Décollages‘ berühmt geworden, „Plakatabrissen“, die entstanden, indem abgerissene Streifen von öffentlichen Werbeplakaten auf die Leinwand übertragen wurden. Als er Lonzi 1968 trifft, hat er seine Bildtechniken bereits erweitert und diversifiziert, zum Horizont seines Schaffens gehört nunmehr ein performativer Aspekt, der auch erotische Improvisationen beinhaltet. Vielleicht ist das genau der Aspekt, der Lonzis Neugierde weckt: In der auf den Fotos von Shunk-Kender verewigten Pose des *tombeur de femmes*, seiner Kleidung im „Stil eines Guru“, seiner Ungeniertheit und der Mythisierung eines frei zur Schau gestellten Erotismus, mit mehr oder weniger intendierten „machistischen“ Anklängen, ist Rotella derjenige Künstler, der in das „Konvivium“ von ‚Selbstbildnis‘ die Themen der sexuellen Befreiung einführt und die Gegenwart als tiefgreifende Revolution auffasst, auch hinsichtlich einer „neue[n] Sinnlichkeit der Frau im Verhältnis zur neuen Sinnlichkeit des Künstlers“ (Abb. 2).<sup>24</sup>

<sup>23</sup> Lonzi 2000, S. 234f./2010a, S. 214.

<sup>24</sup> Rotella in Lonzi 2000, S. 237/2010a, S. 216; vgl. auch Rotella 1972/2011. Die Fotos von Shunk-Kender sind in Lonzi 2000/2010a mit den Nummern 83 und 86 gekennzeichnet; vgl. Getty Research Institute Special Collections, Harry Shunk and Shunk-Kender photographs, 1957-1987. Series I. Events and artist projects, 1957-1987, 'Mimmo Rotella portraits, with unidentified, Chelsea Hotel, New York, 1968 May 5', n. 05732, <http://hdl.handle.net/10020/2014r20e0571>.





Abb. 2

Gewiss erscheint Rotellas Sexismus heute befremdlich, doch es ist sehr wahrscheinlich, dass er unter den Künstlern der erste war, der den neuen Lebens- und Beziehungsstil der Hippies zu deuten suchte, über die vorhersehbare „grössere Sittenfreiheit“<sup>25</sup> reflektierte und somit der einzige war, der auf seine Art nach den Konsequenzen einer radikalen Transformation der Geschlechterverhältnisse fragte.

Im Licht der jüngsten Schaffensperiode Rotellas, dem bereits weit verbreiteten Interesse für Themen, die mit Performances und Theater zu tun haben, mag das Desinteresse von Lonzi und den anderen Künstlern seltsam anmuten: Außer Rotella spricht auf den Seiten von ‚Selbstbildnis‘ niemand über performative Ausdrucksformen, obwohl Kounellis schon seit 1966 begonnen hatte, Bühnenbilder für das Theater zu gestalten und Pascali gelegentlich im Living Theatre aufgetreten war.<sup>26</sup> Ein weiteres Indiz für die Bedeutung, die dem Performativen in der Kunst zukam, war im Oktober 1968 die Ankunft der Choreografin und Tänzerin Simone Forti in Rom: Auf Einladung des Galeristen Fabio Sargentini stellte Forti die Erfahrung ihrer kalifornischen Ausbildung bei Anna Halprin und ihren persönlichen Beitrag zur Erneuerung

<sup>25</sup> Lonzi 2000, S. 237/Lonzi 2010a, S. 217.

<sup>26</sup> Zu Kounellis vgl. Roberto 2011; zur Zusammenarbeit von Pascali mit dem Living Theatre vgl. Da Costa 2015, S. 97.

des Tanzes vor, den sie in den Jahren ihres Aufenthalts in New York entwickelt hatte.<sup>27</sup> Dass in 'Selbstbildnis' die Relevanz der neuen Tendenzen der Bühnenkunst nicht zur Sprache kommt, ist umso merkwürdiger, wenn man bedenkt, dass Lonzi ihre 1956 an der Universität Florenz vorgelegte, von Roberto Longhi betreute Abschlussarbeit dem "Verhältnis des Schauspiels zur darstellenden Kunst im 19. Jahrhundert" gewidmet hatte.<sup>28</sup> Angesichts ihrer Kenntnis und ihres spezifischen Interesses für die Geschichte jenes fruchtbaren Verhältnisses, dürfte Lonzis Schweigen auch mit dem Abstand von einigen Jahren nicht dem Zufall geschuldet sein.<sup>29</sup>

Vielmehr scheint es so, als habe Lonzi ausgehend von der Unterhaltung mit Rotella im Laboratorium von 'Selbstbildnis' begonnen, jene Themen in den Fokus zu rücken, die sie vom diffusen Erotismus der jungen Hippies zu einer breiter angelegten Betrachtung der Sexualität führen, die schließlich zu einem der zentralen Themen des Feminismus von Rivolta Femminile werden wird. Obwohl die Anzeichen möglicher Kontakte mit der amerikanischen Frauenbewegung, den Gruppierungen des *consciousness raising* und deren Produktion von Schriften und Pamphleten vage sind, macht Lonzi in 'Selbstbildnis' eine entscheidende Differenz zwischen der Studenten- und Hippiebewegung aus, die die Grundlage bilden wird für ihre Forderung nach einer vollständigen Auflösung der patriarchalen Strukturen.

### 3.

Die einzige Künstlerin unter den Teilnehmenden am „Konvivium“ von 'Selbstbildnis' ist Carla Accardi. Sie ist es auch, die Fragen und Probleme zum Status von Frauen in der zeitgenössischen Gesellschaft aufwirft. Das ist nicht überraschend: 1968 war sie 44 Jahre alt und hatte schon eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung in dem kompetitiven und quasi ausschließlich männlich geprägten Ambiente der Kunst vorzuweisen.<sup>30</sup> Accardi, geboren 1924 in Trapani auf Sizilien, war auch in der bereits erwähnten Gruppe 'Forma 1' die einzige Frau gewesen. 1964 war sie als erste Frau eingeladen

<sup>27</sup> Vgl. Bennahum/Perron/Robertson 2017.

<sup>28</sup> Die Abschlussarbeit wurde erst postum veröffentlicht, vgl. Lonzi 1995.

<sup>29</sup> Vgl. hierzu Iamurri: 'Ni pauvreté, ni théâtre: les silences de Carla Lonzi dans Autoritratto', das demnächst in den Cahiers du Musée National d'Art Moderne erscheinen wird; außerdem Iamurri 2016a, S. 188-191.

<sup>30</sup> Selbstverständlich war Accardi nicht die einzige Künstlerin in der italienischen Nachkriegszeit. Eine Bestandsaufnahme von Simona Weller kommt Mitte der Siebzigerjahre für das 20. Jahrhundert auf die Zahl von 270 Künstlerinnen in Italien, vgl. Weller 1976, S. 164-249. Es geht hier darum, darauf hinzuweisen, wie wenige Frauen es in der sogenannten Avantgarde gab und welche Mühen sie in der täglichen Arbeit zu überwinden hatten.

worden, einen eigenen Pavillon auf der Biennale in Venedig zu gestalten, die Präsentation im Ausstellungskatalog war für Lonzi die erste Gelegenheit gewesen, über ihre Werke zu schreiben.<sup>31</sup> Nach ihrer Ausbildung an den Akademien von Palermo und Florenz war Accardi nach Rom gezogen und hatte sich für den Bereich der abstrakten Malerei entschieden, die seinerzeit in Italien noch Gegenstand endloser Polemiken war. Unermüdlich experimentierte sie mit Techniken und Kombinationen aus Formen und Farben, ehe sie Mitte der Sechzigerjahre in Italien die wichtige Werkreihe der „abitabili“ („bewohnbare“ Objekte) einführte, d.h. freistehende Strukturen, die in ihrem Inneren eine oder mehrere Personen aufnehmen konnten. Im Falle von Accardi führte die Innovation nicht zur Aufgabe der Malerei, im Gegenteil, sie übertrug neue fluoreszierende Farben auf transparente Plastikoberflächen, die mit Hilfe von Plexiglasstützen so zusammengebaut wurden, dass sie ein kleines, begehbares Ambiente bildeten (Abb. 3).

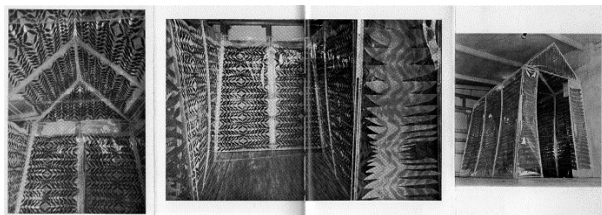


Abb. 3

Die „Tenda“ (Zelt) wurde im Mai 1966 erstmals in der bedeutenden Turiner Galerie Notizie ausgestellt und mit einem Text von Lonzi präsentiert. Im Herbst desselben Jahres folgten Ausstellungen in der Galerie M. E. Thelen in Essen und anschließend in der Galleria dell'Arte in Mailand, jeweils mit einer Präsentation des bekannten deutschen Kunsthistorikers Udo Kultermann, der Accardi in die Nähe „der jungen Amerikaner, der Gestalter von ‚Environments‘“<sup>32</sup> rückte. Dennoch wurde Accardi nicht eingeladen, als eine Gruppe einflussreicher Kritiker 1967 in Foligno, in Umbrien, die Ausstellung „Lo spazio dell'immagine“<sup>33</sup> organisierte, die jener jüngsten Tendenz gewidmet war, Werke zu realisieren, die nicht auf die klassischen Kategorien der Malerei und Skulptur zurückzuführen waren, sondern in ihren Dimensionen ganze Räume und Umgebungen einnahmen. Vielleicht lag es an einer leichten generationalen Verschiebung, denn Accardi gehörte einer mittleren Generation an, zwischen den Meistern (Lucio Fontana und Ettore Colla, die

<sup>31</sup> Vgl. Lonzi 1964.

<sup>32</sup> Kultermann 1966, o.S.. Zur „Tenda“ von Accardi vgl. Iamurri 2016b.

<sup>33</sup> Vgl. den Ausstellungskatalog Apollonio 1967.

Ende des 19. Jahrhunderts geboren waren) und den zahlreichen Künstlern, die damals zwischen dreißig und vierzig Jahre alt waren (u.a. Alviani, Castellani, Pascali und Luciano Fabro). Vielleicht lag es auch daran, dass ihr der in der zeitgenössischen künstlerischen Produktion häufiger werdende Verzicht auf das Handwerk zugunsten einer Beauftragung anderer mit der Realisierung des Kunstwerks fremd blieb. Vielleicht lag es aber auch einfach daran, dass im Jahr 1967 die künstlerische Arbeit – *sic et simpliciter* – immer noch als männliches Vorrecht betrachtet wurde. Dass Accardi ausgeschlossen blieb, obwohl zu der gut besetzten Kritikerkommission der Ausstellung Palma Bucarelli, Direktorin der Galleria Nazionale d'Arte Moderna in Rom, und Lara Vinca Masini, eine bekannte Kritikerin und Kunsthistorikerin aus Florenz, gehörten, zeigt, dass diese offensichtlich nach denselben Kategorien wie ihre männlichen Kollegen urteilten. Andererseits kann, da auch Kultermann zu den Organisatoren gehörte, ausgeschlossen werden, dass die „Tenda“ von Accardi nicht bekannt war. Tatsache ist, dass die Künstlerin, die begonnen hatte, das Werk in einer neuen Art und Weise als autonomen und auf die Dimensionen des menschlichen Körpers abgestimmten Raum zu denken, ausgerechnet von jener Ausstellung übergangen worden war, die sich vorgenommen hatte, den neuesten Stand des Verhältnisses von Kunstobjekt und Raum zum Ausdruck zu bringen und somit Accardis Originalität im künstlerischen Panorama der Zeit hätte anerkennen können und müssen. Auf den Seiten von ‚Selbstbildnis‘ beschäftigt sich Accardi selbstverständlich nicht speziell mit diesen gewöhnlichen Frustrationserfahrungen, wohl aber stehen die Machtverhältnisse innerhalb des Systems der Kunst und insbesondere die Macht der Männer im Zentrum ihrer Reflexionen:

„Überhaupt muss ich sagen, dass ich die Macht durchaus kennengelernt habe, eine Frau weiss, was Macht ist, Carla, auf ihrem eigenen Rücken hat sie sie erfahren [...]“. <sup>34</sup>

Accardis Äußerungen in ‚Selbstbildnis‘ stammen aus zwei unterschiedlichen Gesprächen: das erste, aufgezeichnet im Frühjahr 1966 am Rande der ersten Ausstellung der „Tenda“, war in der Zeitschrift ‚marcatré‘ veröffentlicht worden. <sup>35</sup> Das zweite Gespräch, jüngerem Datums, war unveröffentlicht und kann – trotz der fehlenden Originalaufnahme und klarer chronologischer Hinweise – auf das Ende des Sommers 1968 datiert werden und zwar dank einiger interner Verweise, insbesondere bezüglich der Jahreszeit („wie ich kürzlich auf der Rückfahrt vom Meer zu dir gesagt habe“ <sup>36</sup>) und der Bezug-

<sup>34</sup> Accardi in Lonzi 2000, S. 212/2010a, S. 193. Zu den in der Transkription der Aufzeichnungen erhalten gebliebenen Spuren von gesprochener Sprache vgl. Iamurri 2011.

<sup>35</sup> Vgl. Lonzi/Accardi 1966; Iamurri 2016b.

<sup>36</sup> Accardi in Lonzi 2000, S. 67/2010a, S. 53.

nahme auf die „Diskussion zwischen Mailer, Schlesinger und Marcuse“, die in italienischer Übersetzung am 22. August 1968 in der Zeitschrift ‚L’Europeo‘ erschienen war.<sup>37</sup> Der letztgenannte Bezug zeigt Accardis beständige Aufmerksamkeit sowohl für das internationale politische Zeitgeschehen als auch für die theoretischen Überlegungen zu Formen des Regierens. Die Distanz zwischen dem ersten und dem zweiten Gespräch bemisst sich jedoch vor allem an dem unterschiedlichen Bewusstsein, mit dem die Künstlerin die sogenannte Frauenfrage betrachtet: Es wird deutlich, dass sich Accardi während Lonzis Abwesenheit aus Italien, in der Zeit zwischen 1967/68, mit anderen Frauen ausgetauscht und sehr viel gelesen hat. Es gibt deshalb nun Vieles gemeinsam mit der Freundin zu besprechen und zu bedenken. An einer Stelle bekennt Accardi:

„Ich bin auch deshalb ein bisschen konfus, weil ich den ganzen Winter über diese Dinge nachgedacht habe, daher fließt es jetzt wie ein Strom aus mir heraus.“<sup>38</sup>

Die Dinge, über die die Künstlerin den ganzen Winter nachgedacht hatte, betrafen die Beziehungen zwischen Männern und Frauen, auch den Aspekt der sexuellen Beziehungen, dies belegen die Verweise auf Wilhelm Reich, den Accardi ausdrücklich zitiert.<sup>39</sup> In den aufgezeichneten Gesprächen spricht Accardi über ihre jüngsten Arbeiten<sup>40</sup>, über Projekte und glückliche Schaffensperioden, ebenso wie über Krisenmomente und bittere Enttäuschungen. Der autobiographische Stil verstärkt die Tendenz zur Erzählung, in die ihre Reflexionen zur Kunst, zu den Künstlern, zur Kritik und den stets problematischen Existenzbedingungen einer Frau in der von Männern dominierten Kunstwelt einfließen. In Anlehnung an die Gespräche und Lektüre der vorausgegangenen Monate bezieht sich Accardi mehrmals auf die „Themen, die von den antikolonialen Befreiungsbewegungen und der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten aufgeworfen wurden.“<sup>41</sup> Ebenso wie in Bezug auf mögliche Kontakte zum amerikanischen Feminismus, ist es nicht

<sup>37</sup> Vgl. Accardi in Lonzi 2000, S. 135/2010a, S. 118. ‚L’Europeo‘ publizierte die Zusammenfassung eines im Rahmen des Theatre for Ideas organisierten Podiumsgesprächs zum Zustand der Demokratie, das zuvor im ‚New York Times Magazine‘ vom 26. Mai 1968 erschienen war (jetzt in: Marcuse 2004, S. 87ff.). Eine deutsche Übersetzung des Podiumsgesprächs erschien unter dem Titel „Hat Demokratie eine Zukunft“ in ‚Tumult‘. Vierteljahresschrift für Konsensstörung‘. Heft 3/2015, S. 45-50. – Anmerk. d. Ü.).

<sup>38</sup> Accardi in Lonzi 2000, S. 270/2010a, S. 248.

<sup>39</sup> Von Wilhelm Reich waren auf Italienisch erschienen ‚Die Funktion des Orgasmus‘ (Mailand 1961 und 1965) und ‚Die sexuelle Revolution‘ (Mailand 1963, 1965 und 1966). Der Erfolg von Reichs Schriften zeigt sich in jenen Jahren an der raschen Abfolge von Neuauflagen.

<sup>40</sup> Accardis Installation ‚Ambiente Arancio‘ wurde im März 1968 in der Galerie Marlborough in Rom ausgestellt.

<sup>41</sup> Ellena 2011, S. 129f.

möglich, im Einzelnen nachzuvollziehen, wie sich die Informationen über diese Bewegungen konkret verbreiteten. Die Frage der möglichen Analogie zwischen den weiblichen und kolonialen Existenzbedingungen erachteten jedoch beide Frauen nicht als nebensächlich. Lonzi wird sich hierzu in den ersten Absätzen von ‚Wir spucken auf Hegel‘ abschließend äußern.<sup>42</sup>

Über Abschweifungen und Umwege kehrt Accardi immer wieder auf die Frauenfrage zurück, manchmal versucht sie dabei, das eigene Beharren zu schmälern, tatsächlich aber bestätigt sie damit die absolute Zentralität und Dringlichkeit des Problems: „Ich will deshalb noch keinen Antagonismus zwischen Mann und Frau...aber diesen Punkt gibt es und ich wollte jetzt darauf insistieren.“<sup>43</sup> Die Künstlerin nennt zwei weitere Frauen, mit denen sie offensichtlich ihre Lektüre und Gedanken geteilt hat: die Kunsthistorikerin und Schriftstellerin Toni Maraini und die Journalistin Elvira Banotti.<sup>44</sup> Es ist sehr wahrscheinlich, dass es Accardi war, die Lonzi mit Banotti bekannt machte und Kontakte herstellte, die im Herbst 1969 zu der Teilnahme an den sogenannten Mittwochstreffen in der Casa della Cultura in Rom und im Anschluss daran im Frühjahr 1970 zu der Gründung von Rivolta Femminile führten.<sup>45</sup>

Für Accardi ist ’68 also der Moment, in dem ihre langjährige Erfahrung als Künstlerin und ihr Bewusstsein für die Generationenfrage<sup>46</sup> eine neue theoretische Ausrichtung erfahren: im Dialog, den die beiden Frauen nach Lonzis Rückkehr aus den USA wieder aufnehmen, reifen die schon seit der Mitte des Jahrzehnts ausgetauschten Gedanken zur Kunst und der Situation von Frauen und bekommen eine Bedeutung und eine Zentralität, die Hierarchien und Prioritäten abbauen, neu ausrichten und schließlich umstürzen wird. Einige Jahre später, als die beiden Begründerinnen von Rivolta Femminile längst unwiderruflich miteinander gebrochen hatten, wird sich Lonzi in ihrem Tagebuch erinnern: „Accardi hat ihre Arbeit als Malerin noch vor der Zeit des Feminismus in Frage gestellt, das hat auch mir erlaubt, der Kunst weniger

---

<sup>42</sup> Vgl. Lonzi 1975, S. 6. Außerdem Ellena 2011, S. 129f., auch für die Verweise auf Fanon 1952. Lonzis Pamphlet ‚Sputiamo su Hegel‘ erschien 1975 in deutscher Übersetzung mit dem Titel ‚Wir pfeifen auf Hegel‘, es wird im Text durchgehend mit der wörtlichen Übersetzung ‚Wir spucken auf Hegel‘ zitiert. – Anmerk. d. Ü.

<sup>43</sup> Accardi in Lonzi 2000, S. 270/2010a, S. 249.

<sup>44</sup> Vgl. ebd., S. 269f./S. 247f.; Bezugnahme auf Maraini S. 203/S. 184 und auf Banotti S. 326/S. 300.

<sup>45</sup> Zur Chronologie dieser Monate vgl. Ellena 2011, S. 124; zur Wahl des Namens ‚Rivolta Femminile‘ und zu einer möglichen Verbindung mit den Schriften von Albert Camus vgl. Boccia 2014, S. 43; zur Beteiligung von Künstlerinnen an den ersten Treffen von Rivolta Femminile vgl. Seravalli 2013, S. 22ff. Banotti verließ die Gruppe kurz nachdem das ‚Manifest‘ in den Straßen von Rom und Mailand angeschlagen worden war, vgl. Cambria 2010, S. 155ff.

<sup>46</sup> Vgl. Accardi in Lonzi 2000, S. 32ff.; 284ff./2010a, S. 19ff.; 261ff.

ehrfurchtsvoll zu begegnen.“<sup>47</sup> Im Verlauf der Sechzigerjahre hatte Accardi mehrmals eine außergewöhnliche Fähigkeit gezeigt, ihre eigene künstlerische Ausdrucksform neu zu erfinden, ohne auf die technischen Wesensmerkmale ihrer Malerei zu verzichten. Sie stellte die eigenen stilistischen Entscheidungen unaufhörlich in Frage und folglich auch die eigene Wiedererkennbarkeit innerhalb des zeitgenössischen künstlerischen Panoramas. Sie sprengte die Grenzen des Bildes, ohne die Malerei aufzugeben; vielmehr erweiterte sie deren Möglichkeiten in den Raum hinein, nicht zuletzt dank der Ersetzung des traditionellen Trägers (der Leinwand) mit einer transparenten Plastik, bekannt unter dem kommerziellen Namen „Sicofoil“.

Es ist genau diese Radikalität, diese Fähigkeit, ohne einen Moment des Zweifels die überkommenen Werte zu zertrümmern, die auf dem Höhepunkt von 1968 den Ort und das Modell für eine wechselseitige Anerkennung markieren: Wenn man auf Accardis Erfahrungen Mitte der Sechzigerjahre reflektiert und ihre Beiträge in ‚Selbstbildnis‘ aneinandergereiht liest, versteht man besser, wie die radikalste Gruppierung des italienischen Feminismus aus der Zusammenarbeit zwischen einer Künstlerin und einer Kunstkritikerin entstehen konnte, d.h. zwischen zwei Frauen, die daran gewöhnt waren, sich in einer Welt von Männern zu bewegen, die narzisstisch auf ihre eigene Arbeit und ihre eigene Künstlerpersönlichkeit konzentriert waren.

Dennoch scheint eine Affinität, eine Gemeinsamkeit in der Rolle als „Träger der Kritik“ für einen gewissen Moment möglich.<sup>48</sup> An der Seite der Jugendlichen, die Lonzi eindeutig als Modell eines radikalen Protests ausmachte<sup>49</sup>, stehen – für kurze Zeit – die Künstler. In ‚Wir spucken auf Hegel‘ ist hierzu nachzulesen:

„Die Charakterverwandtschaft, die wir zwischen uns und den Künstlern finden, liegt in dem unmittelbaren Zusammenfallen zwischen dem Tun und dem Sinn des Tuns, ohne die Angst, die alle anderen haben, indem sie sich auf eine Garantie der Kultur berufen.“<sup>50</sup>

Derselbe Gedanke beschloss Lonzis letzten kunstkritischen Artikel „La critica è potere“ (dt: Kritik ist Macht), mit dem sie sich aus ihrer alten Profession endgültig zugunsten des Feminismus verabschiedete: „Die Unterstützung der Künstler war für mich von Anfang an getragen vom Gefühl einer Affinität, dem ich Vertrauen schenkte.“<sup>51</sup>

<sup>47</sup> Lonzi 1978, S. 569 (25. Februar 1974).

<sup>48</sup> Zur Bezeichnung „Träger der Kritik“ vgl. Gilcher-Holtey 2017, S. 23.

<sup>49</sup> Vgl. Lonzi 1975, S. 11/2010b, S. 21: „Die beiden gewaltigen Widerlegungen der hegelschen Interpretation sind in uns selbst: die Frau, die die Familie ablehnt, der junge Mann, der den Krieg ablehnt.“

<sup>50</sup> Lonzi 1975, S. 29/2010b, S. 41.

<sup>51</sup> Lonzi 1970, jetzt in: Conte/Iamurri/Martini 2012, S. 650.

„Wir spucken auf Hegel“ hatte Lonzi im Sommer 1970 geschrieben; „Kritik ist Macht“ war eine Reaktion auf einen im Oktober 1970 publizierten Artikel von Germano Celant und erschien im Dezember desselben Jahres in der Zeitschrift „Notiziario d'Arte Contemporanea“.<sup>52</sup> In der radikalen Ablehnung des Patriarchats überlebt ein Rest von Vertrauen gegenüber den Künstlern, das bezeugen auch die gemeinsamen Aktivitäten mit Fabro während jenes Jahres.<sup>53</sup> Andererseits war der am Ende des „Manifests“ von Rivolta Femminile proklamierte Separatismus („Wir kommunizieren nur mit Frauen“) eindeutig als politische Verpflichtung zu verstehen, die in der gemeinsamen und kollektiven Praxis der Selbstbewusstwerdung (*pratica dell'autocoscienza*) ein Mittel zur Befreiung der Frauen sah. Außerhalb der Gruppe, die sich die wichtige Aufgabe der Reflexion und Auflösung der patriarchalen Kultur stellte, wurden die Beziehungen zu Männern – Freunden und Lebensgefährten – mitnichten unterbrochen.<sup>54</sup> Der Aufruf von Rivolta Femminile zum Separatismus ist keine Einladung, sich in eine Art Gynäzeum zurückzuziehen, im Gegenteil, er versteht sich als eine politische Aktion, die es ermöglicht, sich mit Männern ausgehend von einer differentiellen und stärkeren Selbst- und Weltwahrnehmung auseinanderzusetzen. Noch in „Wir spucken auf Hegel“ werden Jugendliche und Künstler als mögliche Gesprächspartner betrachtet, mehr noch als mögliche Verbündete, mit denen man Ausgangslagen und Wegstrecken des Kampfes teilen kann. Die Überlegungen, die die Montage von „Selbstbildnis“ begleitet hatten und im „Vorwort“ wirkungsvoll zusammengefasst worden waren, hatten ihren Wert nicht verloren. Aber in der Zeit, die zwischen der Publikation des Buches im Herbst 1969 und der Publikation des Hegel-Pamphlets im Sommer 1970 vergangen war, hatte das gemeinsame philosophische Nachdenken in der Kleingruppe von Rivolta Femminile die Problematik tiefgreifend verändert. Sie hatte sich erweitert und von den Betrachtungen der Rolle der Kunstkritik verallgemeinert zu einer Reflexion der gesamten, von der patriarchalen Kultur bestimmten Ordnung der Gesellschaft.

#### 4.

Die alles durchdringenden, weit verzweigten Nachwirkungen des Protests von '68 konnten auch die Praktiken und Strukturen der zeitgenössischen

---

<sup>52</sup> Vgl. Celant 1970; Lonzi 1970; Dantini 2011. Nur in der italienischen Ausgabe von „Wir spucken auf Hegel“ steht am Ende „Sommer 1970“, vgl. Lonzi 2010b, S. 48. In der deutschen Übersetzung von 1975 fehlt die Zeitangabe. – Anmerk. d. Ü.

<sup>53</sup> Vgl. Iamurri 2017.

<sup>54</sup> Vgl. Boccia 1990; Boccia 2014.



Kunst nicht unberührt lassen. Es besteht kein Zweifel, dass sich im Kontext der Ereignisse, die aus den Vereinigten Staaten berichtet wurden, und den Protesten, die sich später auch in Europa verbreiteten, das Verhältnis von Künstlern und Kritikern, das Lonzi auf den Seiten von ‚Selbstbildnis‘ einer schonungslosen Analyse unterzog, nachhaltig veränderte.<sup>55</sup> Während die Kunstanalysen von den Protagonisten des „Konvivium“ generationenübergreifend geteilt wurden, ließen sich in den eher allgemeinen, politischen Reflexionen, die Lonzi in der Montage zusammenstellte, generationale Nuancierungen erkennen. Im Kontext von ’68 zeigt sich auch im Wandel der Verhältnisse zwischen Künstlern und Kritikern eine charakteristische Verbindung zwischen der Wahrnehmung der Welt und ähnlichen Alterserfahrungen, häufig bestimmt die generationale Nähe die neuen Verhaltensweisen und Diskurse.

Viele Dinge hatten sich bereits seit den Jahren 1967/68 gewandelt: Die Monate, die Lonzi und Consagra in den Vereinigten Staaten verbracht hatten, überschritten sich in Italien mit der Präsentation, der Theoretisierung und schließlich dem Durchbruch der Arte Povera: eine Kunstrichtung, die Künstler vereinte, die sich einerseits sehr voneinander unterschieden, sich andererseits aber, nach Celant, der ihre Arbeiten vorstellte, vereint wussten in ihrer Ablehnung der kulturellen Werte der technologisch fortgeschrittenen Gesellschaft und dem Streben nach einer Wiederbelebung der Aktion, des Kontingenten, der Natur als alltäglicher Erfahrung. Die von Celant ausgewählten Künstler waren ausschließlich Männer und vornehmlich in Turin tätig.<sup>56</sup>

Bereits seit Herbst 1967 hatte Celant in seinen Texten Bezüge eingestreut, die auf einige Aspekte der Protestbewegung besonders abgestimmt waren: Zunächst das Konzept des ‚Armen Theaters‘ von Jerzy Grotowski (auf das die Arte Povera mit ihrem Namen explizit Bezug nahm),<sup>57</sup> später, in den Wochen nach der Festnahme und Tötung von Ernesto Che Guevara, durch Andeutungen an den bewaffneten Kampf und die Darstellung des Künstlers als Rebell gegen eine zum bürgerlichen Philistertum abgeflachte Gesellschaft.<sup>58</sup> Celant schien Lonzis scharfen Einspruch gegen die Rolle des Kriti-

---

<sup>55</sup> Vgl. Bordini 2007, S. 227ff.; Conte 2011.

<sup>56</sup> Zu den Turiner Künstlern zählten neben Paolini und Fabro auch Michelangelo Pistoletto, Mario Merz, Pier Paolo Calzolari, Giovanni Anselmo, Emilio Prini, Gilberto Zorio und Alighiero Boetti. Aus Rom kamen dagegen Kounellis und Pascali. Die Literatur zur Arte Povera ist mittlerweile sehr umfangreich, vgl. exemplarisch Flood/Morris 2001; Lista 2006; die gesammelten Aufsätze in Celant 2011 und Galimberti 2013.

<sup>57</sup> Vgl. Celant 1967a.

<sup>58</sup> Vgl. Celant 1967b.

kers, insbesondere die Ablehnung der Interpretation,<sup>59</sup> zu teilen. Doch während Lonzi die Ablehnung auf den gesamten Bereich der möglichen kunstkritischen Tätigkeiten ausdehnte, verwandelte Celant die Kunstkritik in ein Geschäft der Ansammlung von Informationen und Dokumenten, der Aufzeichnung und Inventarisierung künstlerischer Produktion und Verhaltensweisen. Wo ‚Selbstbildnis‘, das Ende des Sommers 1969 in die Buchhandlungen gekommen war, die Möglichkeit eines anderen Beziehungsmodells aufgezeigt hatte, in dem die Kritikerin und die Künstler gleichberechtigt miteinander sprechen konnten, griff der von Celant einige Monate später publizierte Band mit dem Titel ‚Arte Povera‘ in noch spektakulärer Weise in die Neudefinition der Kunstkritik ein, indem er nahezu den gesamten Raum des Buches den Abbildungen überließ und nur einige Seiten den Erklärungen der Künstler und einer kurzen Anmerkung des Herausgebers vorbehielt.<sup>60</sup> Celant setzte außerdem die internationale Öffnung fort, die er schon im Herbst 1969 in Amalfi mit den drei Aktionstagen ‚Arte povera + azioni povere‘ begonnen hatte,<sup>61</sup> er zeigte auch auf diesem Gebiet seine ungewöhnliche Fähigkeit, sich mit dem Interessantesten, das inner- und außerhalb der italienischen Grenzen geschah, unmittelbar in Verbindung zu setzen. Diese Fähigkeit, Referenzen und Abläufe den Umständen anzupassen, zeigt, dass Celant weniger danach strebte, das System radikal in Frage zu stellen, sondern es vielmehr auf eine Art und Weise umzugestalten und einer Situation anzugleichen suchte, zu deren Entwicklung er selbst mit einer exzellenten Strategie beigetragen hatte.

Nach dem Widerstand gegen die großen institutionalisierten Ausstellungen, wie die Biennale in Venedig und die Triennale in Mailand, deren Eröffnungen verhindert oder aufgrund von Besetzungen und Protesten verschoben worden waren, stand die Ausstellung in Amalfi für ein anderes Modell von Praktiken und Beziehungen: Neben den Werken, die in den stimmungsvollen Räumlichkeiten des mittelalterlichen Arsenale ausgestellt waren, gab es in den Straßen und an den Stränden der süditalienischen Kleinstadt zusätzliche Aktionen, die eine gemeinschaftliche Atmosphäre erzeugten. Celant und die anderen anwesenden Kritiker gaben sich als „Gleichgesinnte“, oft waren sie nicht zu unterscheiden von den Künstlern. Wie in anderen Bereichen, spürte man in Amalfi die gesamte Sprengkraft jener Revolution, die, wie Lonzi früh

<sup>59</sup> Susan Sontags Artikelsammlung mit dem Titel ‚Against Interpretation‘ (1966) war bereits 1967 ins Italienische übersetzt worden und wird zitiert in Celant 1970. Die erste deutsche Übersetzung erschien 1980 unter dem Titel ‚Kunst und Antikunst‘. – Anmerk. d. Ü.

<sup>60</sup> Zu den Berührungspunkten und Affinitäten zwischen Lonzi und Celant im Verlauf der Jahre 1968/69 vgl. Belloni 2015, S. 65ff.

<sup>61</sup> Vgl. Celant 1968. ‚Arte povera + azioni povere‘ ist die einzige italienische Ausstellung in Altschuler 2013, S. 67ff.; allerdings war sie nicht die erste Ausstellung, die sich in den urbanen Raum ausdehnte, vgl. für die Vorläufer Acocella 2016.

begriffen hatte, mehr von den Hippies als von den Studierenden ausging, obgleich von dem radikalen Wandel, jenem Anspruch, „sich selbst zu verändern“, kaum mehr geblieben war als eine Ästhetik der langen Haare und Bärte, der lässigen Klamotten und eine gewisse Exotik auf der Grundlage fernöstlicher Bekleidungsstile und Accessoires.

Doch trotz der tiefgreifenden Veränderung der Ausdrucksformen und Ausstellungsmodalitäten, blieb die neue Avantgarde überwiegend Männersache. Die Ausnahmen bildeten in Amalfi Marisa Merz und Annemarie Sauzeau Boetti, die Aktionen präsentiert hatten, während Maria Pioppi zu der größeren Gruppe von Straßenkünstlern gehörte, die Pistoletto gegründet hatte und unter dem Namen ‚Zoo‘ bekannt geworden war. Auch die anderen Initiativen, die schon seit 1967 auf den Straßen und Plätzen der verschiedenen urbanen Zentren organisiert worden waren<sup>62</sup> und als Kunstprojekte betrachtet ausgesprochen innovativ waren, zeigten keine wesentlich anderen Charakteristiken.

Ebenso scheinen auf internationaler Ebene die Kunstschaufen, die zwischen dem Ende der Sechziger- und dem Beginn der Siebzigerjahre den Begriff der Ausstellung wirklich revolutioniert haben, fast ausschließlich den Männern vorbehalten zu sein. Das gilt sowohl für die von Wim Beeren arrangierte Ausstellung in Amsterdam,<sup>63</sup> in der Marisa Merz wiederum die einzige weibliche Präsenz war, als auch für die bald schon als legendär geltende Ausstellung, die Harald Szeemann in Bern organisierte,<sup>64</sup> in der unter den 48 im Katalog aufgeführten Künstlern nur drei Frauen – Hanne Darboven, Eva Hesse und Jo Ann Kaplan – zu finden waren.<sup>65</sup> Auch auf der ‚documento 5‘ in Kassel, für die gleichfalls Szeemann als Kurator verantwortlich war, waren bei einer Gesamtzahl von mehr als zweihundert Künstlern nur wenig mehr als ein Dutzend Künstlerinnen vertreten.<sup>66</sup>

Die Fotografien, die den Aufbau dieser Kunstschaufen dokumentieren, zeigen die arbeitenden Künstler in situ, damit beschäftigt Werke zu realisieren, die die amerikanische Kritik bereits als *site specific*<sup>67</sup> zu definieren begann: Weit entfernt vom Modell des einsamen Genies, kooperieren die neuen Künstler untereinander. Sie helfen sich beim Aufbau der Werke, sie teilen unter sich

---

<sup>62</sup> Vgl. Acocella 2016.

<sup>63</sup> ‘Op losse schroeven: situaties en cryptostructuren’, Stedelijk Museum, März-April 1969, vgl. Beeren 1969.

<sup>64</sup> ‘Live in Your Head: When Attitudes Become Form’, Kunsthalle Bern, März-April 1969, vgl. Szeemann 1969. Die Bedeutung, die Szeemanns Ausstellung in der Historiographie zukommt, bezeugt ihre Rekonstruktion 2013 in Venedig in der Fondazione Prada, vgl. Celant 2013.

<sup>65</sup> Vgl. Rattemeyer 2010.

<sup>66</sup> Vgl. Szeemann 1972.

<sup>67</sup> Vgl. Celant 2013.

und mit den Kritikern eher eine ganze Lebensweise als nur die Art, Kunst zu denken. Das Aufkommen einer neuen Generation von Kritikern, deren enge und persönliche Verbindung mit den Künstlern nicht auf ein professionelles Verhältnis beschränkt war, scheint eine klare Konsequenz der Revolution von '68. Häufig politisch links orientiert, manchmal offen marxistisch und solidarisch mit der Protestbewegung, geben die Künstler und Kritiker ein neues und gleichzeitig sehr altes Bild ab, ihr Verhältnis ist ungewohnt und gleichzeitig in der Wiederholung eines lang vertrauten Schemas gefangen: von wenigen Ausnahmen abgesehen, handelt es sich um einen reinen Männerclub.

Die Geschlechterfrage und die Anerkennung der Arbeit von Künstlerinnen mussten warten. Die tiefgreifenden Transformationen von '68 hatten die Geschlechterverhältnisse nicht wirklich einschneidend verändert, im Gegenteil, gerade der Verrat vieler revolutionärer Erwartungen begründete bekanntermaßen viele feministische Reflexionen.<sup>68</sup> Für die Künstlerinnen galt weiterhin, was Accardi zu Lonzi Mitte der Sechzigerjahre gesagt hatte:

„Die Kunst war immer das Königreich des Mannes. [...] Als ich zu malen begann, schien es mir notwendig dieses Experiment zu machen und zu zeigen, dass die Frau dieselben kreativen Möglichkeiten hatte wie der Mann. Ich wusste es selbst nicht, denn meine diesbezüglichen Erfahrungen waren ziemlich vage. Denn alle Beispiele...Sappho war Lesbierin, Vittoria Colonna war eine Freundin von Michelangelo, jene hat jenem geholfen, George Sand war maskulinisiert usw. Also, die Sache war nicht klar. Und mich interessierte das. Aber natürlich musste ich, die ich mich dafür interessierte, um es zu beweisen, meine Lebensweise, das Resultat meiner Arbeit, eine ganze Phänomenologie am Maßstab der Männer ausrichten, denn nur so, dachte ich damals, konnte ich es beweisen. Ich musste also wirklich außerordentliche Dinge machen in meiner Karriere, und überhaupt, andernfalls beweist man nichts, man zeigt nur, dass man bis zu einem gewissen Punkt kommt, aber nicht darüber hinaus.“<sup>69</sup>

*Aus dem Italienischen von Catrin Dingler*

## Literatur

- Accardi, Carla/Lonzi, Carla (1966): Discorsi: Carla Lonzi e Carla Accardi. In: *marcatré* 23-25, S. 193-197 (jetzt in: Conte/Iamurri/Martini 2012, S. 471-483).  
 Acocella, Alessandra (2016): *Avanguardia diffusa. Luoghi di sperimentazione artistica in Italia, 1967-1970*. Macerata.

<sup>68</sup> Vgl. die gesammelten Aufsätze in Bertilotti/Scattigno 2005.

<sup>69</sup> Accardi in Accardi/Lonzi 1966, S. 477. Der Abschnitt wurde nicht aufgenommen in Lonzi 2000/2010a.

- Altschuler, Bruce (2013): *Biennials and Beyond: Exhibition that Made History, 1962-2002*. London.
- Alviani, Getulio/Di Pietrantonio, Giacinto (2004): Intervista (Bergamo, 21 ottobre 2004). In: Di Pietrantonio, Giacinto (Hg.): *Getulio Alviani. Ausstellungskatalog Bergamo, GAMEC, Mailand*, S. 11-37.
- Apollonio, Umbro u.a. (Hg.) (1967): *Lo spazio dell'immagine*. Venedig.
- Beeren, Wim (1969): *Op losse schroeven: situaties en cryptostructuren*. Ausstellungskatalog Amsterdam, Stedelijk Museum. Amsterdam.
- Belloni, Fabio (2015): *Militanza artistica in Italia, 1968-1972*. Rom.
- Bennahum, Ninotchka/Perron, Wendy/Robertson, Bruce (2017): *Radical Bodies. Anna Halprin, Simone Forti and Yvonne Rainer in California and New York, 1955-1972*. Santa Barbara.
- Bertilotti, Teresa/Scattigno, Anna (Hg.) (2005): *Il femminismo degli anni Settanta*. Rom.
- Biner, Pierre (1968): *Il Living Theatre*. Bari.
- Boccia, Maria Luisa (1990): *L'io in rivolta. Vissuto e pensiero di Carla Lonzi*. Mailand.
- Boccia, Maria Luisa (2014): *Con Carla Lonzi. La mia opera è la mia vita*. Rom.
- Bordini, Silvia (2007): *Artisti e critici: note sul dibattito tra gli anni Cinquanta e Sessanta*. In: *L'arte del XX secolo. La nascita dell'arte contemporanea, 1948-1968*. Mailand, S. 222-234.
- Cambria, Adele (2010): *Nove dimissioni e mezzo*. Rom.
- Celant, Germano (1967a): *Arte povera/Im Spazio*. Ausstellungskatalog Genua, Galleria La Bertesca. Genua.
- Celant, Germano (1967b): *Arte povera: appunti per una guerriglia*. In: *Flash Art* 5, S. 3.
- Celant, Germano (1968): *Arte povera + azioni povere*. Salerno.
- Celant, Germano (1970): *Per una critica acritica*. In: *NAC* 1, S. 29-30.
- Celant, Germano (Hg.) (2011): *Arte povera 2011*. Mailand.
- Celant, Germano (2013): *When Attitudes Become Form. Bern 1969/Venedig 2013*. Ausstellungskatalog Fondazione Prada. Mailand.
- Consagra, Pietro (1980): *Vita mia*. Mailand.
- Conte, Lara (2011): „La critica è potere“. *Percorsi e momenti della critica italiana negli anni Sessanta*. In: Conte/Fiorino/Martini 2011, S. 87-109.
- Conte, Lara/Fiorino, Vinzia/Martini, Vanessa (2011): *Carla Lonzi: la duplice radicalità*. Pisa.
- Conte, Lara/Iamurri, Laura/Martini, Vanessa (2012): *Carla Lonzi. Scritti sull'arte*. Mailand.
- Da Costa, Valérie (2015): *Pino Pascali: retour à la Méditerranée*. Dijon.
- Dantini, Michele (2011): „Per una critica acritica“. *Inchiesta sulla critica d'arte in Italia*. In: *Tecla. Rivista di temi di lettere e critica artistica* 4, S. 116-131.
- Di Bari, Luca (2012): *I meridiani. La casa editrice De Donato fra storia e memoria*. Bari.
- Ellena, Liliana (2011): *Carla Lonzi e il neo-femminismo radicale degli anni '70: disfare la cultura, disfare la politica*. In: Conte/Fiorino/Martini. Pisa, S. 113-139.
- Fanon, Franz (1952): *Peau noire, masques blancs*. Paris.
- Flood, Richard/Morris, Frances (Hg.) (2001): *Zero to infinity. Arte povera 1962-1972*. Ausstellungskatalog, London, Tate Modern; Minneapolis, Walker Art Center; Los Angeles, MoCA; Washington, Hirshhorn Museum and Sculpture Garden. New York.

- Galimberti, Jacopo (2013): A Third-Worldist Art? Germano Celant's Invention of Arte Povera. In: *Art History* 36, 2, S. 419-441.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (2017): Die 68er Bewegung: Deutschland-Westeuropa-USA. München.
- Iamurri, Laura (2010): Prefazione. In: Lonzi 2010, S. VII-XV.
- Iamurri, Laura (2011): Intorno a Autoritratto: fonti, ipotesi, riflessioni. In: Conte, Lara/Fiorino, Vinzia/Martini, Vanessa: *Carla Lonzi: la duplice radicalità*. Pisa, S. 67-86.
- Iamurri, Laura (2016a): Un margine che sfugge. Carla Lonzi e l'arte in Italia, 1955-1970. Macerata.
- Iamurri, Laura (2016b): Una cosa ovvia. Carla Accardi, Tenda, 1965-66. In: *L'Uomo Nero* 13, S. 151-165.
- Iamurri, Laura (2017): On the Threshold. Carla Lonzi, the End of Art Criticism and the Beginnings of Feminism. In: *nparadoxa* 40, S. 52-59.
- Kirby, Michael (Hg.) (1968): *Happening: antologia illustrata*. Bari.
- Kultermann, Udo (1966): *Carla Accardi. Ausstellungskatalog Galerie M. E. Thelen*. Essen.
- Lista, Giovanni (2006): *Arte povera*. Milano.
- Lonzi, Carla (1964): Carla Accardi. In: XXXII Biennale d'Arte di Venezia. Venezia, S. 114-115. (jetzt in: Conte/Iamurri/Martini 2012, S. 372-373).
- Lonzi, Carla/Accardi, Carla (1966): Discorsi: Carla Lonzi e Carla Accardi. In: 'marcatré' 23-25, S. 193-197 (jetzt in: Conte/Iamurri/Martini 2012, S. 471-483).
- Lonzi, Carla (1969): *Autoritratto*. Bari.
- Lonzi, Carla (1970): La critica è potere. In: *NAC* 3, S. 5-6 (jetzt in: Conte/Iamurri/Martini 2012, S. 647-650).
- Lonzi, Carla (1975): „Wir pfeifen auf Hegel“. In: Dies.: *Die Lust Frau zu sein*. Berlin, S. 5-34.
- Lonzi, Carla (1978): *Taci, anzi parla. Diario di una femminista*. Mailand.
- Lonzi, Carla (1992): *Armande sono io!*. Mailand.
- Lonzi, Carla (1995): *Rapporti tra la scena e le arti figurative dalla fine dell'800*. Florenz.
- Lonzi, Carla (2000): *Selbstbildnis. Autoritratto. Zur Situation der italienischen Kunst um 1967*. Bern/Berlin.
- Lonzi, Carla (2010a): *Autoritratto*. Mailand.
- Lonzi, Carla (2010b): *Sputiamo su Hegel, La donna clitoridea e la donna vaginale e altri scritti*. Mailand.
- Lonzi, Marta/Jaquinta, Anna (1985): *Biografia*. In: Lonzi, Carla: *Scacco ragionato. Poesie dal '58 al '63*. Mailand, S. 9-73.
- Lux, Simonetta/Cristallini, Elisabetta (2000): *Forma 1 e i suoi artisti*. Rom.
- Marcuse, Herbert (2004): *The New Left and the 1960s. Collected Papers 3*. Hg. v. Douglas Kellner. London, S. 87-99.
- Marcuse, Herbert/Mailer, Norman/Schlesinger, Arthur M. jr. (2015): Hat Demokratie eine Zukunft. In: *Tumult. Vierteljahresschrift für Konsensstörung*, Heft 3, S. 45-50.
- Perilli, Achille (2000): *L'Age d'or di Forma 1*. Rom.
- Rattemeyer, Christian (2010): *Exhibiting the New Art: 'Op losse Schroeveen' and 'When Attitudes Become Form' 1969*. London.
- Roberto, Maria Teresa (2011): *Arte povera e scrittura scenica*. In: Celant, Germano (Hg.): *Arte povera 2011*. Mailand, S. 630-639.
- Rossanda, Rossana (1968): *L'anno degli studenti*. Bari.
- Rotella, Mimmo (1972/2011): *Autorotella. Autobiografia di un artista*. Mailand.

- Seravalli, Marta (2013): *Arte e femminismo a Roma negli anni Settanta*. Rom.
- Sontag, Susan (1966): *Against Interpretation*. New York.
- Szeemann, Harald (1969): *Live in Your Head. When Attitudes Become Form*. Works, Concepts, Processes, Situations, Information. Ausstellungskatalog Bern, Kunsthalle. Bern.
- Szeemann, Harald (1972): *documenta 5. Befragung der Realität: Bildwelten heute*. Ausstellungskatalog Kassel, Fridericianum, Neue Galerie. Kassel.
- Temkine, Raymonde (1968): *Il teatro laboratorio di Grotowski*. Bari.
- Weller, Simona (1976): *Il complesso di Michelangelo*. Macerata.
- Wunderle, Michaela (Hg.) (1977): *Politik der Subjektivität. Text der italienischen Frauenbewegung*. Frankfurt/M.

## **Bildnachweis**

- Abb. 1: Lonzi, Carla (1969): *Autoritratto*. Bari, Buchcover.
- Abb. 2: Lonzi, Carla (1969): *Autoritratto*. Bari, S. 317.
- Abb. 3: Carla Accardi, Tenda. Aus: Ausstellungskatalog Galleria dell'Ariete, Mailand 1966, o.S.

## **Anschrift der Autorin**

Prof. Laura Iamurri, PhD  
Dipartimento di Studi Umanistici,  
Università degli Studi Roma Tre  
Piazza della Repubblica 10,  
00185 Roma – Italia  
*[laura.iamurri@uniroma3.it](mailto:laura.iamurri@uniroma3.it)*

Catrin Dingler

## **Wir spucken auf die Genossen – Die italienische Feministin Carla Lonzi im Berliner Merve Verlag**

### **Einleitung**

Die Geschichte der internationalen Protestbewegung, die mit der ‚Chiffre 68‘<sup>1</sup> aufgerufen wird, lässt sich auch als eine Geschichte internationalen Missverständnisses reflektieren. Im Abstand von fünfzig Jahren bilden die Missverständnisse und ihre Nachwirkungen das Ferment, das die Erinnerung an ‚68‘ lebendig hält. Damals wurden in der transnationalen Gleichzeitigkeit der Ereignisse gesellschaftliche Differenzen und theoretische Nuancierungen leicht übersehen. Das gilt auch für die Neue Frauenbewegung, die Ende der Sechzigerjahre in mehreren Ländern in Erscheinung trat. Im gängigen Bild von der zweiten Welle, die nach der ersten internationalen Frauenbewegung um 1900 aufkam, fließen die verschiedenen Strömungen feministischen Denkens nicht nur zu einer einheitlichen Bewegung zusammen, die naturalistische Metapher von der Welle fügt sich auch der pauschalen Vorstellung, die feministischen Gruppierungen seien aus der Studentenbewegung von 1968 hervorgegangen und im Laufe der Siebzigerjahre wie die anderen sozialen Bewegungen der Neuen Linken wieder verebbt.<sup>2</sup> Dass die Neue Frauenbewegung in der Erinnerungskultur stets mit der Protestbewegung der späten Sechzigerjahre in Verbindung gebracht wird, kann als Versuch gedeutet werden, die Vehemenz der feministischen Revolte zu minimieren, ihre genuine Herausforderung abzuwehren. Dagegen bezeugt das transnationale Aufleben einer Neuen Frauenbewegung im Kontext von 1968 vor allem die

---

<sup>1</sup> Prominent wurde die Betonung des Chiffren-Charakters von „1968“ vor allem durch Wolfgang Kraushaar 2000, doch bereits Detlev Claussen hat unter dem Titel „Chiffre 68“ auf das revolutionäre Selbstmissverständnis und die Verzerrungen der massenmedialen Repräsentation der Revolte hingewiesen, vgl. Claussen 1992, S. 219ff.

<sup>2</sup> Vgl. zur Metaphorik der Dynamik von Frauenbewegungen als Welle Ute Gerhard 2009, S. 49f.



Omnipräsenz eines Geschlechterkonflikts, der von unterschiedlichen Gruppierungen mit unterschiedlicher Radikalität im Nachfolgejahrzehnt ausgetragen wurde und generationenübergreifend bis heute fortwirkt. Diese These soll im Beitrag ausgehend von der Publikationsgeschichte eines Pamphlets der italienischen Feministin Carla Lonzi, das Mitte der Siebzigerjahre im Berliner Merve Verlag erschien, rekonstruiert werden.

Die Fokussierung auf die Übersetzung eines radikalfeministischen Textes in einem damals eindeutig im linken politischen Spektrum verordneten Kleinverlags mag erklärungsbedürftig sein, scheint die Episode doch zunächst eher für die feministische Theorieforschung oder die Geschichte des (linken) Buchhandels von Bedeutung. Sie könnte auch als Detailstudie zu jüngeren kulturwissenschaftlichen Untersuchungen über linksalternatives Leben im Allgemeinen<sup>3</sup> und den Merve Verlag im Besonderen<sup>4</sup> aufgefasst werden. In den kulturgeschichtlichen Arbeiten wird jedoch vor allem der kollektive, gemeinschaftsstiftende Charakter der nach 1968 entstandenen Gruppierungen und Projekte betont, obwohl die mutmaßlichen „Vergemeinschaftungsorte“<sup>5</sup> von den Beteiligten selbst häufiger als Orte einer veränderten Vergesellschaftung entworfen wurden. In ihrem Selbstverständnis betrachteten sich Gruppen und Projekte, die, wie der Merve Verlag, aus der Politisierung nach 1968 hervorgegangen waren, als alternative Bildungsräume, in denen Prozesse zur qualitativen Selbst- und Weltveränderung initiiert werden sollten. Allerdings wurden diese (Selbst-)Bildungsprozesse im Medium des Widerstands durch die feministische Kritik vor eine besondere Herausforderung gestellt: Zur Diskussion stand nicht mehr nur die Konstitution des Verhältnisses von Selbst und Welt, sondern die in ihr zum Ausdruck kommende vergeschlechtlichte Konstitution des Selbst.<sup>6</sup> Indem die kritische Gesellschaftsanalyse nicht mehr nur mit der Suche nach veränderten Lebensstilen verschränkt wurde, sondern mit dem Anspruch einer veränderten Subjektkonstitution im Bewusstsein der sexuellen Differenz auftrat, durchschnitt die feministische Bewussterwerdung transversal das typische Ordnungsmuster der verschiedenen emanzipatorischen Befreiungsversuche.<sup>7</sup> In der Rekonstruktion der Lektüren, Übersetzungen und Programmdiskussionen des Merve-Kollektivs lässt sich diese Dynamik exemplarisch nachvollziehen.

---

<sup>3</sup> Vgl. Reichardt 2014.

<sup>4</sup> Vgl. Felsch 2008, 2012, 2015a.

<sup>5</sup> Reichardt 2014, S. 572.

<sup>6</sup> In seiner Studie zu den Protestbewegungen im Kontext von 1968 hebt Alfred Schäfer zwar die bildungsanalytische Perspektive des Zusammenhangs von Selbst- und Weltveränderung besonders hervor, lässt dabei aber „die Frauenbewegung“ weitestgehend ausgeblendet, vgl. Schäfer 2015, S. 169f., 204ff.

<sup>7</sup> Vgl. Baader 2008.

Carla Lonzis Kritik galt dem patriarchalen Subjekt. Ihr Aufruf zur feministischen Revolte zielte darauf ab, den Geschlechterkonflikt als Auseinandersetzung um eine differente Subjektkonstitution zu führen (1). Die als Raubdruck erschienene deutsche Übersetzung bezeugt den transnationalen Charakter der radikalfeministischen Mobilisierung, lässt aber auch die Gefahr von Missverständnissen durch den veränderten Rezeptionskontext erkennen (2). Nachdem das Verlagskollektiv nicht zuletzt an seinen internen Geschlechterkonflikten zerbrach, strich der neue Merve Verlag die feministische Kritik allmählich aus seinem Programm (3). Ein abschließender Blick auf die gegenwärtige Tradierung der Verlagshistorie zeigt jedoch, dass die Geschlechterkonflikte generationenübergreifend insofern nachwirken, als dass in den einschlägigen Publikationen die seinerzeitigen Abwehrreflexe gegenüber der feministischen Subjektkritik aktualisiert werden (4).

## 1 Das unvorhergesehene Subjekt: Carla Lonzi feministische Hegellektüre

Die politischen Unruhen und gesellschaftlichen Transformationsprozesse, für die das Kürzel ‚68‘ steht, lassen sich nicht auf ein Jahr beschränken. In Italien begann die Revolte bereits im Sommer 1960 mit antifaschistischen Protesten gegen eine geplante Regierungsbeteiligung der faschistischen Nachfolgepartei MSI. Zwei Jahre später mündeten Streiks in den Turiner FIAT Werken in eine mehrtägige Arbeiterrevolte, die sich in den folgenden Jahren auf die anderen Industriemetropolen Norditaliens ausbreitete. Erst in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre sammelte sich unter dem Einfluss der internationalen Proteste gegen den Krieg in Vietnam auch in Italien eine Hippie- und Studentenbewegung.<sup>8</sup> Carla Lonzi (1931-1982) war während des gesamten Jahrzehnts als Kunstkritikerin tätig, begleitete mit innovativen Formaten in Kunstzeitschriften und Ausstellungskatalogen das Schaffen avantgardistischer Künstlerinnen und Künstler.<sup>9</sup> Sie galt als erfolgreiche emanzipierte Frau, als sie 1970 ihren Beruf aufgab und sich ausschließlich der Arbeit in der von ihr gegründeten feministischen Gruppe Rivolta Femminile<sup>10</sup> widme-

---

<sup>8</sup> Vgl. zur Geschichte der sozialen Bewegungen in Italien in den Sechziger- und Siebzigerjahren Moroni/Balestrini 1994.

<sup>9</sup> Eine kurze biographische Skizze liefern Lonzi/Jaquinta 1985. Für eine detaillierte Auseinandersetzung mit der kunstkritischen Tätigkeit Carla Lonzis vgl. die Monographie von Iamurri 2016.

<sup>10</sup> Zu den Mitbegründerinnen von Rivolta Femminile gehörten außerdem die Künstlerin Carla Accardi (1924-2014) und die Journalistin Elvira Banotti (1933-2014), die die Gruppe jedoch schon bald nach ihrer Gründung wieder verließ.

te. Als Achtundsechzigerin hat sich Lonzi nie verstanden. In einem Interview anlässlich des 10. Jahrestags der Revolte hebt sie die biographische Distanz hervor, deutet aber auch inhaltliche Diskrepanzen zwischen den feministischen und studentischen Gruppierungen der späten Sechzigerjahre an:

„Der Feminismus ist keine Jugendbewegung, insbesondere Rivolta Femminile bestand zu Beginn aus Frauen zwischen 30, 35 Jahren und älter, die mit '68 nichts zu tun hatten. Andererseits mussten junge Frauen, um mit dem Geist des Feminismus in Berührung zu kommen, nicht wenige der Schlagworte, Manieren und Mythen der 68er ablegen. Sie konnten es *trotz und nicht dank* '68.“<sup>11</sup>

Entscheidend für die feministische Revolte ist demnach nicht, dass sich insbesondere jüngere Frauen erst im Umfeld der sozialen Bewegungen der Sechzigerjahre politisierten, maßgeblich ist vielmehr in welches Verhältnis sie sich zu diesen Bewegungen setzten, ob sie eine *differente* Kritik an der Gesellschaft artikulierten.<sup>12</sup>

Solange die Protestbewegungen in ihren verschiedenen Ausprägungen mehrheitlich an der Interpretation der „Frauenfrage“ als „Nebenwiderspruch“ der Klassengesellschaft festhielten, trugen sie in ihrer mutmaßlich gesellschaftskritischen Ausrichtung zur Perpetuierung der traditionellen Geschlechterverhältnisse bei. Für Lonzi kam es deshalb darauf an, die Geschichte nicht vornehmlich als eine von Klassenkämpfen zu betrachten, sondern die ihnen zugrundeliegende patriarchale Ordnung anzugreifen. Das ‚Manifest von Rivolta Femminile‘, mit dem die Gruppe im Sommer 1970 erstmals in Erscheinung trat, beginnt deshalb auch mit der Zurückweisung des patriarchalen Absolutheitsanspruchs: „Der Mann ist nicht das Modell, dem sich die Frau im Prozess ihrer Selbstentdeckung angleichen soll.“<sup>13</sup> Mit der Abgrenzung geht eine radikale Ablehnung des Gleichheitspostulats einher:

„In Bezug auf den Mann ist die Frau das Andere. Der Mann ist in Bezug auf die Frau das Andere. Die Thesen von der Gleichheit der Geschlechter ist ein ideologischer Versuch, die Frau auf einer höheren Stufe der Herrschaft zu unterwerfen.“<sup>14</sup>

Die im ‚Manifest‘ nur thesenhaft formulierte Kritik am Gleichheitsideal führt Lonzi noch im selben Jahr in ihrem Pamphlet ‚Sputiamo su Hegel‘ (dt.: ‚Wir

<sup>11</sup> Zitiert nach Lonzi/Jaquinta 1985, S. 50, Hervorhebungen CD.

<sup>12</sup> Vgl. zu der Differenz feministischer Gruppen von den 68er-Bewegungen Boccia 1990, S. 94-99, aber auch die zum 10. Jahrestags in deutscher Übersetzung erschienenen Erinnerungen eines berühmten italienischen „Achtundsechzigers“ wie Guido Viale 1979.

<sup>13</sup> Rivolta Femminile 1977, S. 66. Sofern deutsche Übersetzungen der Texte von Rivolta Femminile und Carla Lonzi vorliegen, wird auf sie verwiesen. Die Übersetzungen wurden jedoch gegebenenfalls von der Verfasserin leicht überarbeitet.

<sup>14</sup> Rivolta Femminile 1977, S. 66.

spucken auf Hegel“) weiter aus.<sup>15</sup> Gleichheit sei ein „rein juristisches Prinzip: der gemeinsame Nenner aller menschlichen Wesen, dem es gerecht zu werden gilt.“<sup>16</sup> Auf der Grundlage des Gleichheitsprinzips lassen sich Frauen als soziale Kategorie begreifen, die analog zu anderen kulturell oder ethnisch bestimmten Kollektiven je nach politischem Kalkül integriert oder unterdrückt werden können. Die im Gleichheitsversprechen in Aussicht gestellte Emanzipation bezeichnet für Lonzi nichts weiter als „eine Gratifikation“, durch die eine Frau „höchstens die Stufe eines von der männlichen Kultur ‚überwachten Subjekts‘ erreichen kann.“<sup>17</sup> Dagegen steht die Differenz für „ein existentielles Prinzip, das sich auf die Seinsweisen des Menschen bezieht, auf die Eigentümlichkeit seiner Erfahrungen, seiner Ziele, seiner Möglichkeiten“,<sup>18</sup> auf seine irreduzible Singularität. Als existentielles Prinzip markiert die sexuelle Differenz für Lonzi nicht allein die binäre Geschlechterdifferenz, sondern ebenso die Differenz zu den von der patriarchalen Tradition geprägten und in Abhängigkeit zu ihr formulierten Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Lonzis Differenzgedanke richtet sich also sowohl gegen eine mutmaßlich geschlechtsneutrale Gleichheit als auch gegen eine biologistisch oder essentialistisch gedeutete Differenz. Die feministische Revolte zielt nicht auf eine Neuinterpretation der Geschlechteridentitäten, sondern auf eine radikal andere Geschlechter- und Gesellschaftsordnung, in der die Frau als das „unvorhergesehene Subjekt“<sup>19</sup> erscheint. Die frivole Aufforderung, auf Hegel zu *spucken*, ist keinem naiven Radikalismus geschuldet, sondern der Frage nach der Subjektwerdung.

Hegel hat die patriarchale Herrschaft in der Trennung einer weiblich-immanenten Sphäre von einer männlich-transzendenten Sphäre auf den Begriff gebracht.<sup>20</sup> Die Frau überschreitet demnach die Schwelle zur Subjektivität nicht, der im Herr-Knecht-Verhältnis thematisierte Kampf um Anerkennung bleibt eine „Abrechnung unter Männerkollektiven“.<sup>21</sup> Da die revolutionäre Theorie der (neo)marxistischen Bewegungen auf der Grundlage der patriarchalen Kultur entworfen wurde, lässt sich die feministische Revolte für Lonzi nicht nach dem Paradigma des Klassenkampfs führen. „Die Frau steht

---

<sup>15</sup> Die Engführung der Texte von Carla Lonzi und Rivolta Femminile rechtfertigt sich dadurch, dass die inhaltlichen und stilistischen Parallelen zwischen ihrem Hegel-Pamphlet und dem Gründungsmanifest der Gruppe erkennen lassen, dass Letzteres von Lonzi verfasst wurde. Die italienische Ausgabe einer 1974 erstmals erschienenen Sammlung ihrer monographischen Texte beginnt denn auch mit dem ‚Manifest‘, vgl. Lonzi 1974, S. 11-18.

<sup>16</sup> Lonzi 1975b, S. 6.

<sup>17</sup> Rivolta Femminile 1972, S. 142, 143.

<sup>18</sup> Lonzi 1975b, S. 6.

<sup>19</sup> Ebd., S. 34.

<sup>20</sup> Vgl. Lonzi 1975b, S. 9; Hegel 1807/1970, S. 328-342.

<sup>21</sup> Rivolta Femminile 1977, S. 69; vgl. auch Lonzi 1975b, S. 8.

nicht in einem dialektischen Verhältnis zur männlichen Welt“, die Möglichkeit ihrer Subjektwerdung impliziert „keine Antithese, sondern ein Sich-auf-einer-anderen-Ebene-bewegen.“<sup>22</sup> Sie verwirklicht sich nicht in einem Kampf auf Leben und Tod in der von Männern für Männer eingerichteten gesellschaftlichen Sphäre. Die Subjektwerdung von Frauen erfordert vielmehr den Bruch des patriarchalen Verhältnisses von Immanenz und Transzendenz; weder lässt sich weibliche Subjektivität durch die Aufwertung der den Frauen zugewiesenen häuslichen Sphäre erreichen noch durch die Angleichung an die gesellschaftliche Ordnung, die mimetische Wiederholung des männlichen Transzendenzaktes. ‚Wir spucken auf Hegel‘ distanziert sich von allen die dialektische Ordnung konsolidierenden feministischen Strömungen, die Frauen als Bittstellerinnen der Gleichheit sehen wollen oder umgekehrt eine vermeintlich natürliche weibliche Differenz aufwerten und prä-patriarchale Vorzeiten beschwören.<sup>23</sup> Lonzi zielt auf eine andere feministische Subjektwerdung, auf einen anderen Typ von Transzendenz, den sie mit Rivolta Femminile in der Praxis des Selbstbewusstseins (*pratica dell'autocoscienza*) zum Ausdruck zu bringen sucht. Anders als die übliche deutsche Übersetzung suggeriert, verstand Lonzi das separate Zusammensein mit anderen Frauen nicht als Selbsterfahrungsgruppe, in der vornehmlich Betroffenheit manifestiert und Leiderfahrungen ausgetauscht werden sollten, sondern als Möglichkeit zur feministischen Bewusstseinsbildung<sup>24</sup> und zur Subjektwerdung jenseits patriarchaler Zuschreibungen. Entsprechend betrachtete Rivolta Femminile den das ‚Manifest‘ beschließenden Aufruf zur Separation nicht als ideologischen Akt der absoluten Lossagung von Männern, sondern als Aufruf zur Schaffung von „psychophysischen Bedingungen“<sup>25</sup>, die es Frauen ermöglichen sollten, die Komplizenschaft mit der patriarchalen Kultur zu brechen. Doch bot die separate Kleingruppe den Frauen keine Garantie, schon gar nicht das Versprechen einer kollektiven Befreiung, der Bewusstwerdungsprozess konnte zwar mit anderen eingeleitet, musste aber von jeder *für sich* durchlaufen werden.

„Es gibt keinen anderen Weg aus der Unmündigkeit als die je eigene Befreiung: Wer sich befreit, kann die andere nicht mit befreien, sondern ihr lediglich helfen, in die Krise zu geraten. Die Suche nach einem Ausweg aus der Krise lastet allein auf den Schultern derjenigen, die die Krise erlebt.“<sup>26</sup>

---

<sup>22</sup> Lonzi 1975b, S. 29.

<sup>23</sup> Vgl. Rivolta Femminile 1977, S. 66.

<sup>24</sup> In den Texten von Carla Lonzi und Rivolta Femminile findet sich kein Verweis auf die amerikanische Praxis des *consciousness raising*, in der das in der deutschen Übersetzung geteilte Moment der Bewusstseinsbildung deutlich anklingt.

<sup>25</sup> Fraire 2002, S. 171.

<sup>26</sup> Lonzi 1978, S. 108.

## 2 Übersetzungsversuche: Feministische Bewusstseinsbildung im Merve Verlag

Unter dem Titel ‚Wir pfeifen auf Hegel‘ veröffentlichte der Berliner Merve Verlag 1975 Lonzis Aufruf zur feministischen Revolte.<sup>27</sup> Obwohl sich ihr Pamphlet ausdrücklich gegen die (neo)marxistischen Bewegungen der Neuen Linken richtete, erschien die deutsche Übersetzung als Band 55 der Verlagsreihe ‚Internationale Marxistische Diskussion‘ (IMD). Der Reihentitel verweist auf die Intentionen, mit denen das Ehepaar Peter Gente (1936-2014) und Merve Lowien (1937-1992) das Verlagskollektiv 1970 gemeinsam mit zwei Freunden gründete. Alle Verlagsmitglieder sahen sich durch die Studentenbewegung geprägt, obwohl sie infolge ihres Alters und ihrer Herkunft auch eine gewisse Distanz zu ihr hatten,<sup>28</sup> mehrheitlich bereits unterschiedliche Berufserfahrungen vorweisen konnten und zwei der Gründungsmitglieder erst über den zweiten Bildungsweg an die Universität gekommen waren.<sup>29</sup> Was sie verband, war „ein Wille, selbstbestimmt zu leben und zu arbeiten“, der Anspruch, „etwas selbständig und gemeinsam mit andern für die Bewegung der Neuen Linken zu machen“, durch die Produktion und Verbreitung von Texten zu einem besseren Selbst- und Weltverständnis für sich und andere beizutragen und gleichzeitig „praktischen und theoretischen Ungleichzeitigkeiten“ entgegenzuwirken.<sup>30</sup> In den Anfängen war sich das Gründungskollektiv einig in der Notwendigkeit, die Veränderungsbestrebungen in marxistischen Kategorien zu denken, ohne deshalb in dogmatische Fixierungen und nationale Borniertheit zu verfallen.<sup>31</sup> Entsprechend publizierte der Verlag von Beginn an Übersetzungen, in den ersten Jahren vor allem Texte der italienischen Linken, von der aufgrund des Zusammenwirkens von Stu-

<sup>27</sup> Vgl. Lonzi 1975b, S. 5-34. Da ‚Wir pfeifen auf Hegel‘ weder die Ernsthaftigkeit der Auseinandersetzung mit Hegel noch die Vehemenz der darauffolgenden Distanzierung zum Ausdruck bringt, wird in diesem Beitrag der Titel von Lonzis Pamphlet durchgängig in der wörtlichen Übersetzung mit ‚Wir spucken auf Hegel‘ zitiert.

<sup>28</sup> Zum Herkunftsmilieu und dem Generationenverhältnis in der Studenten- bzw. Achtundsechziger-Bewegung vgl. Grope 2008, 2011.

<sup>29</sup> Vgl. Lowien 1977, S. 152ff.

<sup>30</sup> Ebd., S. 37, 51, 153. In der Selbstdarstellung von Merve Lowien stehen die Studentenbewegung der späten Sechzigerjahre und die Strömungen der Neuen Linken der Siebzigerjahre in einem Kontinuum. Dass die beiden Protestperioden nicht notwendig in Opposition zueinander stehen, erklärt Alfred Schäfer damit, dass für beide ein „Verweisungszusammenhang von Widerstand und Selbstveränderungsperspektiven“ charakteristisch war, vgl. Schäfer 2015, S. 12.

<sup>31</sup> Die Gründungsintentionen wurden anfangs in der verlagstypischen Raute auf den Buchrücken der einzelnen Titel der IMD-Reihe kommuniziert, vgl. Lowien 1977, S. 144 und Gentes Erläuterungen in Dany/Dörrie 1998, S. 129.

denten- und Arbeiterbewegung eine besondere Faszination ausging.<sup>32</sup> Auf den ersten Blick erschien Lonzis Hegel-Pamphlet also als Beitrag einer *Diskussion*, an der sie kein Interesse hatte, eingereiht in eine *marxistische* Tradition, die sie ausdrücklich kritisierte. Da der Text jedoch zusammen mit einem ihrer Beiträge zur weiblichen Sexualität<sup>33</sup> unter dem übergeordneten Buchtitel ‚Die Lust Frau zu sein‘ (1975a) publiziert wurde, ließ sich gleichzeitig errahnen, dass Band 55 nur vordergründig in den marxistischen Diskussionszusammenhang der IMD-Reihe gehörte. Die Vermutung wurde zwei Jahre später in einem von Lowien vorgelegten Erfahrungsbericht aus dem Verlagsprojekt bestätigt.<sup>34</sup> In der als IMD-Band 65 veröffentlichten Chronik ist nachzulesen, dass die beiden Frauen des Kollektivs, Lowien selbst und Sigrid Vagt, die 1972 als Übersetzerin in den Merve Verlag gekommen war, Mitte der Siebzigerjahre eine intensivere Auseinandersetzung mit feministischen Texten einleiten wollten.<sup>35</sup> Von Anfang an hatte das Kollektiv die gesellschaftliche Trennung von Kopf- und Handarbeit, die in der gemeinsamen Verlagsarbeit nicht nur kritisch reflektiert, sondern aufgelöst werden sollte, als Ausdruck einer „generellen Trennungslogik“ verstanden, die weitere gesellschaftliche Entgegensetzungen, wie die „Kluft zwischen Öffentlichem

<sup>32</sup> Neben zahlreichen Texten von und aus dem Umfeld des Zeitungskollektivs *il manifesto* erschienen auch Aufsatzsammlungen der wichtigsten neomarxistischen Denker, wie Mario Tronti (IMD 12, 1971), Antonio Negri (IMD 26, 1972), Massimo Cacciari/Sergio Bologna (IMD 35, 1972) und Carlo Donolo (IMD 47, 1974). Vgl. zu den Unterschieden in den Formen, Zielen und Mobilisierungsdynamiken der Interaktion zwischen Studenten- und Arbeiterbewegung in Italien und Deutschland Tolomelli 2008.

<sup>33</sup> Der Text ‚La donna clitoridea e la donna vaginale‘ (dt. ‚Die klitoridische Frau und die vaginale Frau‘, aufgenommen in Lonzi 1975a, S. 35-80) war in Italien erstmals 1971 erschienen und wurde ab 1974 – ebenso wie in der deutschen Übersetzung 1975 – immer zusammen mit Lonzis Hegel-Pamphlet neu aufgelegt.

<sup>34</sup> Lowien reichte den Text 1976 als Magisterarbeit im Fach Publizistik an der Freien Universität Berlin ein. Der Untertitel ‚Erfahrungen in einem linken Projekt‘ hebt die subjektive Perspektive ihrer Darstellung hervor, d.h. die einzelnen Kollektivmitglieder, deren Namen von Lowien zwar geändert wurden, aber dennoch leicht zuzuordnen sind, sollten nicht mit den realen Beteiligten gleichgesetzt werden. Die für den Diskussionszusammenhang in diesem Aufsatz relevanten Figuren sind Leopold Fiedler (Peter Gente), Paula Flint-Fiedler (Merve Lowien), Luzie Wasserbach (Sigrid Vagt) und Leontine (Heidi Paris).

<sup>35</sup> Vgl. Lowien 1977, S. 127. Bisher waren in der IMD-Reihe mit Rossana Rossanda (IMD 17, 1971) und Edoarda Masi (IMD 4, 1970 und IMD 34, 1973) bereits marxistische Autorinnen, mit Mariarosa Della Costa und Selma James (IMD 36, 1973) jedoch erst ein dezidiert feministischer Band publiziert worden. 1975 setzte dann tatsächlich eine kurze intensive Publikationsphase zu feministischen Texten ein: Neben Lonzis Text (IMD 55) erschienen 1975 in der Verlagsreihe „Arbeitspapiere“ Texte französischer Arbeiterinnen (AP 16), 1976 folgte ein erstes schmales Aufsatzbändchen von Luce Irigaray (IMD 62), 1977 erschienen eine Textsammlung der belgischen feministischen Gruppe Le Grif (IMD 63) sowie Aufsatzbände von Irigaray (IMD 66) und Hélène Cixous (IMD 71).

und Privatem, zwischen Kultur und Subkultur, zwischen Mann und Frau“,<sup>36</sup> implizierte. In den Diskussionen zur Arbeitsteilung war der Geschlechterkonflikt jedoch lange nur latent präsent. Lowien berichtet, wie einer der Genossen ihr gestand, dass er nicht begreife, worum es dabei ging und nur erraten könne, „daß es 'etwas Wichtiges' sein müsse“. <sup>37</sup> Als Vagt die ersten Erfahrungen mit separaten feministischen Gruppen in den Verlag trägt, gewinnt die Geschlechterdifferenz nicht nur für die beiden Frauen des Kollektivs an Bedeutung, auch Gente erklärt sich im Frühjahr 1975 an der „Männlichkeits- und Weiblichkeitsproblematik“ interessiert.<sup>38</sup>

Der Titel von Lowiens Verlagschronik, ‚Weibliche Produktivkraft – Gibt es eine andere Ökonomie?‘, bezeugt den Einfluss feministischer Lektüre und das Bemühen, in den Arbeitsprozessen des Verlagskollektivs eine andere Subjektivität zum Ausdruck zu bringen. Insgesamt kann das Buch als Dokument eines Prozesses feministischer (Selbst-)Bewusstwerdung gelesen werden. Auf der Suche nach einer „anderen Ökonomie“ rekurriert das Kollektiv zunächst auf die marxistische Feministin Mariarosa Dalla Costa, die eine weibliche, auf die häusliche Sphäre konzentrierte, von einer männlichen, auf die außerhäusliche Sphäre fokussierte Produktionskraft unterscheidet.<sup>39</sup> Lowien hebt in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zweier grundsätzlich verschiedener Verkehrsformen hervor und die Forderung, die bisher auf das Haus beschränkten, insofern mutmaßlich „weiblichen“ Kommunikations- und Vergesellschaftungsqualitäten in der gesellschaftlichen Sphäre zu entfesseln.<sup>40</sup> Ausdrücklich betont Lowien, dass es dabei nicht um Qualitäten geht, die „an den konkreten Mann bzw. die konkrete Frau als Naturqualitäten gebunden [sind]“, sondern in der Unterscheidung eine bestimmte gesellschaftliche und kommunikative Ordnung zum Ausdruck käme.<sup>41</sup>

Wie viele Projekte des linksalternativen Milieus verstand sich auch das Verlagsprojekt Merve als Versuch, in den eigenen Arbeitszusammenhängen qualitativ andere Verkehrsformen zu erproben und dadurch auch Möglichkeiten einer anderen Subjektivität zu verwirklichen: Selbstbestimmung statt Selbstbehauptung. Unter dieser Parole sollte der Kampf um „repräsentative Selbstbestätigung und Selbstverteidigung“ aufgegeben werden; das Kollektiv suchte nach Möglichkeiten, „'arbeiten, erkennen und leben' nicht voneinan-

---

<sup>36</sup> Lowien 1977, S. 8.

<sup>37</sup> Ebd., S. 67.

<sup>38</sup> Ebd., S. 119f., 127.

<sup>39</sup> Vgl. Dalla Costa 1973, S. 35; Lowien 1977, S. 41f.

<sup>40</sup> Luce Irigaray bezieht in ihren in jenen Jahren im Merve Verlag publizierten Texten den Begriff einer „anderen Ökonomie“ auf ein differentes weibliches Lustempfinden, das die Eindimensionalität der Kommunikation auflöst, „die Treue zu einem einzigen Diskurs verwirrt“, vgl. Irigaray 1979, S. 29.

<sup>41</sup> Lowien 1977, S. 42.



der zu trennen“ und „mit anderen von sich aus die gemeinsame Perspektive“ des Handelns zu bestimmen.<sup>42</sup> Allmählich wird dem Kollektiv bewusst, dass Selbstbestimmung keine einmalig zu erobernde Positivität sein kann, sondern als kollektive Vermittlungsqualität nie aufhören kann, „[h]istorisch nicht und nicht bereichsspezifisch“.<sup>43</sup> Der Anspruch war für alle Verlagsmitglieder eine fortwährende Heraus- und schließlich auch eine Überforderung.<sup>44</sup> Die Fluktuation im Kollektiv war groß, zunächst verließen vor allem die Männer (von Anfang an immer in der Überzahl) nach gescheiterten Vermittlungsversuchen zwischen der Kopf- und Handarbeit den Verlag. Der Konflikt um veränderte Geschlechterverhältnisse wurde dagegen länger ausgetragen, er betraf nicht nur die Eheleute Gente/Lowien, sondern allgemein das Verhältnis der Männer und Frauen im Kollektiv sowie die Beziehung der Frauen untereinander, die sich seit Herbst 1975 durch die Mitarbeit von Gentes neuer Lebensgefährtin, Heidi Paris, noch verkompliziert hatte. Bei Lowien heißt es im Hinblick auf unterschiedliche frauenpolitische Positionierungen, „Luzie“ hätte sich früh feministischen Gruppen im Berliner Frauenzentrum zugewandt, während „Paula“ zwar auch „‘irgendwie‘ angetan“ gewesen sei, dann aber doch skeptisch und zurückhaltend blieb.<sup>45</sup> Sigrid Vagt bestätigt im Gespräch Lowiens ambivalentes Verhältnis gegenüber den neu entstehenden feministischen Gruppen und erinnert sich, gestützt auf einen Brief Gentes an das Kollektiv,<sup>46</sup> dass anfänglich nur sie selbst für Lonzis Text Begeisterung zeigte und die Übersetzung gegen die ablehnende Haltung der anderen durchsetzen musste.<sup>47</sup> Andererseits stellt Lowien zwei Jahre nach der Publikation ausführliche Zitate aus Lonzis Text an den Beginn und das Ende ihrer Verlagschronik. Die explizite, prominent platzierte Bezugnahme legt die Vermutung nahe, sie habe schließlich Lonzis Einsicht geteilt, wonach jede der (neo)dialektischen Methode verhaftete Widerstandspraktik die kritisierten Dichotomien nur „genießbar macht“, aber nicht zu ihrer Überwindung beiträgt.<sup>48</sup> Lowien erkannte, dass die Qualität der weiblichen Produktivkraft auch im Verlag „auf der Ebene altruistischer Geschäftigkeit“ verblieb und

---

<sup>42</sup> Ebd., S. 57, 34, 62.

<sup>43</sup> Ebd., S. 33.

<sup>44</sup> Peter Gente soll später geäußert haben, dass er an der endlosen Dialektik irre zu werden drohte, vgl. Felsch 2008, S. 13.

<sup>45</sup> Lowien 1977, S. 119.

<sup>46</sup> Vgl. Gente 1976a.

<sup>47</sup> Das Gespräch fand am 1.7.2017 in Berlin-Charlottenburg statt. Ich danke Sigrid Vagt für ihre großzügige Bereitschaft, über die Publikationsgeschichte von Carla Lonzi im Merve Verlag zu sprechen und ihre Erlaubnis, aus zwei von Gente verfassten Dokumenten aus dem Frühjahr 1976 zu zitieren, die sich in ihrem Privatbestand befinden und während des Treffens eingesehen wurden.

<sup>48</sup> Lowien 1977, S. 32.

der Anspruch, die Trennung zwischen Privatem und Öffentlichem aufzuheben, von Gente dahingehend (miss)verstanden wurde, das Private zugunsten einer Allgegenwart des Verlages aufzulösen.<sup>49</sup> Die feministische Kritik zielte jedoch nie auf eine „Politisierung des Privaten“, sondern auf ein neues Verständnis des Politischen, das eine qualitative Veränderung der privaten und gesellschaftlichen Alltagspraxis und eine „Erweiterung der Spielräume zur Individualisierung für beide Geschlechter“<sup>50</sup> erforderte. Schließlich musste sich Lowien 1976 eingestehen, dass das gemeinsame Projekt diesen Spielraum nicht mehr bot, „daß wohl doch nichts anderes zu tun sei, als dieses Kollektiv aufzulösen, als den Verlag zu verlassen.“<sup>51</sup> Kurze Zeit später verabschiedete sich auch Sigrid Vagt.<sup>52</sup>

### 3 Neue Identitäten: Vom Verschwinden des feministischen Subjekts

Nachdem Lowien und Vagt den Verlag verlassen hatten, wurden die feministischen Programmansprüche aufgegeben. Das neue Verlegerpaar Gente und Paris vollzog in wenigen Monaten eine tiefgreifende programmatische und graphische Neuausrichtung, hin zu jenem Erscheinungsbild, das den Verlag bis heute prägt. Schon zur Buchmesse 1977 erschienen die neuen Merve-Bändchen in dem auf Postkartengröße verkleinerten DIN B6-Format. Mit der Umbenennung des Reihentitels 1978 verabschiedete sich der Verlag von der italienisch geprägten neomarxistischen Diskussion und begründete mit der Hinwendung zur französischen Philosophie den ‚Internationalen Merve Diskurs‘. Auf das etablierte Reihenkürzel IMD wollte das Verlegerpaar offensichtlich nicht verzichten. Rückblickend wird Paris den Bruch mit der Verlagsvergangenheit an der Publikation von Jean-François Lyotards Aufsatzband ‚Das Patchwork der Minderheiten‘ festmachen,<sup>53</sup> in dem die feministische Revolte auf eines von vielen Gefechten der verschiedenen „minoritären Singularitäten“<sup>54</sup> der Siebzigerjahre reduziert wird. Bis 1980 erschienen zwar noch weitere IMD-Bände von Luce Irigaray und Hélène Cixous<sup>55</sup>, doch wurden die Autorinnen eher der poststrukturalistischen Philosophie der Differenzen zugerechnet, obwohl beide die sexuelle Differenz im Singular thematisie-

---

<sup>49</sup> Ebd., S. 100; 126.

<sup>50</sup> Baader 2008, S. 164.

<sup>51</sup> Lowien 1977, S. 126.

<sup>52</sup> Vgl. ebd., S. 119.

<sup>53</sup> Vgl. Dany/Dörrie 1998, S. 130.

<sup>54</sup> Lyotard 1977, S. 37.

<sup>55</sup> Vgl. Irigaray 1979 (IMD 82), Cixous 1980 (IMD 94).

ren und ihre Texte in den Kontext jener differenzfeministischen Diskussion gehören, die mit der Publikation von Lonzi lanciert worden war. So hatten in der ersten Aufsatzsammlung von Irigaray (IMD 62) die Herausgeberinnen noch betont, dass die Texte im Zusammenhang mit einer in Frankreich geführten Diskussion der psychoanalytischen Arbeiten von Jacques Lacan gelesen werden müssten, weil anders nicht zu verstehen sei, wie Irigaray „die Differenz des Weiblichen *denkt*“.<sup>56</sup> In der Tat wurde der feministische Differenzgedanke sowohl in seiner französischen als auch in seiner italienischen Ausprägung schon bald essentialistisch missverstanden. Allerdings sind die Fehldeutungen nicht, wie in den Anmerkungen der Herausgeberinnen unterstellt, allein einem „merkwürdige[n] Denkverbot in der Frauenbewegung“<sup>57</sup> anzulasten. Auch der neu ausgerichtete Merve Verlag fokussierte in den folgenden Jahren gerade nicht auf Lacans psychoanalytische Theorie des Subjekts, an dessen Kritik die französischen Feministinnen ihre Differenztheorie entwickelten,<sup>58</sup> sondern auf jene französischen Autoren, die wie Michel Foucault den Tod des Subjekts prophezeiten<sup>59</sup> oder wie Gilles Deleuze und Félix Guattari in ‚Anti-Ödipus‘ den Geschlechterkonflikt in einer Wunschmaschinerie aus „n ... Geschlechtern“<sup>60</sup> auflösen wollten.

Der Bruch zwischen der neuen Verlagskultur und der Frauenbewegung war also bereits vollzogen, als Carla Lonzi im Frühjahr 1977 zufällig von der deutschen Übersetzung erfuhr und sich in mehreren Briefen an den Verlag über die freibeuterische Aneignung der Texte und die irreführende Titelei beschwerte,<sup>61</sup> die von der Autorin niemals autorisiert worden wäre.<sup>62</sup> Die

---

<sup>56</sup> Irigaray 1976, S. 5 – Herv. i. O.

<sup>57</sup> Ebd.

<sup>58</sup> Johannes Bilstein (2008) hat die „Wieder-Entdeckung“ der Psychoanalyse durch die Achtundsechziger-Bewegung analysiert. Sie galt vor allem der Vorkriegsgeneration der (deutschsprachigen) Psychoanalyse, die in sozialpädagogischen Diskursen im Kontext der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen rezipiert wurde. Zu einer Rezeption der zeitgenössischen psychoanalytischen Diskussion, die in Frankreich und Italien vornehmlich durch die Schriften Lacans geprägt war, kam es dagegen in den Siebzigerjahren weniger. Im neuen Merve-Zirkel gewannen vielmehr die französischen Anti-Psychiatrie-Diskurse an Bedeutung.

<sup>59</sup> Vgl. Foucault 1971, S. 462.

<sup>60</sup> Deleuze/Guattari 1974, S. 381.

<sup>61</sup> Auch die Textauszüge, die in einer von Michaela Wunderle 1977 herausgegebenen Textsammlung zur italienischen Frauenbewegung publiziert wurden, erschienen ohne Autorisierung und mit einer irreführenden Charakterisierung der Gruppe. Eine von Rivolta Femminile verfasste Gegendarstellung wurde 1978 in den feministischen Zeitschriften Courage (Heft 3, S. 41) und Emma (Heft 4, S. 59) abgedruckt bzw. in einer redaktionellen Mitteilung erwähnt.

<sup>62</sup> Rivolta Femminile publizierte Auszüge des Briefwechsels auf Italienisch in einer ihrer Textsammlungen, vgl. Rivolta Femminile 1978, S. 159ff. Dagegen wurden Rechercheanfragen zur Korrespondenz Lonzi/Paris oder anderen Unterlagen zur Publikation von IMD 55

beiden Frauen, die sich für ihren Aufruf zur feministischen Revolte interessiert hatten, arbeiteten nicht mehr im Verlag. Die Antwortbriefe an Lonzi sind mit H.P. unterzeichnet, mutmaßlich also von Heidi Paris verfasst. Im ersten Brief erklärt Paris in distanziert-formalem Tonfall, dass sich nicht mehr rekonstruieren lasse, wie es zur Publikation gekommen sei. Die Missachtung des Copyrights wird als Teil der Verlagspolitik erklärt, die sich Lonzi durch die Beigabe von Lowiens Verlagsbericht erschließen soll.<sup>63</sup> Als Lonzi auf die Nachzahlung eines Honorars besteht, antwortet H.P. gereizt, es sei für den Verlag „normal“, Texte von „Genossinnen und Genossen“ honorarfrei zu publizieren bzw. ihnen gegebenenfalls verspätet Geld zukommen zu lassen.<sup>64</sup> Eine dritte Antwort auf Lonzis Klarstellung, dass Rivolta Femminile mit „der revolutionären Sache“ nichts zu tun habe, die feministische Revolte und der Marxismus voneinander zu unterscheiden seien,<sup>65</sup> ist nicht überliefert. Der Briefwechsel offenbart Verständnisschwierigkeiten, die nicht der Sprache, sondern der veränderten politischen Ausrichtung des Merve Verlags geschuldet waren: Paris suchte sich mit einer Argumentation, die nie die ihre gewesen war, einer Problematik zu entledigen, welche aus jener Verlagsvergangenheit kam, die das neue Verlegerpaar gerade hinter sich lassen wollte.<sup>66</sup> Umgekehrt scheint Lonzi Lowiens Verlagsbericht nicht zur Kenntnis genommen zu haben, andernfalls hätte sie erkennen können, dass sich die beiden mittlerweile aus dem Kollektiv ausgeschiedenen Frauen zwar im Hinblick auf das Copyright nicht korrekt verhalten, wohl aber ihre Gedanken zur feministischen Bewusstwerdung nachvollzogen und auf die jeweils eigene Weise auch ihre Konsequenzen gezogen hatten. Möglich, dass es zu dem von Lonzi gewünschten Dialog gekommen wäre, wenn Lowien oder Vagt den Briefwechsel geführt hätte. Schon lange vor der Publikation des Lonzi-Bandes hatte Lowien die Praxis der honorarfreien Publikation

---

sowohl seitens des Zentrums für Kunst und Medien (ZKM) in Karlsruhe, an das Gente sein Archiv verkauft hat, als auch seitens des Merve Verlags in Berlin abschlägig beantwortet.

<sup>63</sup> Sigrid Vagt liest den Briefwechsel in der von Rivolta Femminile 1978 publizierten Version während unseres Gesprächs in Berlin (vgl. Fn 47) zum ersten Mal. Sie kann sich nur noch daran erinnern, Lonzis Texte von einer Romreise mit nach Berlin gebracht zu haben. Warum es zu keiner Kontaktaufnahme mit Lonzi kam, kann sie sich nicht mehr erklären, man habe zwar häufiger keine Honorare bezahlt, die Autorinnen und Autoren jedoch i.d.R. um die Erlaubnis zur Publikation gebeten.

<sup>64</sup> Rivolta Femminile 1978, S. 163f.

<sup>65</sup> Ebd., S. 165.

<sup>66</sup> Die Auseinandersetzung endete mit der Einigung auf eine über monatliche Raten zu leistende Nachzahlung von insgesamt 2000 DM, vgl. Rivolta Femminile 1978, S. 166. Aus einem auf den 16.06.1976 datierten Text von Gente mit dem Titel ‚Zur Situation im Merve-Kollektiv‘ geht hervor, dass sich die Erstauflage (3000 Exemplare) so gut verkauft hatte, dass der Text nachgedruckt worden war. Lonzis Text blieb zwar inhaltlich im Kollektiv umstritten, war aber für dessen „finanzielle Basis sehr wichtig.“ Vgl. Gente 1976b.

kritisch hinterfragt und die verlagsinterne Sprachregelung, es handele sich um einen „Akt der Solidarität im kollektiven Emanzipationskampf“ als eine „ambivalente Angelegenheit“ kritisiert, insofern sie als (stillschweigende) Forderung an die Autorinnen und Autoren deren Selbstbestimmung unterminierte.<sup>67</sup> Ihre Entscheidung, durch den Weggang aus dem Verlag die „weibliche Produktivkraft aus ihrer Deformation zu befreien“,<sup>68</sup> kann mit Lonzis eigenem Rückzug aus dem Kunstbetrieb verglichen werden. Darüber hinaus lässt Lowiens Buchprojekt eine Nähe zu Lonzis Verständnis der Praxis der feministischen Selbstbewussterwerdung durch einen fortgesetzten Schreibprozess erkennen.<sup>69</sup> Doch bleiben Überlegungen, welche Erfahrungen Lonzi und ihre Berliner Rezipientinnen hätten zusammenführen können, Spekulation, es kam zu keinem direkten Austausch.<sup>70</sup> Durch Lonzis frühen Tod (1982) geriet das Denken und die Praxis von Rivolta Femminile zunächst auch in Italien in Vergessenheit, im deutschsprachigen Raum wurde der italienische Differenzgedanke erst in den Achtzigerjahren wieder rezipiert, allerdings nur in der Ausprägung des Mailänder Frauenbuchladens und der Veroneser Philosophinnengruppe Diotima.<sup>71</sup> Im Merve Verlag wird Lonzis Band schon lange als vergriffen gemeldet, auch die beiden Bände von Cixous sind nicht mehr lieferbar. Einzig Irigarays zum Klassiker der feministischen Literatur avancierter Text ‚Das Geschlecht, das nicht eins ist‘ (IMD 82) ist noch im Handel, sodass heute das Denken der sexuellen Differenz fast ausschließlich mit Irigarays Namen in Verbindung gebracht wird.

## 4 Geschlechtergenealogien: Merve revisited

In der jüngsten Aufarbeitung der Verlagshistorie von Merve gelten die frühen Jahre des Verlagskollektivs als bloße Vorgeschichte. Philipp Felsch lässt in seiner Studie ‚Der lange Sommer der Theorie‘ die Geschichte des Verlags zwar schon 1960 beginnen, allerdings nur, um sich den „Bildungserlebnissen“ des Verlagsgründers Gente zu widmen, weniger um die zu „Irrfahrten“

---

<sup>67</sup> Lowien 1977, S. 91.

<sup>68</sup> Ebd., S. 132.

<sup>69</sup> Die Bedeutung des Schreibens für Lonzis Verständnis der *pratica dell'autocoscienza* spiegelt sich in den Texten von Rivolta Femminile, aber auch in Lonzis 1978 veröffentlichtem, mehr als tausendseitigem Tagebuch ‚Taci, anzi parli‘ (dt. ‚Schweig, nein sprich‘). Vgl. zur Schreibpraxis von Rivolta Femminile außerdem Boccia 1990, S. 67; Dies. 2014, S. 14.

<sup>70</sup> Zu den unterschiedlichen Dynamiken der „zwischenationalen Diffusion“ von Bewegungen im Kontext von 1968 und daraus resultierenden Schwierigkeiten vgl. Donatella Della Porta 2008.

<sup>71</sup> Vgl. Libreria delle donne di Milano 1988; Diotima 1989.

erklärten frühen Jahre des Verlagskollektivs zu ergründen.<sup>72</sup> In einem Zeitungsinterview benennt er Lowiens Buch als eine „ganz wichtige Quelle“ seiner Verlagsgeschichte, wertet es aber im selben Satz als eine Ansammlung von „Anekdoten“ ab.<sup>73</sup> Anekdotisch wirkt dagegen seine eigene Darstellung, wenn er die Autorin nicht als Publizistin, sondern als „Fußpflegerin“ einführt und Lowien zur „Proletarierin“ an der Seite des „Intellektuellen“ Gente stilisiert.<sup>74</sup> Er unterschlägt damit nicht nur Lowiens persönlichen Bildungsaufstieg, sondern auch die kollektiven Lernprozesse, im Verlauf derer das Merve-Kollektiv die Dichotomie von Kopf- und Handarbeit aufzulösen suchte. Trotz seiner Vorbehalte stützt sich Felsch für die Rekonstruktion der Jahre von der Verlagsgründung im Geist der Studentenbewegung 1970 bis zur programmatischen Wende des Verlags 1976/77 weitestgehend auf Lowiens Erfahrungsbericht. Die wenigen eigenen Kommentare zum „Aufstieg und Niedergang eines utopischen Sozialexperiments“ sind in distanzierendem, bisweilen spöttischem Ton verfasst.<sup>75</sup> Die politischen Auseinandersetzungen des Kollektivs banalisiert Felsch zu einem „Psychodrama“,<sup>76</sup> in der knappen Darstellung der feministischen Dimension von Verlagskonflikten verkehrt er Lowiens Ausführungen in ihr Gegenteil. Felsch behauptet, Lowien beschreibe ihre Befreiung aus der patriarchalen Verlagsgemeinschaft „[i]n Anlehnung an *Häutungen*, Verena Stefans stilbildenden Frauenroman von 1975 [...] als Abwerfen einer Haut.“<sup>77</sup> Dagegen hatte Lowien die Versuche des Kollektivs, eine „andere Ökonomie“ zu verwirklichen, als Praxis einer „spezifischen Art Häutung“ beschrieben, „die *nicht* wie bei Verena Stefan auf den Tod des abstrakt Allgemeinen, der männlichen Produktivkraft, geht, was nur die Geburt abstrakter Unmittelbarkeit wäre, sondern auf die Belebung des toten Abstrakten durch dessen Konkretisierung zum allgemeinen Kommunikationsmittel.“<sup>78</sup> Felsch übergeht, dass Lowien feministische Autorinnen referiert, die sich nicht unter das von ihm zitierte Label „westdeutsche Frauenbewegung“ subsumieren lassen und eine Praxis anmahnt, die zu keinem Zeitpunkt „das Weibliche als urwüchsige Kraft beschwor“ oder die „Idee eines ursprünglichen Matriarchats evoziert[e]“. <sup>79</sup> Lowiens Anspruch war kompli-

---

<sup>72</sup> Vgl. Felsch 2015a, S. 19.

<sup>73</sup> Felsch 2015b.

<sup>74</sup> Felsch 2015a, S. 51.

<sup>75</sup> Ebd., S. 78.

<sup>76</sup> Ebd., S. 79.

<sup>77</sup> Ebd., S. 82.

<sup>78</sup> Lowien 1977, S. 87, Hervorhebung CD.

<sup>79</sup> Felsch 2015a, S. 82, 83. Felsch verweist diesbezüglich auf Alexander Kluge und Oskar Negt, deren Buch ‚Öffentlichkeit und Erfahrung‘ das Merve-Kollektiv intensiv diskutierte, vgl. Lowien 1977, S. 97f. Allerdings beschwören die beiden Autoren darin keine „urwüchsige Kraft“ des Weiblichen, vielmehr wird, in Anlehnung an Max Horkheimers ‚Studien

zierter, eine Aufforderung zur permanenten Auseinandersetzung mit der sexuellen Differenz jenseits ihrer patriarchalen Festschreibungen. Auf diese Herausforderung lässt sich Felsch nicht ein, er beschließt das Kapitel mit dem obligatorischen Hinweis, die feministischen Ideen der deutschen Frauenbewegung seien rasch unter „Essentialismusverdacht“<sup>80</sup> geraten. Anstatt den Verdacht durch eine genaue Lektüre der frühen Verlagspublikationen zu entkräften, affirmiert er ihn in seiner Andeutung. Er verzichtet zwar auf die Rekonstruktion der feministischen Publikationstätigkeit des Merve-Kollektivs, nicht aber auf dessen beiläufige Abwertung. Der Ausstieg der Namensgeberin aus dem Verlag wird von ihm nicht als selbstbestimmte feministische Entscheidung reflektiert,<sup>81</sup> sondern als Beziehungsgeschichte kolportiert, auch hier unter einer sinnentstellenden Bezugnahme auf Lowiens eigene Darstellung. Diese hatte in einer Nachbemerkung zu ihrer Verlagschronik schon geahnt, dass es nach Außen so aussehen könnte, „als habe im Verlag ein Frauentausch stattgefunden“,<sup>82</sup> da Gente den Verlag nach ihrem Ausscheiden mit seiner neuen Lebensgefährtin weiterführte. Tatsächlich schreibt Felsch: „Heidi Paris versetzte der kriselnden Verlegerehe und mit ihr der patriarchalen Stammesgesellschaft den Todesstoß.“<sup>83</sup> Für ihn ist klar, dass Lowien Heidi Paris nur als „Rivalin“<sup>84</sup> wahrnehmen konnte, unvorstellbar scheint für ihn, dass nicht nur Lowien, sondern auch Vagt den Verlag verließen, weil beide zu der Einsicht gekommen waren, dass sich das, was sie als ‚weibliche Produktivkraft‘ reflektierten, im Merve-Kollektiv nicht verwirklichen ließ. Felsch macht sich die Perspektive Gentes zu eigen: Im Rückblick hatte der Verleger die Begegnung mit seiner neuen Frau als einen „schicksalhaften Glücksfall“<sup>85</sup> bezeichnet, als eben solchen ‚Glücksfall‘ feiert nun auch Felsch das neue Verlegerpaar. Seine ganze Sympathie gilt Heidi Paris, die als

---

über Autorität und Familie‘ (1936), auf die Ambivalenz der frühen Mutter-Kind-Beziehung reflektiert, insofern sich in ihr eine auf Bedürfnisbefriedigung abzielende Produktionsweise erhält, „die man als einen Rest matriachalischer Produktionsweise bezeichnen kann“, jedoch nicht allein auf „Vorgänge im Hormonhaushalt“, einen „biologisch begründeten ‚Mutterinstinkt‘“ zurückführen dürfe. „In der Überlegenheit dieser Produktionsweise liegt der eigentliche Emanzipationsanspruch der Frau: sie verfügt, wie immer unterdrückt und verformt, über Erfahrungen in einer überlegenen Produktionsweise, sobald diese das Ganze der Gesellschaft erfassen könnte.“ (Kluge/Negt 1972, S. 50)

<sup>80</sup> Felsch 2015a, S. 83.

<sup>81</sup> Vgl. für eine differenzierte Darstellung des Verhältnisses von feministischen Gruppen und linkem Buch- und Verlagswesen in den Siebzigerjahren in Westdeutschland die Studie von Sonnenberg 2016, S. 304ff, 452ff.

<sup>82</sup> Lowien 1977, S. 133.

<sup>83</sup> Felsch 2015a, S. 96.

<sup>84</sup> Ebd., S. 222.

<sup>85</sup> Zitiert nach Felsch 2008, S. 16.

„Gentes Kompagnon“<sup>86</sup> die Rolle der ‚Frau des Mannes‘ übernimmt. Anerkennung findet Paris dafür, dass sie mit Gente eine „Symbiose“ einging, ein erfolgreiches „Zwillingssubjekt“ bildete und nicht nach einer differentiellen weiblichen Subjektivität strebte.<sup>87</sup> Mit Paris’ Aufstieg zur Verlegerfrau wurde der Geschlechterkonflikt im Verlag stillgestellt.

In der Eigenwahrnehmung wertete das neue Merve-Paar den Abschied von den Theorien feministischer Subjektwerdung als Radikalisierung der Subjektkritik. Unter dem Pseudonym „heidi, die piepsmaus“ freute sich Paris in der Berliner *tageszeitung* über Michel Foucaults Entthronung des abendländischen Subjekts, seine „Zerstörung“ in „tausend kleine aufgelöste Iche“.<sup>88</sup> Das einstige Streben nach Bewusstseinsbildung löste sich im Rausch der neuen Lektüren auf.<sup>89</sup> Mit dem poststrukturalistischen Denken wurde das Lachen zum „Emblem des neuen Theoriegefühls“<sup>90</sup> und aufgrund der Fotos, die Foucault 1978 gemeinsam mit Heidi Paris in Berlin zeigen, bald auch zum Markenzeichen sowohl des Autors<sup>91</sup> als auch seines deutschen Verlegerpaars. Mit lautem Gelächter sollte die linke Melancholie abgeschüttelt und eine „neue Flapsigkeit“<sup>92</sup> ausgelebt werden. Für Felsch kennzeichnet ‚Merves Lachen‘ den endgültigen Übergang des Verlags von der (neo)marxistischen zur französischen Philosophie. Als „Zerfallsprodukt der Ideologiekritik“ steht die „eruptive Heiterkeit“ jedoch nicht nur für den Abschied von der Gesellschaftskritik<sup>93</sup>, sondern ebenso für den Abschied von der Kritik an dem für die herrschende Ideologie grundlegenden Geschlechterverhältnis.

Dass schon zu Zeiten, in denen Lowien und Vagt noch im Verlag waren, bei Merve gelacht wurde, bezeugt eine Bemerkung in Lowiens Verlagschronik, wonach seit 1974 eine „lachende Hippisierung der publizistischen Arbeit“

---

<sup>86</sup> Felsch 2012, S. 44.

<sup>87</sup> Felsch 2015a, S. 96.

<sup>88</sup> Paris 1979; vgl. auch Foucault 1977, S. 11.

<sup>89</sup> Heinz Bude, der im November 1986 mit dem Merve-Verleger ein langes Interview führte (vgl. Bude 1995, S. 191-241), misstraut Gentes Versuch, „die Trennung von seiner ersten Frau und die Bindung an eine neue und die damit einhergehende Veränderung der Geschäftsgrundlage des kleinen Verlags in Begriffen eines denkgeschichtlichen Weltereignisses“ zu deuten. In seinem jüngsten Buch über die 68er-Generation, in dem er das damalige Gespräch mit Gente noch einmal reflektiert, bewertet Bude dessen Eigendarstellung als „eignigermaßen übertrieben“, aber so sei der Leser: „Er findet für seine persönliche Situation Resonanz in den Schriften, die für ihn die Welt bedeuten“ (vgl. Bude 2018, S. 91).

<sup>90</sup> Felsch 2015a, S. 111.

<sup>91</sup> Vgl. Certeau 1997.

<sup>92</sup> Felsch 2008, S. 18.

<sup>93</sup> Felsch 2015a, S. 110. Im Interview erzählen Gente und Paris, wie sie Hegel, Marx und Freud 1977 einfach aus dem Verlagsprogramm strichen und in eine „ganz andere Denktradition“ sprangen, „ohne deren Ursprünge genau zu exemplifizieren.“ Vgl. Dany/Dörrie 1998, S. 127.



eingesetzt habe.<sup>94</sup> Felsch zitiert die Textstelle, rechnet sie aber der poststrukturalistischen Wende nach Paris' Eintritt in den Verlag zu.<sup>95</sup> Damit verkennt er die Differenz zwischen Merve Lowiens Lachen und dem Lachen derer, die Merve als Marke erfolgreich etablieren. Lowien reflektiert auf ein Lachen, dass „mit dem absoluten Wagnis des Todes“ die Dialektik übersteigt.<sup>96</sup> Sie verweist diesbezüglich auf Derridas Aufsatz zu Batailles Hegel-Lektüre, hätte aber auch auf Lonzi rekurrieren können, die in ihrem Pamphlet Hegels Warnung vor der Weiblichkeit als „ewige Ironie des Gemeinwesens“ die Angst erkennt, Frauen könnten die männlich-patriarchale Ordnung verlachen.<sup>97</sup> Für Hegel verwirklicht sich das Selbstbewusstsein erst im Übergang von der Familie in das Gemeinwesen. Da dieser Übergang in seinem System aber allein den Jünglingen vorbehalten ist, ahnt er, dass das Verhältnis zwischen der weiblich-immanenten und männlich-transzendenten Sphäre umkämpft bleibt. Hegel gesteht die Sorge, dass Frauen den Übertritt der jungen Männer in das Gemeinwesen als „Störung der Familienglückseligkeit“ auffassen und sie deshalb anspornen könnten, ihre jugendliche Tatkraft gegen das Gemeinwesen zu wenden.<sup>98</sup> Allerdings scheint es ihm möglich, das Problem dialektisch aufzuheben, indem die vermeintlich widerständige, in der Familie gehegte „Kraft der Jugend“ zugunsten des Gemeinwesens als eine „Kraft des Ganzen“ integriert wird.<sup>99</sup> Der Enthusiasmus des Einzelnen muss schließlich nur nach Innen unterdrückt werden, nach Außen, im Krieg, bezieht der Staat dagegen gerade aus der Stärke der Einzelnen seine Überlegenheit. Somit vermag die Weiblichkeit nach Hegel jene, die sie auf ihre Rolle in der familiären Sphäre festlegen, zwar verspotten, doch kehrt sich der Hohn stets wieder gegen sie selbst, insofern der junge Mann durch den vermeintlich feindlichen Ansporn der Frau erst zu einem tapferen Krieger des Gemeinwesens reift.<sup>100</sup> Versuche, der dialektischen Vereinnahmung durch die Gesellschaft mittels der von Lowien angedeuteten „Hippisierung“ zu entkommen, erklären sich in den Siebzigerjahren aus dem Zeitgeist. Auch Lonzi, die keineswegs – wie der deutsche Titel vermuten lässt – leichtfertig auf Hegel „gepiffen“ hat, sondern durch ihn hindurchgegangen war,<sup>101</sup> hegte Sympathie für die Bewegung der Hippies, wertete deren Protest gegen den (Vietnam-)Krieg und ihre Weigerung zur Integration in die vorgegebene

<sup>94</sup> Lowien 1977, S. 122.

<sup>95</sup> Vgl. Felsch 2015a, S. 110.

<sup>96</sup> Lowien 1977, S. 122.

<sup>97</sup> Vgl. Lonzi 1975b, S. 9-11; Hegel 1807/1970, S. 352.

<sup>98</sup> Hegel 1807/1970, S. 352, 353.

<sup>99</sup> Ebd., S. 353.

<sup>100</sup> Vgl. ebd.

<sup>101</sup> In ihrem Tagebuch gesteht Lonzi, sie habe ‚Wir spucken auf Hegel‘ auch geschrieben, „damit ich diesen Hegel, den ich in mir habe, ausspucken kann.“ Vgl. Lonzi 1978, S. 256.

gesellschaftliche Ordnung als Versuch einer „angewiderten Flucht aus dem patriarchalen System.“<sup>102</sup> Dass die Hippies mehrheitlich vom Establishment wieder integriert werden konnten, besiegelte für Lonzi noch keineswegs den dialektischen Triumph über die ‚Ironie des Gemeinwesens‘. Sobald Frauen zu der Einsicht gelangen, dass sie in keinem dialektischen Verhältnis zu Männern stehen, führt sie der Prozess der feministischen Bewusstwerdung auf eine andere Ebene und hat die Aufgabe aller traditionellen Vorstellungen von Emanzipation zur Folge. Die von Lonzi intendierte feministische Revolte zielt weder auf Anerkennung innerhalb der bestehenden Ordnung noch auf eine reformistische Neugestaltung derselben, sondern auf eine symbolische Ordnung, in der sich Frauen nicht länger als Objekte der männlichen Imagination ihren Ort zuweisen lassen und ein von patriarchalen Weiblichkeitsvorstellungen unabhängiges Selbstbewusstsein entwickeln.

Lonzi antizipierte mit ‚Wir spucken auf Hegel‘ Reflexionen französischer Feministinnen, die Mitte der Siebzigerjahre, also zeitgleich mit der Übersetzung ihres Pamphlets, in Berlin rezipiert und sukzessive im Merve Verlag publiziert wurden. Unter dem Titel des berühmten, erst Jahrzehnte später ins Deutsche übertragenen Texts von Hélène Cixous, ‚Das Lachen der Medusa‘,<sup>103</sup> wurden in der Zeitschrift ‚Alternative‘<sup>104</sup> Texte vorgesellt, in denen Julia Kristeva, Luce Irigaray und Hélène Cixous versuchen, gegen die „eingengende ‚Dialektik‘ von Herr und Knecht“<sup>105</sup> die bisher ungedachte Erfahrung des weiblichen Begehrens in einer eigenen Rede- und Schreibweise zum Ausdruck zu bringen, Frauen aus der phallogozentrischen Erstarrung zu lösen. Doch auch das Lachen der Medusa bleibt ambivalent. Die Einsicht in die patriarchale „Lug- und Trugmaschinerie“<sup>106</sup> wirkt zunächst befreiend. Die Umwertung des Bildes vom hässlichen, furchterregenden Medusenkopf in ein schönes, strahlendes Gesicht erzeugt Heiterkeit. Die Angst der Männer vor einer Weiblichkeit, die sich nicht bändigen lässt, wirkt lächerlich.<sup>107</sup> Gleichzeitig waren sich die französischen Feministinnen bewusst, dass sich der tödliche Ernst der patriarchalen Konstruktion nicht einfach weglachen

<sup>102</sup> Lonzi 1975b, S. 22. Vgl. zu Lonzis Gegenüberstellung von Hippies und Studenten außerdem Boccia 1990, S. 54f.; Dies. 2014, S. 22f.; 58.

<sup>103</sup> Vgl. Cixous 2013. Dass eine erste Übersetzung des 1975 entstandenen Texts erst Jahrzehnte später auf Deutsch erschien, ist für die Mitherausgeberin der Übersetzung, Gertrude Postl, „eines der großen Rätsel von Übersetzungsentscheidungen und der darin zum Ausdruck kommenden Ein- und Ausschlussverfahren bestimmter Nationalsprachen.“ (Postl 2013, S. 22)

<sup>104</sup> Vgl. Brenner 1976. Die Ausgabe der Zeitschrift trägt zwar den Titel „Das Lächeln der Medusa“, enthält jedoch keine Übersetzung des berühmten Texts von Cixous.

<sup>105</sup> Cixous 1976, S. 159.

<sup>106</sup> Cixous 2013, S. 47.

<sup>107</sup> Vgl. Stoller 2013.

lässt. Kristeva warnte in ihren Texten ausdrücklich vor den Gefahren eines einseitigen Bruchs, eine Frau habe „nichts zu lachen, wenn die symbolische Ordnung zusammenbricht“, vielmehr drohe sie durch den Wegfall des symbolischen Panzers „ekstatisch, nostalgisch oder wahnsinnig“ zu werden.<sup>108</sup> Nicht zufällig suchten sowohl Kristeva als auch Cixous nach einer Vermittlung der Differenz im Symbolischen. Cixous betont in einem 1977 bei Merve erschienenen Interview (IMD 71), dass mit der Forderung nach ‚Weiblichkeit in der Schrift‘ nicht behauptet würde, es gebe so etwas wie eine „weibliche Schreibweise“, es gehe dabei vielmehr um den Versuch, „in die Schreibweise das einfließen zu lassen, was bisher immer verboten gewesen ist, nämlich Wirkungen von Weiblichkeit.“<sup>109</sup> Dabei weiß Cixous um die Unmöglichkeit, eine weibliche Art des Schreibens zu definieren,

„denn man wird diese Schreibart nie *theoretisieren*, umgrenzen, kodieren können, was nicht bedeutet, daß es sie nicht gibt. Aber sie wird immer über den, vom phalozentrischen System bestimmten Diskurs hinausführen. Sie findet anderswo statt und wird anderswo stattfinden als in jenen Gebieten die der philosophisch-theoretischen Herrschaft untergeordnet sind.“<sup>110</sup>

Cixous geht es in der von ihr gesuchten Schreibweise um die Möglichkeit, die ‚unendliche Zirkulation des Begehrens‘, die Subjektwerdung in der Auseinandersetzung mit der je individuellen, vergeschlechtlichten Erfahrung zum Ausdruck zu bringen. Anders als Felsch zu den feministischen Publikationen des Merve Verlags anmerkt, sucht Cixous die Geschlechterpolarität also nicht einfach in ein „Spiel von Differenzen“ (im Plural) aufzulösen,<sup>111</sup> vielmehr soll in der Schrift die sexuelle Differenz (im Singular) zur Geltung kommen. Weiblichkeit in der Schrift bedeutet für Cixous eine von patriarchalen Vorstellungen differente Weise der Verausgabung und des Lustempfindens zum Ausdruck zu bringen.<sup>112</sup> Wie bei Carla Lonzi erging die Aufforderung, sich der eigenen, irreduziblen sexuellen Differenz bewusst zu machen, an beide Geschlechter, allerdings richtete sich Cixous nur beiläufig an den Mann, „denn es ist an ihm, zu sagen wie es für ihn um seine Männlichkeit und seine Weiblichkeit bestellt ist“, Frauen könnten sich mit der männlichen sexuellen Differenz erst dann auseinandersetzen, wenn „Männer die Augen aufgemacht haben werden, um sich anzusehen“ und wenn sie bereit wären, ihrer (von patriarchalen Zuschreibungen) differenten Geschlechtlichkeit Ausdruck zu geben.<sup>113</sup> Die französische Feministin formuliert den Gedanken

<sup>108</sup> Kristeva 1976, S. 257.

<sup>109</sup> Cixous 1977, S. 8.

<sup>110</sup> Cixous 2013, S. 48, Herv. i. O.

<sup>111</sup> Felsch 2015a, S. 83.

<sup>112</sup> Vgl. Cixous 1977, S. 8.

<sup>113</sup> Cixous 2013, S. 41.

in den Siebzigerjahren noch im Futur, doch auch ein knappes halbes Jahrhundert später ist der von ihr illusionslos beschriebene „phallogozentrische Nachwuchs“<sup>114</sup> noch präsent und reproduziert patriarchale Strukturen. Felsch wertet in seiner Verlagsgeschichte die Praxis des Merve-Kollektivs, Diskussionen zu protokollieren und die Protokolle anschließend nochmals zu diskutieren, als einen „Exzess von Schriftlichkeit“, der auf den Nachgeborenen, vor allem aufgrund des harten Tonfalls, abschreckend wirkt.<sup>115</sup> Bei genauerer Betrachtung lassen die Protokolle allerdings eine Bereitschaft zur kritischen Selbstreflexion, auch der eigenen vergeschlechtlichten Position, erkennen, die den Epigonen völlig fremd zu sein scheint. „Aus Angst, mich zu mir selbst zu verhalten, meine eigene Schwäche als Mann zu akzeptieren“ – schreibt Peter Gente im Frühjahr 1976 – „habe ich über den Verlag eine Identität aufgebaut, die den traditionellen Rollen des Mannes entsprach: Aktivität, Stärke, Produktivität, Autorität und Durchblick.“<sup>116</sup> Schonungslos beschreibt er die Kehrseite dieser patriarchalen Selbstinszenierung: „Ich war gleichzeitig unfähig, andere anzusehen, im Gespräch auf sie einzugehen, sie zu lieben. Und das trifft für Frauen wie für Männer zu.“<sup>117</sup> Als Gente den Text verfasste, hatte sich die Hoffnung, ausgehend von der Erfahrung der eigenen sexuellen Differenz gemeinsam mit den Frauen des Kollektivs eine Selbst- und Weltveränderung wirksam werden zu lassen, schon verflüchtigt, das Kollektiv befand sich bereits in Auflösung. Gente beklagt, dass „einige Gruppen der Frauenbewegung“ dazu übergegangen seien, den Separatismus zum „generelle[n] Emanzipationsindex“ zu stilisieren und „Chauvinismen“ und „Dogmatismen“ der kritisierten Männergesellschaft zu reproduzieren drohten.<sup>118</sup> Der Vorwurf ist nicht ungerechtfertigt. Es gab innerhalb der Frauenbewegungen auch diese Tendenzen, aber er übergeht, dass diese Politik weder den Merve-Autorinnen, Lonzi, Irigaray und Cixous, noch den frühen Merve-Macherinnen, Lowien und Vagt, unterstellt werden kann. Sie suchten nach Möglichkeiten feministischer Vergesellschaftung, keine weibliche Vergemeinschaftung. Diese *Differenz* wurde jedoch im Kollektiv nicht mehr diskutiert, durch den Weggang von Lowien und Vagt brach die Auseinandersetzung ab. Gente wandte sich nun ganz der poststrukturalistischen Theorie zu, die ihm das Verschwinden des Subjekts in Aussicht stellte und ein freies Spiel der Identitäten versprach.<sup>119</sup> Die Hinwendung zur neuen französischen

---

<sup>114</sup> Ebd., S. 50.

<sup>115</sup> Vgl. Felsch 2008, S. 13; Ders. 2015a, S. 81.

<sup>116</sup> Gente 1976a.

<sup>117</sup> Ebd.

<sup>118</sup> Gente 1976b.

<sup>119</sup> Dass Gente in seinen Ausführungen nicht zwischen Subjekt und Identität unterscheidet, nimmt die Verwechselung von Subjekt und Identität in den poststrukturalistischen Geschlechtertheorien vorweg, vgl. Casale 2014.

Philosophie ersetzte jede differenzierte Diskussion der im eigenen Verlag publizierten feministischen Subjektkritik. Die Protokolle und Briefe bezeugen jedoch, wie sehr Gente mit sich und den Schwierigkeiten einer verändernden, die eigene Geschlechtlichkeit reflektierenden Subjektkonstitution gerungen hat.

Für die Nachgeborenen käme es darauf an, dieses Erbe anzunehmen, nicht den Mythos „Merve“ fortzuschreiben, im Versuch nachträglich zu partizipieren, sondern die Brüche zu reflektieren, dem Uneingelösten des Projekts nachzugehen. In der zeitgenössischen Erinnerungsliteratur fehlt dagegen jegliche Auseinandersetzung mit dem Geschlechterkonflikt. Bei Ulrich Raulff, der als Übersetzer am Erfolg der Marke Merve seinen Anteil hatte, und mit ‚Wiedersehen mit den Siebzigern‘<sup>120</sup> den Reigen der Rückblicke auf das Nach-68er-Jahrzehnt einleitete, tauchen Frauen als Autorinnen nicht auf. Auch für Philipp Felsch spielen Theoretikerinnen in der immerhin auf drei Jahrzehnte ausgedehnten ‚Geschichte einer Revolte 1960-1990‘ keine Rolle. Felschs „wunderbares Buch“ begeistert Klaus Birnstiel so sehr, dass er dessen Darstellung der Merve-Szenerie übernimmt.<sup>121</sup> Seine auf knapp fünfhundert Seiten angelegte Geschichte des Poststrukturalismus umfasst kein Kapitel zur Auseinandersetzung der referierten Autoren mit den Feministinnen ihrer Zeit, obwohl doch zumindest für Jacques Lacan und Jacques Derrida die Konfrontation mit dem Feminismus nachweislich von Bedeutung war.<sup>122</sup> So bleibt auffällig, dass ausgerechnet jene, die sich für die poststrukturalistische Verabschiedung des Subjekts begeistern, es nunmehr in seiner traditionell virilen, tendenziell misogynen Gestalt wieder in Szene setzen. Diese Restaurationstendenzen lassen sich als Ausdruck der gegenwärtigen post-patriarchalen Konstellation<sup>123</sup> deuten: In einer ‚anti-ödipalen‘ Identifikation mit den Vätern, deren patriarchale Selbstgewissheit von den Feministinnen der Siebzigerjahre erschüttert wurde, suchen die Söhne die Nachwirkungen der feministischen Revolte abzuwehren. Doch die sogenannte zweite Welle der Frauenbewegung ist nie ganz vererbt. Aus der feministischen Revolte hat

<sup>120</sup> Raulff 2014.

<sup>121</sup> Vgl. Birnstiel 2016, S. 21, 402.

<sup>122</sup> Lacans Seminar *Encore* (1972-1973) über das „Genießen der Frau“ ist eine kritische, bisweilen polemische Auseinandersetzung mit den feministischen Reflexionen (seiner Studentinnen und Patientinnen) zur weiblichen Sexualität. Derridas fortgesetzte Auseinandersetzung mit französischen Feministinnen bezeugt sein gesamtes Werk, vgl. außerdem den Dialog Derrida/Roudinesco 2006.

<sup>123</sup> Mit dem Begriff des Postpatriarchats soll nicht das ‚Ende des Patriarchats‘ im Sinne seiner Auflösung behauptet, sondern auf eine dauerhafte Destabilisierung traditioneller Geschlechterverhältnisse verwiesen werden, die für eine veränderte Subjektkonstitution unvorhersehbare Chancen und Risiken birgt. Vgl. hierzu einen frühen Text von Libreria delle donne di Milano 1996; in Bezug auf die gegenwärtige gesellschaftliche Konstellation Dominijanni 2014 und Bocchetti u.a. 2016.

sich das Bewusstsein für eine weibliche Genealogie entwickelt, die die masculine Geschichtsklitterung zu entlarven und eine *differente* Geschichte zu erzählen weiß.

## Quellen und Literatur

### Ungedruckte Quellen

- Gente, Peter (1976a): Warum ich den Text von Tort herausbringen möchte. Maschinenmanuskript, datiert auf den 5.6.1976 (Privatarchiv Vagt).  
 Gente, Peter (1976b): Zur Situation im Merve-Kollektiv. Maschinenmanuskript, datiert auf den 16.6.1976 (Privatarchiv Vagt).

### Literatur

- Baader, Meike Sophia (2008): Das Private ist politisch. Der Alltag der Geschlechter, die Lebensformen und die Kinderfrage. In: Dies. (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“: wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 153-172.  
 Bilstein, Johannes (2008): Die Wieder-Entdeckung der Psychoanalyse. In: Baader, Meike Sophia (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“: wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 212-226.  
 Birnstiel, Klaus (2016): Wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand. Eine kurze Geschichte des Poststrukturalismus. Paderborn.  
 Bocchetti, Alessandra/Dominijanni, Ida/Pomeranzi, Bianca/Sarasini, Bia (2016): Speculum: der andere Mann. Acht Punkte zu den Gespenstern von Köln. In: Feministische Studien, H.1, S. 117-127.  
 Boccia, Maria Luisa (1990): L'io in rivolta. Vissuto e pensiero di Carla Lonzi. Mailand.  
 Boccia, Maria Luisa (2014): Con Carla Lonzi. La mia opera è la mia vita. Rom.  
 Brenner, Hildegard (1976) (Hg.): Das Lächeln der Medusa. Frauenbewegung. Sprache. Psychoanalyse. Alternative: Zeitschrift für Literatur und Diskussion, H. 108/109.  
 Bude, Heinz (1995): Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948. Frankfurt/Main.  
 Bude, Heinz (2018): Adorno für Ruinenkinder. Eine Geschichte von 1968. München.  
 Casale, Rita (2014): Subjekt feministisch gedacht. Zur Verwechslung von Subjekt und Identität in den Gender Studies. In: Fleig, Anne (Hg.): Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose. Frankfurt/Main, S. 76-96.  
 Certeau, Michel de (1997): Foucaults Lachen. In: Ders.: Theoretische Fiktionen. Geschichte und Psychoanalyse. Wien, S. 44-58.  
 Cixous, Hélène (1976): Schreiben und Begehren. In: Brenner, Hildegard (Hg.): Das Lächeln der Medusa. Frauenbewegung. Sprache. Psychoanalyse. Alternative: Zeitschrift für Literatur und Diskussion, H. 108/109, S. 155-159.  
 Cixous, Hélène (1977): Die unendliche Zirkulation des Begehrens. Weiblichkeit in der Schrift (=IMD 71). Berlin.  
 Cixous, Hélène (1980): Weiblichkeit in der Schrift (=IMD 94). Berlin.

- Cixous, Hélène (2013): Das Lachen der Medusa [1975]. In: Hutfless, Esther /Postl, Gertrude/Schäfer, Elisabeth (Hg.): Hélène Cixous. Das Lachen der Medusa zusammen mit aktuellen Beiträgen. Wien, S. 39-61.
- Claussen, Detlev (1992): Chiffre 68. In: Harth, Dietrich/Assmann, Jan (Hg.): Revolution und Mythos. Frankfurt/Main, S. 219-228.
- Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (1973): Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft (=IMD 36). Berlin.
- Dany, Hans-Christian/Dörrie, Ulrich (1998): Ping-Pong auf der Hochebene von Tibet. Aus einem Gespräch mit den Betreibern des Merve Verlags. In: Dany, Hans-Christian /Dörrie, Ulrich/Sefkow, Bettina (Hg.): dagegen dabei – Texte, Gespräche und Dokumente zu Strategien der Selbstorganisation seit 1969. Hamburg, S. 127-136.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1974): Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie 1. Frankfurt/Main.
- Della Porta, Donatella (2008): „1968“ – Zwischennationale Diffusion und transnationale Strukturen. Eine Forschungsagenda. In: Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.): 1968. Vom Ereignis zum Mythos. Frankfurt/Main, S. 173-198.
- Derrida, Jacques/Roudinesco, Elisabeth (2006): Woraus wird Morgen gemacht sein? Ein Dialog. Stuttgart.
- Diotima (1989): Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz. Wien.
- Dominijanni, Ida (2014): Das Gespenst der Sexualität – Frauen, Biopolitik und Neoliberalismus im heutigen Italien. In: Feministische Studien, H. 2, S. 216-226.
- Felsch, Philipp (2008): Merves Lachen. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 2, H. 4, S. 11-30.
- Felsch, Philipp (2012): Der Leser als Partisan. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 6, H. 4, S. 35-49.
- Felsch, Philipp (2015a): Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte. 1960-1990, München.
- Felsch, Philipp (2015b): Als das Denken noch verbreitet war. Interview mit Pascal Jurt. In: Jungle World 13, 26. März 2015. <https://jungle.world/artikel/2015/13/als-das-denken-noch-verbreitet-war> (letzter Zugriff: 20.11.2017)
- Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (1977): Der Ariadnefaden ist gerissen. In: Deleuze, Gilles/Foucault, Michel: Der Faden ist gerissen (=IMD 68). Berlin.
- Fraire, Manuela (2002) (Hg.): Lessico politico delle donne: teorie del femminismo [1978]. Mailand.
- Gerhard, Ute (2009): Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789. München.
- Groppe, Carola (2008): „Die Universität gehört uns“. Veränderte Lehr-, Lern- und Handlungsformen an der Universität in der 68er-Bewegung. In: Baader, Meike Sophia (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“: wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 121-140.
- Groppe, Carola (2011): Universität, Generationenverhältnisse und Generationenkonflikte um „68“. Vom Wandel der Institution und der Radikalisierung politischer Aktivität. In: Baader, Meike Sophia/Herrmann, Ulrich (Hg.): 68 – Engagierte Jugend und Kritische Pädagogik. Impulse und Folgen eines kulturellen Umbruchs in der Geschichte der Bundesrepublik. Weinheim/München, S. 129-147.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970): Phänomenologie des Geistes [1807]. Werke 3. Frankfurt/Main.

- Iamurri, Laura (2016): *Un margine che sfugge. Carla Lonzi e l'arte in Italia 1955-1970*. Macerata.
- Irigaray, Luce (1976): *Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskurs der Frauen* (=IMD 62). Berlin.
- Irigaray, Luce (1977): *Unbewusstes, Frauen, Psychoanalyse* (=IMD 66). Berlin.
- Irigaray, Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist [1977]* (=IMD 82). Berlin.
- Kluge, Alexander/Negt, Oskar (1972): *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt/Main.
- Kraushaar, Wolfgang (2000): 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur. Hamburg.
- Kristeva, Julia (1976): *Die Chinesin. Die Rolle der Frau in China [1974]*. München.
- Le Grif (Hg.) (1977): *Essen vom Baum der Erkenntnis. Weibliche Praxis gegen Kultur* (=IMD 63). Berlin.
- Libreria delle donne di Milano (1988): *Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis [1987]*. Berlin.
- Libreria delle donne di Milano (1996) (Hg.): *Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall*. Rüsselsheim.
- Lonzi, Carla (1974): *Sputiamo su Hegel. La donna clitoridea e la donna vaginale. E altri scritti*. Mailand.
- Lonzi, Carla (1975a): *Die Lust Frau zu sein* (=IMD 55). Berlin.
- Lonzi, Carla (1975b): *Wir pfeifen auf Hegel*. In: Dies.: *Die Lust Frau zu sein* (=IMD 55). Berlin, S. 5-34.
- Lonzi, Carla (1978): *Taci, anzi parla. Diario di una femminista*. Mailand.
- Lonzi, Marta/Jaquinta, Anna (1985): *Biografia*. In: Carla Lonzi: *Scacco ragionato. Poesie dal '58 al '63*. Mailand.
- Lowien, Merve (1977): *Weibliche Produktivkraft – Gibt es eine andere Ökonomie? Erfahrungen in einem linken Projekt* (=IMD 65). Berlin.
- Liotard, Jean-François (1977): *Das Patchwork der Minderheiten. Für eine herrenlose Politik* (=IMD 69). Berlin.
- Moroni, Primo/Balestrini, Nanni (1994): *Die goldene Horde. Arbeiterautonomie, Jugendrevolte und bewaffneter Kampf in Italien*. Berlin.
- Paris, Heidi (1979): *Die Brille von Foucault*. In: *taz-Magazin*, 22. Juni 1979. <http://www.heidi-paris.de/aufsaeetze/brille-foucaults/> (letzter Zugriff: 20.11.2017)
- Postl, Gertrude (2013): *Eine Politik des Schreibens und des Lachens. Versuch einer historischen Kontextualisierung von Hélène Cixous' Medusa-Text*. In: Hutfless, Esther/Postl, Gertrude/Schäfer, Elisabeth (Hg.): *Hélène Cixous. Das Lachen der Medusa zusammen mit aktuellen Beiträgen*. Wien, S. 21-37.
- Raulff, Ulrich (2014): *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens*. Stuttgart.
- Reichardt, Sven (2014): *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger Jahren und frühen achtziger Jahren*. Berlin.
- Rivolta Femminile (1972): *Significato dell'autocoscienza nei gruppi femministi*. In: Carla Lonzi (1974): *Sputiamo su Hegel. La donna clitoridea e la donna vaginale. E altri scritti*. Mailand, S. 141-147.
- Rivolta Femminile (1977): *Das Manifest von Rivolta Femminile [1970]*. In: Michaela Wunderle (Hg.): *Politik der Subjektivität. Texte der italienischen Frauenbewegung*. Frankfurt/Main, S. 65-69.
- Rivolta Femminile (1978): *Perché si sappia*. In: Dies. (Hg.): *La presenza dell'uomo nel femminismo*. Mailand, S. 155-188.
- Schäfer, Alfred (2015): *1968 – Die Aura des Widerstands*. Paderborn.



- Sonnenberg, Uwe (2016): Von Marx zum Maulwurf. Linker Buchhandel in Westdeutschland in den 1970er Jahren. Göttingen.
- Stoller, Silvia (2013): Warum lacht Medusa? Zur Bedeutung des Lachens bei Hélène Cixous. In: Hutfless, Esther/Postl, Gertrude/Schäfer, Elisabeth (Hg.): Hélène Cixous. Das Lachen der Medusa zusammen mit aktuellen Beiträgen. Wien, S. 155-170.
- Tolomelli, Marica (2008): 1968: Formen der Interaktion zwischen Studenten- und Arbeiterbewegung in Italien und der Bundesrepublik. In: Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.): 1968. Vom Ereignis zum Mythos. Frankfurt/Main, S. 109-132.
- Viale, Guido (1979): Die Träume liegen wieder auf der Straße: Offene Fragen der deutschen und italienischen Linken nach 1968. Berlin.
- Wunderle, Michaela (1977) (Hg.): Politik der Subjektivität. Texte der italienischen Frauenbewegung. Frankfurt/Main.

### **Anschrift der Autorin**

Catrin Dingler M.A.  
Bergische Universität Wuppertal  
Zentrum für Weiterbildung  
Lise-Meitner-Str. 13/W-tec, Haus 3  
42119 Wuppertal  
Tel. +49 (0)202 31713-266  
Fax +49 (0)202 31713-270  
dingler@uni-wuppertal.de

Simonetta Polenghi

## **The protests of '68 in the *Marianum* women's residence at the Catholic University of Milan. Emancipation and gender difference**

The Università Cattolica del Sacro Cuore (UC), where unrest began as early as 1967, together with that at the Faculty of Sociology in Trento was a key precursor of the subsequent student revolt throughout Italy. The UC protests were led by students at the men's Augustinianum residence. The women's residence, the Marianum, also became involved in the protest movement, but with a lesser impact over the long term. In this article, I explore similarities and differences between the involvement of the male and female residences, and their underlying causes, drawing on multiple archive documents. Part of the salient archive material was mislaid when the residences were transferred to new locations. In earlier research of my own, I recovered some of the mislaid material at the Marianum.<sup>1</sup> Subsequently, the papers of two former heads of the residence, Mea Tabanelli and Elisabetta Menna, were donated to the university, and – though not yet catalogued – are now held in UC's historical archives, where I was able to consult them for the purposes of the current study.

This paper is also informed by the pioneering work of Maria Bocci, who has drawn on the historiographical concept of "long '68"<sup>2</sup> to show that the outbreak of the student revolt at UC was not a random phenomenon, but underpinned by developments over the previous ten years.<sup>3</sup> Historians are still debating about discontinuity or reform, when examining the effects of the Second Vatican Council;<sup>4</sup> in the same way, the question of the relationship between Catholicism and '68 protests is also a complex one, not yet solved. If most of the studies on '68 concentrate on the quite clear character of lay movement, the question of a "Catholic '68" is a matter for debate: some of

---

<sup>1</sup> Polenghi 2010, footnote 3, pp. 265-266.

<sup>2</sup> Adagio/Cerrato/Urso 1999.

<sup>3</sup> See Bocci 2007, pp. 143-228.

<sup>4</sup> Venuto 2011. On the Council see at least Alberigo 1995-2001/2001-2015; Doria 2016.

those who experienced the '68 lost their faith, others discovered a different religious dimension and remained in the Catholic world. *Gioventù Studentesca*, a wing of *Azione Cattolica* founded by Luigi Giussani, broke up: many followers embraced Marxist views, and the priest founded a new movement, *Comunione e Liberazione*.<sup>5</sup> *Azione Cattolica* chose renewal in the spirit of the Council.<sup>6</sup> Strong criticism of authority, institutions, and hierarchy by the '68 movement invested the Church as well: the spirit of renewal brought by the Council turned to discontent and refusal in some parts of the Catholic world. Political unity was questioned and ceased with the dissolution of the Catholic party *Democrazia Cristiana* in the Nineties. Inside the Catholic University the tension caused by a Church more open towards the world in the years of the rebellion produced different positions: there is no unique path.<sup>7</sup> We need more research: for instance, no study exists about the involvement of the chaplains of the University. Given these premises, I will compare the involvement of the male and female residence in the protests, to see if gender played a role.

## 1 The origins of the student protest at the Augustinianum men's residence

The UC was founded in 1921 by Father Agostino Gemelli<sup>8</sup> and a group of lay Catholics including Armida Barelli, a key figure in the Catholic women's movement.<sup>9</sup> Gemelli was rector of UC until his death in 1959. He had earned his own degree in medicine in 1902, graduating from the University of Pavia where he studied under Nobel prize-winner, Camillo Golgi. A socialist and positivist, he had converted to the Catholic faith and subsequently entered the Franciscan Order. In 1914, he obtained a professorship in psychology, after undertaking postgraduate studies abroad.<sup>10</sup>

In 1934, UC set up two student residences for young men from all over Italy: Augustinianum for (about 130-150) lay students and Ludovicianum for student priests. Competitive entrance procedures applied, for both grant-funded and paying students: places in the residences were preferentially assigned to those who displayed strong adherence to the Catholic faith, as borne out by membership of the *Azione Cattolica* movement, as well as academic excel-

---

<sup>5</sup> See Busani 2016.

<sup>6</sup> See Vecchio 1986.

<sup>7</sup> See Giovagnoli 2000.

<sup>8</sup> See Rumi 1972, pp.151-179; Raponi,2000.

<sup>9</sup> See Sticco 1967; Rumi 1983, pp.209-238; Casella 1988; Bocci 2003b.

<sup>10</sup> See Raponi 2000.

lence. In 1950, Father Gemelli summoned Don Mario Giavazzi, to run both residences.<sup>11</sup> Giavazzi brought about a change in spirit at the residences: his educational vision was to "develop in young students, in an atmosphere of absolute freedom, a progressive awareness of their responsibilities as men and Christians".<sup>12</sup> He rejected externally imposed forms of religiosity and launched in-house cultural activities that would later be carried on by his successors. In 1956, Gemelli entrusted the running of the two residences to a young layman, Umberto Pototschnig, a future professor and eminent jurist, inviting Don Giavazzi to stay on as spiritual assistant, a role he retained until 1965.

A charismatic figure, Gemelli encouraged Catholics to be socially or politically active in society to combat Marxism but also capitalism. He supported the students (mainly from the Augustinianum) who founded the journal 'Dialoghi' in 1953, and were opposed to liberalism and political and social disengagement. Beginning in 1950, he allowed the chairman of the student council to sit on the university governance council and on the boards of the individual faculties. Student assemblies at UC's various faculties were launched in 1956. Some of the *Agostini* (as the students of the college were called) became student representatives, assuming a high-profile role and a range of different duties.<sup>13</sup>

However, in the 1960s, the very freedom championed by Father Giavazzi and the atmosphere of the Second Vatican Council fostered, by Pototschnig's own admission, the spread of secularization and the rejection of Catholicism both at the residence and in the university at large. Intellectual excellence now seemed to be a more important entry criterion than depth of faith.<sup>14</sup>

Gemelli's successor, Francesco Vito, displayed little sensitivity to the demands of the student body, which was beginning to become politicized.<sup>15</sup> In 1966, the new rector, Ezio Franceschini, relaunched dialogue with the students. But Franceschini lacked Gemelli's authoritativeness, while the national and international scene had changed. The student editors of 'Dialoghi' were inspired by Jacques Leclercq, emeritus professor of the Catholic University of Louvain, and his critique of Catholic universities.<sup>16</sup> The issue of how the Second Vatican Council should be implemented was a constant theme of discussion at this time: the students called for political freedom for

---

<sup>11</sup> See Grandi 2010.

<sup>12</sup> Relazione sull'andamento del collegio Augustinianum 1953-54, AUC, Fondo Corrispondenza, c.278, f.458 sottof.3281.

<sup>13</sup> See Bocci 1999; Bocci 2003a.

<sup>14</sup> See Grandi 2010, p. 256, p. 234.

<sup>15</sup> See Bocci 2007, p. 152-192.

<sup>16</sup> See Ibid. p. 193-221; Falconi 1969, p. 294; On Leclercq see Sauvage 1992.

believers, but also freedom in matters of faith and freedom from the Church hierarchy.

Franceschini's period as rector (1965-68) coincided with a changing of the guard at the Augustinianum: Pototschnig, who wished to concentrate on his academic work, was replaced by Tiziano Treu, a future professor of labour law, who would serve three times as a government minister in the 1990s, being a member of centre-left-wing parties. In 1966, Treu admitted that attendance at the March spiritual exercises for the Agostini had "indeed not been very numerous".<sup>17</sup> In the Augustinianum, an ideology of protest had fully developed and become well-rooted, with the input of a number of priests.<sup>18</sup> The state of agitation led to a new change at the head of the residence. In the 1968-69 academic year, Treu was succeeded by Roberto Ruffilli, a political science graduate and future university professor and senator for the Christian Democrat Party, who was assassinated in 1988 by the Red Brigades.

In an unpublished document dated 14 July 1969, Ruffilli claimed that there were two groups of students: the first group, some 60% of the residents, were mainly preoccupied with studying and passing their exams. This group displayed great intellectual potential, but was marked by selfishness and individualism. The second group, around 40%, was made up of Agostini who were committed but "inclined to fail to understand positions different to their own". Ruffilli had set himself the goal of involving all the students in the debates of the moment.<sup>19</sup> However, the religious dimension appeared to be compromised. On 27 June 1970, the residence's spiritual assistant, F. Mas-sagrande, wrote: "The level of religious practice is not very high [...]. Some have completely given up practicing their religion having lost the faith, and, encouraged in this by the environment, also raise doubts and negative issues to others".<sup>20</sup> The crisis ran so deep that the university considered closing the residences. The Augustinianum was seen to be playing too prominent a role in the student protests. On 2 July 1970, the former rector Franceschini wrote to Giuseppe Lazzati, his successor from 1968 to 1983: "You know my thinking about the residences: they have served their time and purpose, but now they should be *closed*".<sup>21</sup>

Despite strong objections from Ruffilli (who resigned as head of the residence), from the Augustinianum's alumni association and from the rector's

---

<sup>17</sup> Relazione al Rettore, Treu, 9.3.1966, UCSR., Serie fasc. Fasc. Augustinianum, II/20/1.

<sup>18</sup> See Bocci 2007, p. 143 ff., p. 180 ff.

<sup>19</sup> AUC, Versamento Menna.

<sup>20</sup> Ibid.

<sup>21</sup> UCSR, Serie fasc. vari, Fasc. Pratiche riguardanti il trasferimento dei collegi di Milano (July 1970), II/20/2.

board for the residences (whose members included Pototschnig, and the head of the Marianum, Tabanelli),<sup>22</sup> the men's residence, which had historically been adjacent to the university in via Necchi, was moved in 1972 to a distant location in via Giovanni da Cermenate and then on to Via Osimo in 1979. The residence was not closed down, but again found itself caught up in the events of a difficult historical period, the 1970s, which in Italy was a decade of fierce political tension. Only in 1992 did the Augustinianum finally return to via Necchi 1, to the building that had previously housed the Marianum, which relocated in that same year to Via S.Vittore 18, close to the university campus.

## 2 The Marianum women's residence

### 2.1 The origins

In 1935, Armida Barelli proposed also setting up a residence for women. The Marianum building was owned by the Society of St. Francis, founded in 1929, in part with Barelli's own money.<sup>23</sup> The residence was run by the lay association Missionaries of the Kingship of Christ, of which Barelli was chairwoman up to her death.<sup>24</sup> The Marianum was adjacent to the Augustinianum and could accommodate up to 130 girls. The residence's rules and regulations placed it under the authority of the Rector and gave the head the right to expel those who had broken the rules or displayed "a lack of understanding of the institute's lofty aims".<sup>25</sup> The residents were required to pay fees, but Gemelli also provided grants for women from poorer backgrounds. Membership of Azione Cattolica was a prerequisite for admittance. Residents were also required to obtain excellent marks in their university exams and to have scored highly in their school leaving examination. As female students, they were obliged to wear a black apron while on campus, and in any case, to "dress appropriately" at all times, that is to say, to avoid tight-fitting clothes, wear skirts to mid-calf and long sleeves. Make-up and nail varnish were forbidden. Meals followed a fixed menu plan: exceptions were only made for health reasons. The Marianne were "encouraged", but not obliged to participate in religious practices.<sup>26</sup> They were not allowed to have visitors. Parents

---

<sup>22</sup> Ibid.

<sup>23</sup> See Sticco 1967, p. 571.

<sup>24</sup> Barbero 1978.

<sup>25</sup> AOR, Carte Armida Barelli, b.31, n.9.

<sup>26</sup> Sapio 1997, pp. 268-269.

were asked to specify whether or not they wished their daughter to go out without the need for special permission. Their replies, which are on view in the archives, were generally in the negative. This continued to be the case throughout the 1950s and 1960s (up to 1975, young people only came of age when they turned 21).<sup>27</sup> In the evenings, curfew was at 9.30 p.m.

The Allied bombings of 1943 caused serious damage to the university buildings, including the Marianum, which reopened in 1945. Its capacity went up from 130 to 150 residents. Barelli asked Bartolomea Tabanelli to take over the running of the residence. Born in the province of Ravenna in 1916, Tabanelli had earned a degree in Education in Rome, going on to teach in state primary and secondary (primary teacher training) schools. She therefore had both a vocation for educational roles and a sound pedagogical training. She ran the Marianum up to her death due to a car accident on 19 June 1974. Her long term as head of the Marianum had a profound impact on the residence, which almost came to identify itself with her. It is no coincidence that the Marianum's alumni association, which was founded in 1997, is named after her: MEA, the acronym for *Marianum Ex-Alunne*, is also what Bartolomea was called for short.

## 2.2 The Marianum in the 1950s

Towards the mid-fifties, aspects of modernity began to enter the residence. January 1954 saw the advent of television. In the same year, the girls were taken on several outings to the theatre and La Scala opera house. The young women's cultural interests expanded, they followed the Church's social doctrine and the liturgical renewal with great attention, while political activism was expressed through the students' representative body.<sup>28</sup>

In the 1956/57 academic year, Father Carlo Colombo, who was later to play a key role in the Second Vatican Council and serve as personal theological advisor to Pope Paul VI,<sup>29</sup> delivered a course on "the laity and the Church", which was received with "particularly lively and keen interest on the part of some of the best students."<sup>30</sup> A liturgy study group was founded. The students' charitable activities were concentrated on poor children in peripheral areas of Milan, as requested by the Archbishop, Cardinal Montini, the future

---

<sup>27</sup> See ACM, Fascicoli personali delle studentesse.

<sup>28</sup> Se [Tabanelli] Quaderno con i rapporti informativi 1953/54-1958/59, AUC, Marianum.

<sup>29</sup> Se Negri 1993; Vaccaro 2003; Vaccaro 2008.

<sup>30</sup> [Tabanelli] Quaderno con i rapporti informativi 1953/54-1958/59, AUC, Marianum.

Pope Paul VI,<sup>31</sup> "in the spirit of a concretely lived-out interior Christianity", Tabanelli reported in January 1957.<sup>32</sup>

The beginning of the 1957/58 academic year was marked by "a kind of assembly, at which the students met the head to exchange views on certain key aspects of the Marianum's internal organization (study groups, subscriptions to journals, miscellaneous projects)".<sup>33</sup> In November 1958, the Marianne held their first formal assembly. A key contributor to the cultural gatherings of those years was Lidia Brisca Menapace, a lecturer in Italian literature. In 1968, Menapace lost her position at UC because she had become strongly left-wing in her thinking. A feminist leader, in 1969 she co-founded the 'Manifesto', a Communist newspaper positioned farther to the left than the Italian Communist Party itself.

According to the testimony of a former Marianna, who was a first-year student in 1956/57, the atmosphere was "earnest, stimulating and welcoming", still "serene", although "with hindsight, I could see the first signs of the difficulties that arose later on in the Sixties".<sup>34</sup> The young women were beginning to find the severe dress code overly restrictive. In 1950 and in 1955, Mea had called on the girls to dress with "severe Christian modesty" including in the summertime.<sup>35</sup>

Parties were also held at the residence, with songs composed by the students themselves. The surviving documents (1955-63) are characterized by a playful, secular tone: marriage, children and love, living away from home and the city of Milan were recurrent themes. The self-representations of these young women reflect a model of woman that was still that of the traditional wife and mother.<sup>36</sup>

### 2.3 Selected sociological indicators: Signs of change

Students' personal records, held in the archives of the Marianum, have been electronically catalogued. Records are available for 734 Marianne from the period 1936-1957, and for a further 613 from the years 1958-1970. With regard to place of origin, the situation remained relatively stable across the two time-periods: some 69% of the women were from the North of Italy; the

---

<sup>31</sup> See [Tabanelli] *Relazione Collegio Marianum*, 1958-59, UCSR, Fasc.vari, b.II-20-2,

<sup>32</sup> [Tabanelli] *Quaderno con i rapporti informativi 1953/54-1958/59*, AUC, Marianum.

<sup>33</sup> Ibid.

<sup>34</sup> Vetri 1997, p. 263.

<sup>35</sup> [Tabanelli] *Quaderno con i rapporti settimanali 1947/48, 1948/49, 1949/50*, *Quaderno con i rapporti informativi 1953/54-1958/59*, AUC, Marianum.

<sup>36</sup> See Polenghi 2010, pp. 292-293.



proportion of those from the Centre of Italy dropped from 15% to 10%, while 10% continued to come from the South; the percentage of students from the islands rose from 4% to 7%; finally, the proportion of foreign students increased to 4%.<sup>37</sup>

In contrast, concerning the women's choice of faculty, there are more marked changes to be noted overall. In the 1936-1957 period, 90.3% of Marianne attended the Faculties of Arts and Education. Between 1958 and 1970, these two faculties retained their dominance, but their share fell to 83%. However, while a clear majority aimed to become secondary teachers, the 1960s Marianne were far less inclined to choose the classics (once preferred by 39%, now by only 15.5%) and far more likely to opt for modern literature and languages, history, education and philosophy. Ten of the women who stayed at the Marianum between the late '50s and 1970 subsequently became university professors, three of them at UC itself. Some of the Marianne entered the religious life.<sup>38</sup>

In relation to the young women's social class, there is no data available for the period prior to 1958. Of the 613 records available for the residents in the period 1958/59-1970/71, the father's occupation is reported in 474 cases (77.3%). This may be viewed as a reasonably representative sample in that it contains both students who were grant-aided and those who did not need grants. Over half of the fathers belonged to the lower-middle and middle classes: white-collar workers formed the largest category, accounting for 42%. Self-employed workers represented around a quarter of the sample (26.3%), company directors and professionals totalled 21.2%, while blue-collar workers and equivalent made up the remaining 10.5%.<sup>39</sup>

## 2.4 The Marianum in the 1960s

Times were changing and, in 1961, Mea conceded greater freedom with regard to evening outings to cultural events, moving the curfew to the later time of 11 p.m and "attempting by this means also to foster a greater individual sense of correctness and responsibility".<sup>40</sup> For women from country provinces, life at the residence and in a large Northern city represented a huge change. A Marianna from the province of Mantua, who stayed at the residence between 1963 and 1967, described "the thrill of leaving an archaic

---

<sup>37</sup> See Ibid. pp. 295-296, 330-333.

<sup>38</sup> See Ibid. pp. 297-299, 335-336.

<sup>39</sup> See Ibid. pp. 299-300, 337-338.

<sup>40</sup> [Tabanelli] Collegio Marianum, Relazione anno acc.1961/62, AUC, Carte mons.Carlo Colombo, b.246, f.6.

Biblical world and joining the 'contemporary' history of one's peers [...] and [enjoying] the freedom to choose".<sup>41</sup>

The Marianne were constantly engaged in charitable activities: as noted by Tabanelli in 1960, this served to counteract distrust towards aspects of the contemporary world, and was also the expression of "a great desire for concrete action".<sup>42</sup>

The residents continued to follow the contemporary political and religious debates. Particularly striking was their interest in the renewal initiated by the Second Vatican Council: between 1963 and 1967, annual study groups were formed to examine the themes of the new liturgy, the overall work of the Council, and "Gaudium et spes". In 1964, the Dominican Father Yves Congar, one of the most influent theologians of the Council, a pioneer of the ecumenical movement and a champion of laity, was invited to the Marianum.<sup>43</sup>

According to Giovanna Toso, a student of philosophy and resident at the Marianum between 1967 and 1970, who actively participated in the early protests, the liturgical renewal had a strong impact:

"In 1965 the Second Vatican Council had ended: I grew up with this spirit of renewal, with the joy of change and innovation. The Mass, in my experience - but I think it was the same for the other girls - was the liturgy, reading loudly in Italian rather than in Latin, the fact of sharing: it had this sense of community that was very keenly felt".<sup>44</sup>

In 1960, with a view "to realizing a more *conscious sense* of community"<sup>45</sup>, after a general assembly, a council of six girls was set up, with the task of identifying and resolving the needs and difficulties of their fellow residents. Assemblies were held with the attendance of the Marianne, the head and deputy head.<sup>46</sup> While Tabanelli aspired to creating an atmosphere of mutual listening, there is evidence that some of the students were now finding it difficult to accept authority. Mea wrote that 1962/63 was a year in which she became particularly aware "of the issues that are causing unrest in the world of Italian university students". So she sent a letter to the students before the end of the summer term, in which she reminded them that "while frank and honest discussions are always desirable", these remained subject "to the lim-

---

<sup>41</sup> Manica/Marchesi 1998, p. 141.

<sup>42</sup> AUC, Carte Tabanelli, Fondo Marianum.

<sup>43</sup> See Polenghi 2010, p. 307. See Flynn 2005 on Congar.

<sup>44</sup> Interview 22.06.17.

<sup>45</sup> [Tabanelli] Collegio Marianum, Relazione anno acc.1960/61 AUC, Carte mons.Carlo Colombo, b.246, f.6.

<sup>46</sup> See [Tabanelli] Relazione del Collegio Marianum 14 nov.1966-31 gen.1967, Ibid., b.241, f.8.

its [imposed by] respect and obedience to both Church and academic authorities".<sup>47</sup>

At the second National Conference of Heads of University Residences and Accommodation for Catholic Women, which took place in Rome from 29 September to 1 October 1967, Mea delivered a paper entitled 'From authoritarianism to democracy in a university residence', opening her presentation by admitting the difficulties she was then facing:

"There is no doubt that from 1945 onwards the university residence to which I belong [...] has profoundly changed aspect [...]. I would say that this transformation has come and comes spontaneously from within, however not without causing, often grave, concern in those who must govern the associated responsibilities".<sup>48</sup>

Mea was convinced that the authority of the head was the "cornerstone" of the Marianum's educational system, but also that the students deserved trust. In a handwritten note, dated to the early sixties, she wrote that there was "only one thing to be asked of the young women, but firmly: *franckness*". Lack of loyalty was defined as serious acts of indiscipline, and demanded that the transgressors be "sent away, although with much regret".<sup>49</sup> According to Monsignor Piero Zerbi, a distinguished scholar of the Middle Ages and future Vice-rector of UC, who was chaplain to the Marianum from 1948 to 1967, Mea respected the freedom and choices of others, but became "severe and harsh" when confronted with disloyalty.<sup>50</sup>

## 2.5 Freedom, education, authority, and active faith in the thinking of Tabanelli

In 1964, the national conference on university residences was held in Milan. Students intervened to criticize the competitive entrance criteria<sup>51</sup> whereas a student from the Marianum stated that she approved of selective entrance criteria, as long as they did not involve

"only measuring intelligence, to avoid giving rise to unpleasant attitudes causing a rift between those students admitted to the residences and the others, and therefore militating against fruitful dialogue between them [...]. Students should be educated

---

<sup>47</sup> [M.Tabanelli] Relazione anno acc.1962/63, UCSR, Fasc.vari, b.II-20-2.

<sup>48</sup> Atti del Convegno 28 settembre -1 ottobre 1967, p. 91, AUC, Carte Tabanelli, Fondo Marianum.

<sup>49</sup> [Tabanelli]. Il Marianum: fondamento, struttura, AUC, Carte mons.Carlo Colombo, b.246, f.6.

<sup>50</sup> Zerbi 1974, p. 511.

<sup>51</sup> See Pototschnig 1965, pp. 27-29, 42-43, 72-73, 100-104.

to be humble about their knowledge and willing to help those who face disadvantage in approaching their studies".<sup>52</sup>

This "humble knowledge" reflected the thinking of Tabanelli, who associated knowledge and education with charity and solidarity, but also the traditional dimension in the education of women, and not only in Catholic circles: that of modesty and humility, which was not to be found at the Augustinianum. Tabanelli, in her speech, criticized the abstract learning of notions and recalled the importance of overcoming individualism and developing a community spirit.<sup>53</sup>

The Agostini who intervened at the congress emphasized that the many opportunities they were offered gave them "a psychological edge (overcoming the fear of speaking out in front of one's peers, ability to lead a discussion and use sophisticated language and dialectics) that sometimes translated into real advantage" over the other students. It was therefore no coincidence that students from the Augustinianum held prominent positions in the student representative bodies and the journal 'Dialoghi'.<sup>54</sup>

In January 1967, on the eve of the protests, Mea observed that her girls allowed themselves to be influenced by the Agostini, with respect to whom they felt less knowledgeable, and that this prevented them from adequately reflecting on what she held to be abstract positions that were far removed from everyday real-life situations. She believed that gender difference shaped how men and women approached problems: the male mindset endowed young men with a more marked capacity for logic and dialectics, while women were by nature better disposed to grasping the concrete aspects of an issue. The adoption of male patterns of thought was responsible for "the many disputes between the head and the student council, and between the head and the student assembly."<sup>55</sup> She attempted to counteract abstract logic with works of charity, sending the Marianne to help the mutilated and polio victims at the Centro Don Gnocchi and juvenile offenders at the Istituto Beccaria. Giovanna Toso comments that, "Mea believed that we girls were too influenced by the boys, especially when a girl had a sentimental relationship with one of them, because the boys were extremists".<sup>56</sup>

---

<sup>52</sup> Ibid. p. 65.

<sup>53</sup> Ibid. pp. 172-177.

<sup>54</sup> See Ibid. pp. 109-112.

<sup>55</sup> [Tabanelli], Collegio Marianum dal 14.11.1966 al 31.1.1967, UCSR, Fasc.vari, b.II-20-2.

<sup>56</sup> Interview 22.6.17.

### 3 The events of 1968 in Università Cattolica

When, in the autumn of 1967, the governing boards of UC decided to increase fees by 50%, the situation exploded. The leaders of the protest were Agostini. On 15 November 1967, the first strike was called, and on the 17 November the university was occupied. During the night, the police intervened to remove the protestors and Rector Franceschini closed the university. The protests continued for some days in front of the entrance. On 5 December, the university was occupied for the second time. On 13 January 1968, Mario Capanna, Luciano Pero and Michelangelo Spada were expelled: the first two were Agostini. All three became leaders within the Movimento Studentesco (MS) with Capanna rising to top of the organization at the national level. In the 1980s, Capanna was secretary of Democrazia Proletaria, a far-left-wing party, and elected to both the Italian and the European Parliaments. On 21 March 1968, UC was occupied for third time. On this occasion, Milan's public university, the Statale, was occupied too. Again, the police were called to remove protesters from both campuses. The MS in UC merged with that of the other three universities in Milan. The university residences, hotbeds for the MS, were closed in advance of the end of term. The state of agitation had become chronic. The Catholic MS was informed by the push for renewal emanating from the Second Vatican Council and Latin-American liberation theology.<sup>57</sup>

The MS was strongly critical of how teaching was conducted at the university, with no opportunity for dialogue, and of UC's close connections with the Church hierarchy in Milan and Rome. Documents produced by the student committees at the Augustinianum declared that the residences elitist vision was now outdated, in that it was selective in violation of the right to study.<sup>58</sup>

While the role of the Augustinianum in the events of 1968 is evident, though it remains to be analysed in depth, there is still a need to clearly identify the role of the Marianum. Father Piero Zerbi observed that "the Marianum of 1967/68 was by now for the most part" sympathetic to the more libertarian positions.<sup>59</sup> Mario Capanna has claimed that the Marianne were heavily involved in the movement from the earliest protests and occupations.<sup>60</sup>

On 25 October 1967, Capanna had sent a letter to the academic and Church authorities that was strongly critical of the members of the hierarchy who had

<sup>57</sup> See Lizzeri/Ranci 1968, p. 71; Zerbi 1998, pp. 59-71.

<sup>58</sup> See Collegio Augustinianum, AUC, Carte Tabanelli.

<sup>59</sup> Zerbi 1974, p. 510.

<sup>60</sup> See Capanna 1997, pp. 225-226; Capanna 1988, p. 17; Orsina/Quagliariello 2005, pp. 124-125.

removed Don Mario Cuminetti from his role as Chaplain to the university and the Augustinianum. The letter was signed by 90 male students (many of whom were Agostini) and 59 female students. The documentary sources reveal that 50 of the latter were Marianne, accounting for about a third of the women then staying at the residence.<sup>61</sup>

Much insight may be drawn from a report sent to Tabanelli by the priest who held that year's Lenten retreat, Fr. Don Ersilio Tonini, later appointed Bishop of the Diocese of Macerata. He noted that he had

"found the girls in a very different spiritual state to the previous years. The general situation among the university youth and the peculiar climate that is being shaped by the ideas and attitudes of a certain segment of the young men around them – some of whom are among the most talented intellectually – have caused [the girls] to experience a crisis, in some cases of considerable proportions: I mean a crisis of faith that is bordering on atheism".<sup>62</sup>

The priest thus confirmed the influence exercised on the Marianne by the Agostini and, as Tabanelli had already discerned, the effect on them of the young men's rhetorical skill and sophisticated powers of logic.

On 16 May 1968, the student assembly at the Marianum (attended by 74 students) approved a document in which the girls demanded independence and freedom of choice, denouncing the threat "which exists even if it has not been made explicit" that they might not be readmitted to the Marianum, arguing that this discouraged the less-well off girls from engaging in political activism.<sup>63</sup> A dialectics of gender emerges at one point in the document, when the girls asked for the residence to stop reflecting the standards of upbringing of the average Italian family, with the associated prejudices and conventions that continued to strongly impact on the education of women.

Mea's papers include a note on her reply: she respected the young women's freedom, but expected them to recognize her authority. The Society of St. Francis did not recognize the assembly's right to make decisions. In addition, "spending the night outside the Marianum was not allowed for any reason".<sup>64</sup> At the time, families did not allow their daughters, especially if they had not yet come of age, this degree of independence, for fear that this would translate into sexual freedom.

The assembly held on 19 May approved a motion critical of how the Marianum was currently being run. The student body was subsequently recon-

---

<sup>61</sup> Milano 25.10.1976, letter to Card. G. Garrone, ASDM, Carte card. Giovanni Colombo, b.153. The signatories were identified as Marianum residents by consulting: ACM, Fascicoli personali delle studentesse.

<sup>62</sup> Letter from E. Tonini to Tabanelli, 15.3.1968, UCSR, Fasc.vari, b.II-20-2.

<sup>63</sup> AUC, Marianum, b.5.

<sup>64</sup> AUC, Versamento Menna.

vened, but only 40 women attended. At the next convening, there were only 20 Marianne in attendance, who complained that the head had implemented "tactics of intimidation and pressure of various kinds to dissuade people from taking a decision". The assembly voted to present a collective application for readmission in the 1968-69 academic year.<sup>65</sup>

On 11 September 1968, Tabanelli sent a letter to the students who had asked to be readmitted to the residence, in which she expressed her hope that the new academic year would be one of "sincere cooperation"<sup>66</sup> and reminded the young women that the residence was a Catholic community under the leadership of the Church. She once more emphasized that it was absolutely forbidden to spend the night outside the residence. She invited those who did not share the ethos of the residence, to withdraw their applications as a matter of consistency.<sup>67</sup> Examination of the students' personal records reveals the impact of this letter on the level of withdrawals.<sup>68</sup> During the 1960s, one or two women per year were sent away by the head. However, the documentary sources show that 50 students did not come back to the residence in October 1968. A note from one such student is conserved: "I find that the conditions laid down in your letter are unacceptable for me, I have decided to forgo my place at the Marianum".<sup>69</sup> In addition to the fifty students that withdrew, a number of others (who included some of the most active protesters) did not return because, although they had not yet graduated they had already been attending the university for four years. Overall, the number (and names) of those that did not come back as residents in the autumn of '68 coincided with the group that played the most active part in the events of the protest.

Despite this large-scale withdrawal, the climate became even more tense. In December 1968, the Marianum student assembly (which was evidently not attended by all the Marianne, given that the mimeographed minutes called for "greater participation") demanded absolute decision-power and the abolishing of the role of head.<sup>70</sup> Mea then composed a letter to the students, in which she stated her willingness to receive a student delegation, but added with some bitterness: "If you are not convinced that when we speak to you we speak the truth and there is no mutual trust, then there can be no dialogue".<sup>71</sup> However, instead of sending the letter, she chose to speak directly to the students, once more. Hence on 12 December 1968, she explained yet again that she was ready and willing to cooperate with the students, but not to abdi-

---

<sup>65</sup> Letter to the students that did not attend this assembly. AUC, Carte Tabanelli.

<sup>66</sup> Letter from Tabanelli to the students, 11.9.1968, AUC, Versamento Menna.

<sup>67</sup> Ibid.

<sup>68</sup> See ACM, Fascicoli personali delle studentesse.

<sup>69</sup> Ibid.

<sup>70</sup> AUC, Marianum, b.5.

<sup>71</sup> Ibid.

cate her power, which was legally hers and crucial to her role as an educator.<sup>72</sup> She explained that the Marianum's educational approach was modelled on that of the family and refuted the claim that all Italian families were prejudiced in their approach to bringing up children.

Another point of disagreement, less political and more to do with decorum, concerned the restrictions on going out in the evenings. The year 1969 saw the end of the anachronistic requirement for the female students of the university to wear a black apron, and they were given permission to wear trousers, including at the residence. They were still forbidden to wear sleeveless garments or skirts with hemlines above the knee.<sup>73</sup>

According to Sticco, on 22 March of that year, a few extremists even tried to occupy the Marianum, but Tabanelli managed to dissuade them by meeting them in person.<sup>74</sup> The residence reopened in April, after the closing of the university due to the most recent occupation. In May 1969, assemblies were held in the Marianum at which the students challenged the adoption of merit as an entrance criterion for the university residences and proposed that Opera Universitaria should take over the running of the residence. The atmosphere at the residence was turbulent, in line with the progressive politicisation of the student protest at the national level, but was led by a minority. The documentary sources suggest that no more than one third of the Marianne were present at the May assemblies, which were clearly organized by a hard core of militants.<sup>75</sup> The assemblies were held in the evenings, but many of the students preferred to stay in their rooms to study. In the same month, 31 students (out of 141 residents) had requested "collective readmission" for the following academic year.<sup>76</sup>

In June, the student assembly of 19 May received coverage in three national newspapers, which reported a motion brought by the assembly that accused Tabanelli of linking readmission to recognition of her power as absolute. Three students complained in an internal communication that the motion had been voted for by 20 students out of 141 but had been given to the press without the knowledge of all the other residents.<sup>77</sup> In contrast, on 26 June, twenty-three Agostini spoke out in solidarity with the Marianum assembly, accusing Tabanelli of blackmail.<sup>78</sup> On 30 July 1969, Tabanelli sent the students a similar letter to that of the previous year, asking them to accept the residence's rules. From the students' personal records and a handwritten

---

<sup>72</sup> Ibid.

<sup>73</sup> See *Movimento studentesco* 1969, p. 17.

<sup>74</sup> See Sticco 1967 p. 918

<sup>75</sup> See AUC, Marianum, b.5.

<sup>76</sup> Documenti di adesione al MS, 1968-69. AUC, Versamento Menna; AOR, Marianum, 1968.

<sup>77</sup> See AUC, Marianum, b.5. [23-26.6.1969]

<sup>78</sup> See AOR, Marianum, 1969.



memo by Tabanelli, it appears that 17 students who were members of the MS did not reapply to the Marianum, along with another seven who were sympathetic to MS. Only five women who had joined MS returned to the Marianum the following year.<sup>79</sup> One of these, Giovanna Toso, gives the following account:

"I stayed despite being sympathetic towards the new ideas, despite having taken part in the occupations and the protests. When I got the letter, I felt very bad. Because I have always believed that our demands were just, and it was a matter of great suffering to me that they had not been understood and accepted, that some things that I viewed as part of civilized life should be seen as against the Church, it seemed to me that after Vatican Two, times had changed, and I experienced this as a going backwards."<sup>80</sup>

From the 1970/71 academic year onwards, the numbers of non-returning students reverted to normal levels. During the Seventies, the students' requests focused more prosaically on improving the menu. The works of charity continued: in 1970 for example the girls did voluntary work for persons with mental disability and for youth with impaired mobility.<sup>81</sup> The tone of conflict and the political-ideological dimension protest faded out – despite the fact that MS continued to be active elsewhere in Milan throughout the Seventies, constantly organizing strikes, occupations and demonstrations in the city's schools.

Only one occasion did Tabanelli come close to giving in, as testified by Monsignor Zerbi, to whom, in January 1970, she confided a plan to leave the Marianum. The previous evening, in the course of a meeting, she had been accused of a lack of integrity, "the most burning of offenses [...] certainly inflicted on her by someone who did not imagine that it would hurt her that much".<sup>82</sup> Once the most critical two years were over, she enrolled at the newly founded Department of Religious Sciences where she chose to conduct research on the concept of authority in the letters of Saint Paul; however she never completed this project due to her premature death in 1974.

Elisabetta Menna, a political science graduate from the University of Pavia, who took up the position of deputy head in 1970, was then appointed in her place and continued to run the residence following the same principles as Tabanelli. Menna commented that, "gradually the inconclusive night-time assemblies waned and cultural, spiritual and recreational activities came to

---

<sup>79</sup> See Documenti di adesione al MS, 1968-69, AUC, Versamento Menna; AOR, Marianum, 1968.

<sup>80</sup> Interview 22.06.17.

<sup>81</sup> See E. Menna, Quaderno Attività varie 1970-75, AUC, Versamento Menna.

<sup>82</sup> Zerbi 1974, p. 513.

prevail once more [...]. The events of 1968 were ever more distant, almost prehistory, by the end of the Seventies".<sup>83</sup>

#### 4 Tabanelli's relationship with the Marianne

Although the flyers and dazibao of 1968-69 were couched in the harsh language that is typical of protest, other sources reveal that even the militant students continued to have respect for their head. In the summer of 1969, for example, a student wrote:

"At times over the past two years we have seen that you were very sorrowful and tired; I beg you, Miss Mea, to consider that nobody is against you, deep down we are all fond of you, and above all, I beg you to believe in our good faith, to believe that all we are doing is based on a good intention, which in the end will bear fruit".<sup>84</sup>

According to Giovanna Toso "Mea was always amenable. She did not agree with our ideas, but suffered on account of them and this was noticeable."<sup>85</sup> The current head of the residence, Anna Maria Carinci, who herself attended the Marianum between the academic years 1960/61 and 1963/64, recounts that Mea protected the students involved in the protests from the police:

"The girls known as 'sessantottine', ["sixty-eighters"] told me that they could never forget how when they occupied the university and the police immediately came to remove them by force, Mea was always waiting inside the front door of the Marianum to let her Marianne in, even though many of them were atheists, closing the door in the policemen's face. They all had a beautiful memory of Mea: 'She saved us so many times', they would say over and over. And it was true, she never abandoned any of her girls in their hour of need, despite not at all agreeing with what they were doing, she saved them from arrest on several occasions and protected them from acquiring a criminal record."<sup>86</sup>

Mea's goal was to restore a family atmosphere to the residence. The hundreds of letters and cards she received over the years from her former Marianne and which her sisters have recently donated to the UC archives, testify to the strength of her bond with the girls, and the esteem and respect that she had won from them. The recurrent themes in these communications include: personal and confidential news about former Marianne and their families: gratitude and affection for Mea, expressed by current and former

---

<sup>83</sup> Manica/Marchesi 1998, pp. 77-78.

<sup>84</sup> Letters to M. Tabanelli, [summer 1969]. AUC, Marianum.

<sup>85</sup> Interview 22.6.2017.

<sup>86</sup> Interview 20.2.2017.

Marianne and their families; positive memories of the Marianum and missing it. These themes featured constantly over the entire period (the letters from 1954 to 1971), and in a very similar way, even those from different time periods.

The huge number of letters received by Mea is striking: virtually not a day passed without her getting a letter, and it is clear that she devoted much time to corresponding with her beloved past-Marianne. At the time of the protests, she received letters from concerned former residents. For example, in March 1969, one of these wrote that she would like to come to Milan, but given the situation had "thought that the sight of the University closed would only have made me feel angry and sad. It hurts me to see that there is increasing confusion, increasing incomprehension, among us. I know that these things make you suffer too".<sup>87</sup> Another former student, with whom Tabanelli had shared her worries about the decision whether or not to take back certain girls for the 1969/70 academic year expressed her sympathy.<sup>88</sup> Another young woman wrote on 2 July 1972 that "despite the protests, life at the Marianum is good, and I shall always cherish great memories of it".<sup>89</sup>

The letters clearly show that the Marianne had great trust in their head, to the extent that both they themselves and their parents viewed her as a second mother. The expression "second mother" recurs time and again over the entire period under analysis. For example in a letter dated 1954, a young woman confided to Mea that she found it difficult to leave her parents and home town to come to Milan, but that "this pain almost disappears at the thought of finding in you an affectionate second mother".<sup>90</sup> Another ex-student described Mea in 1955 as her "second earthly mother".<sup>91</sup> A former Marianna, who in 1970 sought Mea's advice concerning a work situation wrote: "I entrust myself as entirely to you as if you were my mother."<sup>92</sup> Another past-resident wrote in 1970 that: "We remember you with affection and miss you [...]. It is extraordinary that, after over ten years, you still remember us as though we were so many daughters [...]. Thank you for your affection."<sup>93</sup> A secondary school teacher, who was also coping with the protest movement, thanked Mea in October 1969 for having taught her the disposition to love young people:

---

<sup>87</sup> AUC, Versamento Menna.

<sup>88</sup> See Letter of 18.12.1969, *ibid.*

<sup>89</sup> AUC, Carte Tabanelli, Fondo Marianum.

<sup>90</sup> *Ibid.*

<sup>91</sup> Letter of 02.03.1955, *ibid.*

<sup>92</sup> Letter of 20.10.1970, *ibid.*

<sup>93</sup> Letter of 13.05.1970, AUC, Versamento Menna.

"In the end, even the dissident 'brains', the cold speculators who today live at the Marianum, if they live it in the full sense of the word, they will warm up, they will realize that society is not built on the words of Marx or the thought of Mao, but on what you learn at the Marianum: to live mindful of one another, to pray together, to love the same neighbour."<sup>94</sup>

It is interesting to note that this former Marianna used the word "brains" to define the protesting female students, likening them to a speculative and intellectual trait that in education has traditionally been viewed as typically male; she takes this trait to be negative and opposed to Christian love, in keeping with the teachings of Tabanelli, whose Franciscan spirituality always led her to value humility and gentleness, before cleverness.

The residence was experienced as a home: in 1954, one Marianna wrote of her desire to return to Milan, where she would find the same "warmth" as in her own home. She wondered how Mea could manage to look after everything and "give [the students] the feeling of being protected and loved".<sup>95</sup> Another young woman finished her letter with these words: "Even now I feel as though I can see you, with your sweet expression and benevolent smile, always ready to console".<sup>96</sup>

## **5 The two residences compared. Catholic educational models, gender, and 1968**

With respect to the Augustinianum, which was set up to form the elite of the ruling class of Catholics in the country and which in effect produced some of the leading figures in Italian civil society and politics, the Marianum appears to have played a less prominent role. Students aspired to becoming good mothers, who could balance intellectual work of some kind with the upbringing of their children. However, on closer scrutiny, it may be observed that the Marianum's contribution to female emancipation was far from insignificant, in that it gave hundreds of young women from provincial backgrounds the opportunity to grow intellectually, culturally and spiritually – and to form strong bonds of friendship.

The reflection on the themes of Vatican Two, the open discussions of current affairs, and the culturally vibrant atmosphere of the residences stimulated the students of both institutions to engage in critical thinking, helping to rein-

---

<sup>94</sup> Ibid. 03.10.1969.

<sup>95</sup> AUC, Carte Tabanelli, Fondo Marianum. 15.11.1954.

<sup>96</sup> Ibid. 21.08.1955.

force not only the logic of democracy, but also logics of protest and rejection of authority.

However, the active participation of the Marianne in the protests rapidly faded out, primarily because many of the students who were most active in the MS left the residence. This in turn was due to Tabanelli's firm resolve in making use of the autonomy that she enjoyed, unlike the heads of the Augustinianum.

Nonetheless, this alone cannot fully explain the fact that the protests came to a halt after only two years, unlike developments at the Augustinianum and in Milan more generally. Mea was firm, but continuously sought dialogue with the students, both as a body and individually. However, the heads of the Augustinianum were also very open to dialogue. Hence, still other factors may have come into play.

The rules and regulations of the Marianum allowed the head to choose the priests who came weekly to hear the students' confessions and periodically to hold retreats. In keeping with the policies of Father Gemelli, Tabanelli, although her own preferred spirituality was Franciscan, never wished the residence to be associated with one spiritual style only, but was careful to provide the young women with a range of possibilities in this regard too. The presence of multiple confessors at the Marianum brought balance both in general and in relation to the protests (some of the spiritual assistants to the university were critical of the academic authorities).

Another distinctive feature of the Marianum was the continuity in how it was run, with Mea acting uninterruptedly as head for thirty years. In contrast, the head of the Augustinianum was changed three times at the height of the protests: all the incumbents were young and brilliant, but perhaps too young to be able to skilfully manage the tension that had developed between the students and the academic authorities. In any case, these frequent changes contributed to creating a sense of instability. Moreover, as earlier mentioned, Mea brought a familial approach to bear on her running of the residence: she embodied a strong maternal spirit that combined affection, authority, and total dedication. This enabled her to establish, with the majority of the girls, a profoundly formative relationship that was destined to last over time.

It is proven fact that the Agostini, who were more critical, more politicized and more deeply involved in the protests, exerted an influence on the Marianne, with whom they sometimes also had sentimental ties. However, it is interesting to consider the analysis of Mea herself, who maintained that this influence was due to the greater logical-dialectical capacity of the males, who were more drawn to abstract and somewhat utopian reasoning. Women, on the other hand, she believed to be supplied with a more down-to-earth mode of reasoning and greater practical capability. Given her belief in this

difference between genders, Tabanelli always insisted on counterbalancing the residence's cultural and intellectual activities with works of charity. Such active engagement with the world of daily suffering had the power to mitigate the tendency to engage in the abstract utopian reasoning underpinning some of the revolutionary ideas, and to train the female students in specific ways of helping their neighbour. The formation of the Agostini, in contrast, privileged intellectual excellence, alongside in-depth spiritual training; this encouraged a high level of competitiveness, which was not observed among the Marianne.

In 1978, the Society of St. Francis was obliged to hand over the residence to UC on account of grave economic difficulties. However, under the management of the Opera Universitaria the residence was progressively reduced to a mere accommodation facility, with no inhouse canteen facility or funds for cultural activities, nor its own permanent chaplaincy, which was discontinued in 1983. Rector Lazzati did not share the original formative intent, which assigned the Marianum with a specific role in the education of young women from all over Italy; rather he believed UC to be primarily a university for the youth of Milan. Entrance criteria were increasingly based on means-testing only. This discrepancy between the original and the new aims led the then head, Menna, and her deputy Chiara Leone to resign in 1985.<sup>97</sup> Thus, it was not the happenings of 1968 that radically modified the Marianum, but the university authorities themselves, who, fifteen years after the event, almost paradoxically acceded to some of the protesters' key demands.

## Literature and Sources

### Unpublished sources

Archivio del Collegio Marianum, Milano (ACM)  
 Archivio dell'Opera della Regalità, Milano (AOR)  
 Archivio storico diocesano, Milano (ASDM)  
 Archivio storico dell'Università Cattolica del Sacro Cuore, Milano (AUC)  
 Segreteria del Rettorato dell'Università Cattolica del Sacro Cuore, Milano (UCSR)

### Literature

Adagio, Carmelo/Cerrato, Rocco/Urso, Simona (eds.) (1999): *Il lungo decennio. L'Italia prima del '68*. Verona.  
 Alberigo, Giuseppe (ed.) (1995-2001): *Storia del Concilio Vaticano II*. 5 voll. Bologna. (2001-2015): *Histoire du Concile Vatican II*. 5 voll. Leuven.

---

<sup>97</sup> See Menna's account in Manica/Marchesi 1998, pp.76-81.

- Barbero, Giuseppe (1978): *Missionarie della regalità di Nostro Signore Gesù Cristo*. In: Pelliccia, Guerrino/Rocca, Giancarlo (eds.) (1974-2003): *Dizionario degli istituti di perfezione*. Roma, vol. V, pp. 1595-1598.
- Bocci, Maria (1999): *Oltre lo Stato liberale. Ipotesi su politica e società nel dibattito cattolico tra fascismo e democrazia*. Roma.
- Bocci, Maria (2003a): *Agostino Gemelli rettore e francescano. Chiesa, regime, democrazia*. Brescia.
- Bocci, Maria (2003b): Una "distrazione" storiografica significativa: il caso di Armida Barelli. In: *Annali di storia moderna e contemporanea* 9, pp. 429-443.
- Bocci, Maria (2007): Un problema di identità? Alle origini della contestazione studentesca all'Università Cattolica. In: Invernizzi, Marco/Martinucci, Paolo (eds.): *Dal "centrismo" al sessantotto*. Milano, pp. 143-228.
- Busani, Marta (2016): *Gioventù studentesca. Storia di un movimento cattolico dalla ricostruzione alla contestazione*. Roma.
- Capanna, Mario (1988): *Formidabili quegli anni*. Milano.
- Capanna, Mario (1997): Il contestatore con l'impermeabile da prete. In Preziosi, Ernesto: *Come a Harvard. L'Università Cattolica nel ricordo dei suoi studenti, laureati, amici*. Milano, pp. 217-236.
- Casella, Mario (1988): Barelli Armida. In: *Dizionario biografico degli italiani*. Roma, vol. 34, pp. 250-252 ([http://www.treccani.it/enciclopedia/armida-barelli\\_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/armida-barelli_(Dizionario-Biografico)/) access on 20.10.2017).
- Doria, Pietro (2016): *Storia del Concilio ecumenico Vaticano II, Da Giovanni XXIII a Paolo VI (1959-1965)*. Todi.
- Falconi, Carlo (1969): *La contestazione nella Chiesa. Storia e documenti del movimento cattolico antiautoritario in Italia e nel mondo*. Milano.
- Flynn, Gabriel (ed.) (2005): *Yves Congar Theologian of the Church*. Louvain-Paris-Dudley Mass.
- Giovagnoli, Agostino (ed.) (2000): *1968: fra utopia e Vangelo. Contestazione e mondo cattolico*. Roma.
- Grandi, Mario (2010): Un'esperienza formativa d'élite. I collegi Augustinianum e Ludovicianum nel loro primo ciclo storico (1934-1971). In: Carera, Aldo (ed.): *Storia dell'Università Cattolica del Sacro Cuore. Vol. IV: la didattica*. Milano, pp. 209-263.
- Lizzeri, Giancarlo/Ranci, Pippo (eds.) (1968): *Università Cattolica. Storia di tre occupazioni repressioni e serrate*. Milano.
- Movimento studentesco (ed.) (1969): *La goliardia è morta: consigli, informazioni, notizie utili alle matricole e anche agli altri*. Milano.
- Manica, Rosaria/Marchesi, Rosaria (eds.) (1998): *Ti racconto il mio Marianum*. Milano.
- Negri, Anna Maria (1993): *Mons. Carlo Colombo fra Chiesa e società*. Milano.
- Orsina, Giovanni/Quagliariello, Gaetano (eds.) (2005): *La crisi del sistema politico italiano e il Sessantotto*. Roma.
- Polenghi, Simonetta (2010): Il collegio femminile Marianum dalle origini alla contestazione (1936-1970). In Carera, Aldo (ed.): *Storia dell'Università Cattolica del Sacro Cuore. Vol. IV: la didattica*. Milano, pp. 265-338.
- Pototschnig, Umberto et al. (1965): *I collegi universitari in Italia. Atti del convegno nazionale di studio tenutosi a Milano il 13-15 novembre 1964*. Bologna.
- Raponi, Nicola (2000): Gemelli Agostino. In: *Dizionario biografico degli italiani*. Roma, vol. 53, pp. 26-36 ([http://www.treccani.it/enciclopedia/agostino-gemelli\\_%28Dizionario-Biografico%29/](http://www.treccani.it/enciclopedia/agostino-gemelli_%28Dizionario-Biografico%29/) access on 15.09.17).

- Rumi, Giorgio (1972): Padre Gemelli e l'Università Cattolica. In: Rossini, Giuseppe (ed.): *Modernismo, fascismo, comunismo. Aspetti e figure della cultura e della politica dei cattolici nel '900*. Bologna, pp. 151-179.
- Rumi, Giorgio (1983): Dalle carte di Armida Barelli. L'"immensa opera" di una donna ambrosiana. In: Rumi, Giorgio: *Milano cattolica nell'Italia unita*. Milano, pp. 209-238.
- Sapio, Rachele (1997): L'invisibile chiamata all'unità. In: Preziosi, Ernesto: *Come a Harvard. L'Università Cattolica nel ricordo dei suoi studenti, laureati, amici*. Milano.
- Sauvage, Pierre (1992): Jacques Leclercq 1891-1971: un arbre en plein vent. Paris.
- Sticco, Maria (1967): *Una donna fra due secoli*. Armida Barelli. Milano.
- Vaccaro, Luciano (ed.) (2003): *Monsignor Carlo Colombo (1909-1991)*. Brescia.
- Vaccaro, Luciano (ed.) (2008): *Mons. Carlo Colombo e l'Università Cattolica del Sacro Cuore*. Brescia.
- Vecchio, Giorgio (1986): L'Azione cattolica italiana nella nuova stagione del laicato. Indicazioni per una storia del ventennio 1965-1985. In: Monticone, Alberto/Bindi, Rosy/Moscatelli, Agostino. Roma, pp. 79-115.
- Venuto, Francesco Saverio (2011): La recezione del Concilio Vaticano II nel dibattito storiografico dal 1965 al 1985: riforma o discontinuità? Cantalupa.
- Vetri, Maria (1997): Cultura per rinnovare il Paese dall'interno. In: Preziosi, Ernesto: *Come a Harvard. L'Università Cattolica nel ricordo dei suoi studenti, laureati, amici*. Milano, pp. 260-264.
- Zerbi, Pietro (1974): Una cristiana dei nostri giorni: Mea Tabanelli. In: *Diocesi di Milano* 11, pp. 509-513.
- Zerbi, Pietro (1998): L'Università Cattolica di fronte ai problemi degli anni Cinquanta e Sessanta. In: *L'Università Cattolica a 75 anni dalla fondazione. Riflessioni sul passato e prospettive per il futuro. Atti del 65° Corso di aggiornamento culturale dell'Università Cattolica, Milano, 30 gennaio-1° febbraio 1997*. Milano, pp. 59-72.

### **Anschrift der Autorin**

Full Professor of History of Education  
 Simonetta Polenghi  
 Università Cattolica del Sacro Cuore  
 Largo Gemelli, 1 20123, Milan, Italy  
 simonetta.polenghi@unicatt.it



# ***„Lebt sexuell frei, probiert Euch aus!“ – Botschaften der ‚68er\_innen‘ an die jüngeren Generationen. Ergebnisse einer narrativen Interviewstudie zum Themenkomplex Sexualität und deren Politisierung***

## **1 Einleitung**

„Trau keinem über 30“ – dieser Slogan pointiert die Auseinandersetzung der ‚68er\_innen‘ mit den älteren Generationen, deren Entwicklung kontrovers diskutiert wird.<sup>1</sup> Studien, welche das Verhältnis zwischen den Protagonist\_innen der Studierendenbewegung und ihren Eltern bzw. Großeltern beschreiben, fokussieren meist dessen Konfliktcharakter. Dass die Interaktion zwischen Jung und Alt belastet war, wird u.a. auf die Thematisierung möglicher Beteiligung, Schuld und Mitschuld der Eltern und Großeltern am Zweiten Weltkrieg zurückgeführt.<sup>2</sup> Ebenso prangerten die ‚68er\_innen‘ das kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftskonzept an, welches sich vor dem Hintergrund des Wirtschaftswunders der 1950er Jahre in der BRD verbreitete. Es gibt jedoch auch konträre Stimmen. Dem Historiker Detlef Siegfried zufolge sympathisierte gerade die Elterngeneration durchaus mit den Protagonist\_innen der Studierendenbewegung. Er belegt anhand von Zeitungsquellen und Meinungsumfragen aus den 1960er Jahren, dass es zwar deutliche Unterschiede in den Zukunftsvisionen und Lebensstilen von Jung und Alt gegeben habe, es jedoch durchaus zu wohlgesonnenem Austausch zwischen den Generationen gekommen sei und es viel Sympathie für die Veränderungswünsche gegeben habe.<sup>3</sup> Das Bild von unüberbrückbaren Differenzen

---

<sup>1</sup> Vgl. Siegfried 2003.

<sup>2</sup> Vgl. u.a. Mendel 1972; Schneider 1981; Dudek 1983; Radebold 2003; Schildt 2003; Seidl 2006; Moses 2007; Groppe 2011; Brunner 2011; Goltz, von der 2011; Lohl 2011.

<sup>3</sup> Vgl. Siegfried 2003 und 2006.

zwischen Eltern bzw. Großeltern und Kindern bzw. Enkelkindern sei überzeichnet, so Siegfried.<sup>4</sup>

Wenngleich beide Sichtweisen mit Quellenbelegen aufwarten können, bedarf es weiterer Untersuchungen, die die Haltung der Eltern- und Großelterngeneration gegenüber der 68er-innen Generation betreffen. Auch mangelt es an Studien der *oral history*, die Generationeninteraktion, Streitpunkte, aber auch Übereinstimmungen klären helfen kann. Die wenigen Analysen, die anhand biografischer Interviews den (scheinbaren) Generationenkonflikt aufarbeiten, beschränken sich auf die Vater-Kind-Dynamik.<sup>5</sup> Betrachtungen der Beziehungen Mutter-Kind, Großeltern-Enkel sowie des Blicks der ‚68er\_innen‘ auf die nachfolgenden Generationen stehen noch aus. Gerade die Betrachtung der ‚68er\_innen‘ und ihrer Beziehung zu den jüngeren Generationen ist als ein deutliches Forschungsdesiderat zu markieren. Zwar finden sich Analysen zu den Kindern der ‚68er\_innen‘, also zur so genannten „Generation Golf“<sup>6</sup> (zwischen 1965 und 1975 in Westdeutschland Geborene), und deren Abwendung von den postmaterialistischen Werten ihrer Eltern, jedoch gibt es keine qualitativen Studien, die Gespräche einer, zweier oder dreier Generationen mit- bzw. übereinander analysiert. Besonders aussichtsreich wäre hier die Betrachtung von inter- und intragenerationalen Aushandlungsprozessen spezifischer Themenfelder, die das private Leben betreffen, etwa Sexualität und Beziehungen. Über letztere wird viel spekuliert, wenngleich es hierzu noch an Studien mangelt.<sup>7</sup>

Im Folgenden soll daher die Perspektive der ‚68er\_innen‘ auf die nachfolgende Kinder-Generation eröffnet werden. Hierbei wird erstmalig, wenngleich nur kursorisch, das Thema im Kontext der Sexualitäts- und Beziehungsgestaltung diskutiert.

Die Autorin führte im Rahmen ihres Dissertationsprojekts elf narrative Interviews mit ehemaligen Protagonist\_innen der Studierendenbewegung und forderte sie auf, frei zu berichten, was sie aus ihrer Zeit als ‚68er\_in‘ im Kontext des Themas Sexualität erinnerten. Der Interviewkorpus wurde auf die Frage „Welche Botschaften geben die Interviewten in ihren Narrationen an die nachfolgenden Generationen im Kontext des polygamen Sexualitäts- und Beziehungskonstrukts und deren Politisierung weiter?“ hin neu gelesen und sich wiederholende Erinnerungsmuster wurden herausgearbeitet.

Diese (subjektiven) Erinnerungen enthalten etliche Gedanken, Hinweise und Appelle an die nachfolgenden Generationen, welche im Folgenden, auch mit

---

<sup>4</sup> Vgl. ebd.

<sup>5</sup> Vgl. u.a. Allerbeck 1973; Märthesheimer/Frenzel 1979; Welzig 1989; Heintz 1994; Lüscher/Liegle 2003.

<sup>6</sup> Klein 2003.

<sup>7</sup> Vgl. Herzog 2005, zum Forschungsstand siehe Verlinden 2015, S. 12ff.

Hilfe differenter Deutungen und Forschungsergebnisse, diskutiert werden. Zuvor sollen jedoch Begriffe bestimmt und das methodische Vorgehen erläutert werden.

## 2 Begriffsannäherungen

### Die ‚68er\_innen‘-Generation

Wer die Protagonist\_innen der Studierendenbewegung, die ‚68er\_innen‘ waren, ist schwer zu fassen. Durch den Diskurs der letzten zwanzig Jahre wurde der Begriff ‚die 68er‘ vielfach unterschiedlich interpretiert und zu einer politischen Identität und einer Chiffre erkoren, die im Grunde eine verschwommene Gestalt ist und sich aus verschiedenen Perspektiven unterschiedlich wahrnehmen lässt. Die zumeist verwendete männliche Begriffsvariante ‚68er‘ ist kritisch zu bewerten, der Terminus ‚68er\_innen‘ jedoch noch nicht weit verbreitet,<sup>8</sup> und so mangelt es weiterhin an einer präzisen sprachlichen Regelung.<sup>9</sup>

Neben dem Begriff der ‚68er‘ hat auch die alternative Bezeichnung ‚Studentenbewegung‘ ihre Tücken: Sie ist ebenfalls eine ausschließlich generisch maskuline Bezeichnung und übersieht, dass sich die ‚68er\_innen‘ keineswegs aus einer homogenen Gruppe Studierender zusammensetzte, sondern vielmehr einer sozialen Bewegung gleichkam, die sich aus allen Geschlechtern, unterschiedlichen Jahrgängen und sozialen Hintergründen zusammensetzte. Zudem machten Studierende im Jahre 1968 nur zehn Prozent der Alterskohorte von 18 bis 25 Jahren aus. Mehr als zwei Drittel der deutschen 18jährigen Frauen und Männer waren 1968 bereits berufstätig und können demnach nicht unter Studierende subsummiert werden.<sup>10</sup> Dass sich die Bewegung Ende der 1960er Jahre nicht nur auf Studierende eingrenzen lässt, sondern auch Schüler\_innen und Arbeiter\_innen einbezog, erschwert die Suche nach einem passenden Namen. Begriffe wie „Außerparlamentarische Opposition“,<sup>11</sup> „antiautoritäre Bewegung“,<sup>12</sup> „Sammlung von Protestereignissen“<sup>13</sup> oder „Gruppierungen der Neuen Linken“<sup>14</sup> werden meist synonym und ohne

---

<sup>8</sup> Vgl. Kätzel 2002.

<sup>9</sup> Vgl. Baader 2011 zur männlich dominierten Historiographie von ’68 und dem Fokus auf männliche Akteure.

<sup>10</sup> Vgl. Herrlitz/Hopf/Titze 1981, S. 157.

<sup>11</sup> So u.a. Seidl 2006.

<sup>12</sup> U.a. Brückner 1972; Kraushaar 2004.

<sup>13</sup> Schulz 2008.

<sup>14</sup> Baader 2012.

Binnendifferenzierung genutzt. Wenn hier dennoch die Begriffe Studierendenbewegung und ‚68er\_innen‘ benutzt werden, so sei das Begriffsdilemma und eine fehlende präzise Sprachregelung mitgedacht. Die Anführungszeichen bei dem Begriff ‚68er\_innen‘ markieren ihn als eine rhetorische Konstruktion.

Werden die ‚68er\_innen‘ befragt, so wird zumeist von der ‚68er\_innen‘-Generation gesprochen und diese Generation auf bestimmte Jahrgänge begrenzt. Bspw. definiert Heinz Bude die ‚68er\_innen‘ durch in den Jahren 1938 bis 1948 Geborene,<sup>15</sup> wohingegen Ulrich Herbert sie auf die Jahrgänge 1942-1948 begrenzt.<sup>16</sup> Axel Schildt wiederum zählt auch die späteren Jahrgänge hinzu und erweitert sein Sample der ‚68er\_innen‘-Generation um Personen, welche zwischen 1948 und 1953 geboren sind. Diese Jahrgänge gehörten seiner Auffassung zwar nicht zu den aktiven Protagonist\_innen: Sie seien in den besagten Jahren des Protests zumeist noch Gymnasiast\_innen und Oberschüler\_innen gewesen, ließen sich aber dennoch zum prägenden Nachwuchs der ‚68er\_innen‘-Generation zählen.<sup>17</sup>

Die elf Interviewten, deren Erinnerungen im Folgenden bearbeitet werden, sind zwischen 1946 und 1951 geboren. Eins der Einschlusskriterien war, dass sich die Befragten selber der ‚68er\_innen‘-Generation zurechneten. Dahinter steht die Annahme, dass die Zuordnung zu einer bestimmten Generation zunächst eine persönliche, „biografische Verortung in Zeit und Geschichte [ist], das heißt als Zeitgenosse, als Altersgenosse und Mensch in einem bestimmten Blick auf andere – jüngere[...] und ältere[...] – Altersgruppen“.<sup>18</sup> Die Befragten ordneten sich durch die Kategorie ‚68er\_in‘ nicht nur nah gelegenen Geburtsjahren zu, sondern vor allem einer spezifischen Kollektivität von Erfahrungen, Werten, politischen Ideologien und Lebensweisen. Das Spezifische an den ‚68er\_innen‘ in diesem Kontext ist, dass sie die Liberalisierung und Enttabuisierung von Sexualität als eines *der* Ergebnisse ihrer politischen Bestrebungen ansehen.<sup>19</sup>

---

<sup>15</sup> Bude 1995, S. 18.

<sup>16</sup> Herbert 2003.

<sup>17</sup> Vgl. Schildt 2003; siehe hierzu auch: Pilzweiger 2015, S. 57ff.

<sup>18</sup> Daniel 2004, S. 331.

<sup>19</sup> Es ist anzumerken, dass die sexuelle Liberalisierung und Enttabuisierung historisch gesehen nicht der alleinige Verdienst der ‚68er\_innen‘ ist, und es durchaus zuvor sogar ‚befreitere‘ Epochen gab (u.a. Dabhoiwala 2012). Unter anderem lässt sich der Wunsch nach Auflösung der Monogamie und Einehe bis zu deren Entstehung durch das Sesshaftwerden des Menschen und dessen Konzentration auf die Landwirtschaft zurückverfolgen. Die Kritik an der Monogamie ist somit als ein langer, durchaus nicht immer kontinuierlicher Prozess zu verstehen, der sich jedoch mit der Chiffre ‚1968‘ in spezifischer Weise zuspitzte.

## Politisierte Sexualität- und Beziehungsgestaltung der ‚68er\_innen‘

Diverse Ziele und Theorien der ‚68er\_innen‘ kumulieren in dem bekannten Konstrukt der ‚freien Liebe‘, welches eng mit der Studierendenbewegung und ihrer politisierten Sexualitäts- und Beziehungspraxis für die Hervorbringung einer ‚neuen Gesellschaft‘ mit einem von sexuellen Zwängen befreiten Menschen verknüpft ist.

Für den Entwurf eines reformierten Sexualitätskonstrukts wollten sich die ‚68er\_innen‘ von der (angeblich) repressiv-monogamen Sexual- und Beziehungsmoral der Elterngeneration distanzieren. Dabei bezogen sie sich auf verschiedene Theorien. Evident war der Bezug vor allem auf psychoanalytische Modelle, wobei die ‚68er\_innen‘ ein für sich überzeugendes Erklärungsmodell bei dem Psychoanalytiker Wilhelm Reich fanden. Reich, der mit seinen Abhandlungen zur unterdrückten Sexualität bereits in den 1920er bis 1940er Jahren für Furore gesorgt hatte, stützte seine Forderung zur Neugestaltung des Sexuallebens auf die psychoanalytische Triebtheorie sowie sozialistische und kommunistische Ideologien.<sup>20</sup>

Der Arzt und Psychoanalytiker sah in der Sexualität „die produktivste Lebensenergie schlechthin“<sup>21</sup> und vertrat die Auffassung, dass „grausame Charakterzüge im Zustand chronischer sexueller Unbefriedigtheit“<sup>22</sup> entstünden, welche wiederum im Menschen Neurosen auslösen und zu autoritärer Unterwürfigkeit führen könnten. Nur der „genital befriedigte Mensch“ zeichne sich durch „Milde und Güte“ aus und sei immun gegenüber den Klauen des kapitalistischen, autoritären Systems.<sup>23</sup> Reichs Hauptthese lautete weiter, dass die kapitalistischen Institutionen und ihre repressive Sexualmoral die genitale Befriedigung der Menschen hemme.<sup>24</sup>

„Eine sexuell glückliche Bevölkerung wird die beste Garantie der allgemeinen gesellschaftlichen Sicherheit sein. Sie wird mit Freuden ihr Leben aufbauen und gegen jede reaktionäre Gefahr verteidigen.“<sup>25</sup>

---

<sup>20</sup> Hier nur am Rande zu erwähnen ist, dass sich sowohl bei den Reich'schen Theorien als auch in deren theoretischen und praxisbezogenen Ableitungen durch die ‚68er\_innen‘ etliche Leerstellen aufzeigen lassen. Bspw. beruhen die Annahmen auf einem sehr undifferenzierten Bild der Geschlechterverhältnisse; zudem wurden sexuelle Macht- und Gewaltverhältnisse nicht thematisiert und ein rein heteronormatives Verständnis von Sexualität vertreten. Weiter herrschte eine sehr einseitige, normierte Vorstellung weiblicher Sexualität. (Vgl. u.a. Verlinden 2015, S. 153ff; Sager 2015, S. 190)

<sup>21</sup> Reich 1936/1971, S. 18.

<sup>22</sup> Ders. 1927/1969, S. 139.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Vgl. Verlinden 2008 sowie 2015.

<sup>25</sup> Reich 1936/1971, S. 265.

Dieser Satz klang für die ‚68er\_innen‘ verheißungsvoll, da er suggerierte, dass sich eine Diktatur wie der Nationalsozialismus nicht wiederholen würde, wenn die sexuelle Repression überwunden sei und Menschen dadurch nicht mehr auf repressive Strukturen, Autoritäten und Herrschaftsgefüge ‚hereinfielen‘.

So sei die Ehe und eine lebenslang monogame Beziehung ein autoritäres Herrschaftsgefüge: Reich konstatiert über die „Einehe“,<sup>26</sup> dass der Staat Menschen gezielt in die Ehe zur Gründung einer Familie und in die Monogamie zwingt, da er diese beiden Institutionen zum Fortbestand des politischen Systems benötige<sup>27</sup>. Er bezeichnet die Ehe daher auch als „Zwangsehe“.<sup>28</sup> Monogame Beziehungen schränken die Individuen ein, so Reich, da sie der eigentlichen Bedürfnislage des Menschen widersprechen.<sup>29</sup>

Die ‚68er\_innen‘ forderten vor dem Hintergrund der Theorien Reichs eine „kollektive Atmosphäre der Sexualbejahung“<sup>30</sup> und eine „sexualökonomische Selbststeuerung“<sup>31</sup> des Menschen, die mit der Anerkennung und Auslebung der eigenen Sexualtriebe und der Auflösung der bürgerlichen Monogamie sowie dem daran gebundenen Treue-Duktus einhergehen sollte. So formuliert hierzu bspw. der bekannte Kommunarde Dieter Kunzelmann eingängig die Aufforderung:

„Raus aus den Zweierbeziehungen. Sucht nicht eure Sicherheit und euren Besitzanspruch bei dem anderen! Der Mensch besteht aus einer Vielzahl von Menschen, und in einer Zweierbeziehung findet permanent eine bespiegelte Selbstliebe statt. Die muss zerstört werden!“<sup>32</sup> Und weiter: „Falsch ist das bürgerliche und illusionäre Eingehen eines Zweier-Verhältnisses, das eben als Unerträgliches nur zwei Leichen produziert.“<sup>33</sup>

Nach der Theorieaneignung sahen die ‚68er\_innen‘ sich gewappnet, den Worten Taten folgen zu lassen, bspw. in Form von neuen, offenen Beziehungs- und Wohnformen.

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 63ff.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 151; Ders. 1927/1980, S. 202ff.

<sup>28</sup> Ebd., S. 127.

<sup>29</sup> Vgl. ebd., S. 50.

<sup>30</sup> Ders. 1934/1971, S. 175.

<sup>31</sup> Ebd., S. 47.

<sup>32</sup> Dieter Kunzelmann, zitiert nach Enzensberger 2004, S. 70.

<sup>33</sup> Dieter Kunzelmann, zitiert nach Mehrmann 1967, S. 21.

### 3 Methodik

Als qualitative Studie mit kleiner Fallzahl beansprucht diese Arbeit keine Repräsentativität, wohl aber Exemplarität, indem sich resümierende Analogien der Aussagen hervorheben lassen. Der Grundgedanke ist, dass narrative Interviewstudien in ihrer Forschungslogik nicht auf die Herausarbeitung von typischen Profilen eines möglichen Zusammenhangs abzielen, sondern vielmehr auf eine „theoretische Repräsentativität im Gegensatz zur statistischen Repräsentativität“<sup>34</sup>.

Die Autorin führte im Rahmen ihrer Dissertation Interviews mit ehemaligen ‚68er\_innen‘, erstmals mit dem Fokus auf das Sujet ‚Sexualität‘.<sup>35</sup> Die elf narrativen Interviews nach Schütze<sup>36</sup> begannen mit dem Erzählimpuls „Erzählen Sie doch bitte, was Ihnen zum Thema Sexualität in den 1968er-Jahren bzw. in der Studierendenbewegung einfällt.“ Nach der Freierzählung, in welcher die Interviewten nicht unterbrochen wurden, folgte ein Nachfrage- teil, in der die Interviewerin (offene) Rückfragen stellte, welche während der – mitunter sechzigminütigen – Freierzählung aufgekommen waren.

Der Interviewkorpus wurde für die ursprüngliche Studie durch Interpretationsparameter strukturiert und analysiert, welche nicht spezifisch die Generationenverhältnisse in den Blick nahmen. Für die hier geschilderten Ergebnisse wurde der Interviewkorpus mit Blick auf die Fragestellung „Welche Botschaften geben die Interviewten in ihren Narrationen an die nachfolgenden Generationen im Kontext des polygamen Sexualitäts- und Beziehungskonstrukts weiter?“ erneut gelesen und es wurden sich wiederholende Erinnerungsmuster herausgearbeitet. Erinnerungsmuster sind relevante, wiederkehrende Erinnerungen und Positionen der Erzählenden, welche als „natürliche Verallgemeinerungen“<sup>37</sup> verstanden werden und aus der Menge an Datenmaterial der transkribierten Interviews generiert wurden. Die Erinnerungen werden im Folgenden durch eine Auswahl von Interviewziten belegt. Die oft vor dem Hintergrund der spezifischen, komplexen Biographie der Interviewten getätigten Äußerungen wurden in der originären Studie ausführlicher kontextualisiert und analysiert.<sup>38</sup> An dieser Stelle muss auf eine ausführliche biographische Einordnung verzichtet werden.

---

<sup>34</sup> Hermanns 1992, S. 116.

<sup>35</sup> Zur Auswahl der Interviewpartner\_innen und den Ein- und Ausschlusskriterien, siehe Verlinden 2015, S. 47ff.

<sup>36</sup> Vgl. Schütze 1983.

<sup>37</sup> Leithäuser/Volmerg 1988, S. 71.

<sup>38</sup> Vgl. Verlinden 2015.

#### **4 Erinnerungen ehemaliger ‚68er\_innen‘ im Spiegel generationaler Appelle**

In den Interviews bestätigte sich die Annahme, dass ehemalige ‚68er\_innen‘ die Veränderung der Sicht auf Sexualität als eines der spezifischen ‚Ergebnisse‘ der Bewegung ansehen. Und so teilt die ältere ‚68er\_innen‘-Generation den Folge-Generationen ihre besondere Perspektive hierzu mit: Ein Erinnerungsmuster bei den Interviewten ist, dass sie wie keine andere Generation den Wegfall der Verbotsmoral hin zur Individualisierung der Sexualität erlebt zu haben glauben.

Die Neuordnung der Beziehungen in einem polygamen, besitzanspruchs- und treuelosen Rahmen erlebten die Interviewten sehr unterschiedlich. Gleichzeitig wiederholen sich einige generationale Appelle und Fragen sowie Befürchtungen. Dabei zeigen sich auch Widersprüche in den Aussagen der Erzählenden, welche ebenfalls, u.a. durch die Kontextualisierung in (aktuelle) Sexualitäts-Diskurse, skizziert werden sollen.

#### **Entpolitisierung der Sexualität durch die nachfolgenden Generationen**

„Ich verstehe nicht, wieso das nun bei den Jüngeren in Vergessenheit geraten ist, dass Sexualität eine politische Dimension hat. [...] Die Repression vom Staat, die generelle Unterdrückung der sexuellen Freiheit, der Wahlmöglichkeiten und so. [...] Politik und Sex, das wird heut’ gar nicht mehr zusammen gedacht.“

Diese Äußerung von Ulrich (geb. 1946) macht den Auftakt der gesammelten Interviewstellen zu generationalen Bezügen. Ulrich vermisst hier deutlich den politischen Blick auf Sexualität bei der nachfolgenden Generation. Für ihn gilt weiterhin die These, dass Sexualität verschiedenen Unterdrückungsmechanismen des Staates unterworfen sei. Zwar benennt er nicht konkret, woran er diese Kontrolle festmacht, dennoch wird deutlich, dass er die Vermengung von Privatheit und staatlicher Repression und die Thematisierung ebendieser Gemengelage durch die jüngeren Generationen vermisst. Aus Ulrichs Enttäuschung ergeben sich zwei Fragen: Sind die ‚Nach-68er\_innen‘ tatsächlich so sexualunpolitisch, wie er annimmt? Und gibt es aktuell eine sexualpolitische Diskussion?

Die letzte Frage kann durchaus bejaht werden, wenngleich diese Debatte nicht in der öffentlichen (und medialen) Breite geführt wird, wie es bei den ‚68er\_innen‘ der Fall war. Vielmehr hat die sexualpolitische Diskussion an Wissenschaftlichkeit gewonnen und wird von verschiedenen Disziplinen



erörtert. Als Grundlage ist die Repressionshypothese der ‚68er\_innen‘ durch das Foucault’sche Sexualitätsdispositiv, das Connell’sche Hegemoniekonzept und die Butler’sche queer-feministische Theorie sowie deren Erweiterungen abgelöst bzw. erweitert worden. Dadurch wurde die sexualpolitische Diskussion bspw. um Gender-Aspekte, Diversity-Forderungen,<sup>39</sup> patriarchats- und hegemoniekritische sowie rassismuskritische<sup>40</sup> Perspektiven ergänzt. Hier zeigt sich, dass durchaus das Motto der ‚68er\_Innen‘ „Das Private ist politisch“ weiterhin präsent ist und sogar weitergedacht und -diskutiert wird.

Die von Ulrich geäußerte Kritik an den sexualunpolitischen Folgegenerationen ergänzt die des ehemaligen Protagonisten Klaus (geb. 1949), der zudem noch eine generelle Politikverdrossenheit bei den jüngeren Generationen zu beobachten meint:

„Und heute, ihr seid ja eine völlig unpolitische Generation. Das bisschen Globalisierungskritik von euch, das ist ja kaum ernst zu nehmen. Es erschreckt und imponiert mich [sic] zugleich, wie man so egoistisch sein kann. [...] Ich habe mir mit meinen Eltern politische Streitgespräche geliefert. Das erlebe ich so heute nicht mehr.“

Die Proband\_innen sahen die Autorin (geboren 1981) als Vertreterin einer jüngeren Generation. Finden narrative Interviews zwischen Personen mit einem deutlichen Altersunterschied statt, so ist dieses spezifische Setting in eine generationale Ordnung eingelassen. Ist die interviewte Person die ältere, teilt sie der jüngeren, interviewenden Person stets indirekt etwas über ihre Sicht auf Generationenverhältnisse mit und vice versa. Hier wendet sich Klaus ganz konkret an die Autorin und ihre Generation und wirft ihnen politisches Desinteresse vor.

Der Vorwurf der unpolitischen Generationen lässt sich stärken, wenn man politisches Engagement an der Beteiligung an den Bundestagswahlen misst. So lag bspw. die Wahlbeteiligung bei den 21-25jährigen 1969 bei rund 78% und 1972 bei – aus heutiger Sicht erstaunlichen – 84% sowohl bei den Erstwähler\_innen unter 21 Jahren als auch bei den 21-25Jährigen und bei den 26-30jährigen bei 87%.<sup>41</sup> Im Vergleich dazu lag die Wahlbeteiligung bei der Bundestagswahl im Jahr 1990, bei welcher die Nach-‚68er\_innen‘-Generation das erste oder zweite Mal wählte, bei nur 64% für die Erstwähler\_innen unter 21 Jahren und bei 60,3% bei den 21-25jährigen Wähler\_innen – im Gegensatz zu knapp 80% bei den 40-50Jährigen.<sup>42</sup> Auch 2009

---

<sup>39</sup> Vgl. u.a. Tuidier 2014.

<sup>40</sup> Vgl. u.a. Dietze 2017; Hark/Villa 2017.

<sup>41</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2013.

<sup>42</sup> Vgl. ebd.

gingen nur 59% der Altersgruppe der 20-25jährigen zur Wahlurne.<sup>43</sup> Was die Wahlbeteiligung angeht, ist also durchaus eine Abnahme bei den Nachfolgegenerationen zu beobachten. Jedoch lässt sich gesellschaftliches und politisches Engagement in mehr Facetten messen und spüren. Gerade seit 1968 gibt es immer neue, unterschiedliche Formen politischer Partizipation junger Menschen, und – auch wenn das Engagement der jüngeren Generationen stets kontrovers diskutiert wird – bescheinigen die entsprechenden Wissenschaftsdisziplinen ihnen keineswegs eine generelle Politikverdrossenheit, sondern lesen politisches Desinteresse bzw. Interesse im stets individuellen Zusammenspiel verschiedener persönlicher und sozial eingebetteter Faktoren der einzelnen Personengruppen.<sup>44</sup>

Der Vorwurf des Interviewpartners Klaus, dass die nach 1968 geborenen Generationen sich nicht mehr mit ihren Eltern in politische Streitgespräche verstrickten, muss vor dem Hintergrund des ‚Generationenkonflikts‘ der ‚68er\_innen‘ mit deren Eltern und Großeltern interpretiert werden. Während die ‚68er\_innen‘ im Nachkriegsdeutschland aufwuchsen und ihr politisches Bewusstsein in der direkten Auseinandersetzung mit der ‚Schuld‘ und Beteiligung der Älteren am Nationalsozialismus entwickelten, war dieser Konflikt bei den Kindern der ‚68er\_innen‘ bereits weniger relevant, da die ‚68er\_innen‘ durch ihre ‚späte Geburt‘ von möglicher Schuld und Beteiligung befreit waren.

Auch haben sich die Themen, beispielsweise die politische Relevanz der Sexualität, welche die ‚68er\_innen‘ vor dem Hintergrund eines sozialistisch-kommunistischen Gesellschaftskonzeptes diskutierten, nur aufgrund des Wirtschaftswunders und dem damit einhergehenden spürbaren Kapitalismus der 1950er und 1960er Jahre entwickeln können.<sup>45</sup> Die Politikwissenschaft untersucht den Wandel gesellschaftspolitischer Wertorientierungen und kommt zu dem Schluss, dass die Kapitalismuskritik der ‚68er\_innen‘ bei deren Kindern aufgrund „der Verschlechterung der ökonomischen Rahmenbedingungen ihre Funktionalität eingebüßt“<sup>46</sup> habe und bei nachrückenden Generationen keine Überzeugungskraft mehr besitze und somit eine Diskussion über diese Ideale mit den Eltern und Großeltern obsolet geworden sei.

Die von den ‚68er\_innen‘ real wahrgenommenen sexualrepressiven Gesellschaftsaspekte – etwa der in den 1960er Jahren noch geltende ‚Kuppeleiparagraph‘, der das Zusammenleben unverheirateter Menschen verbot – fielen für spätere Generationen weg, so dass es hier keinen Bedarf für eine Auseinandersetzung mehr gab. Dennoch zeigt die Sexualwissenschaft (sowie die Paar-

<sup>43</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2009.

<sup>44</sup> Vgl. Abendschön/Roßteutscher 2016.

<sup>45</sup> Vgl. Klein 2016.

<sup>46</sup> Ebd., S. 256.

therapieforschung), dass die Kinder und Enkelkinder der ‚68er\_innen‘ sich durchaus am Treuegebot, dem Besitzanspruch in Beziehungen sowie der Erprobung alternativer Lebensformen abarbeiten, jedoch nicht öffentlich auf Grundlage psychoanalytischer und politischer Theorien, sondern eher im Privaten, innerhalb des Zirkels der betreffenden Personen.<sup>47</sup>

## Ehe als fortwährende (Unterdrückungs-)Institution

Ein Merkmal der sexualpolitischen Praxis der ‚68er\_innen‘ sieht der ehemalige Kommunarde Michael (geb. 1946) bei den heutigen Erwachsenen nicht mehr:

„Also Ehe, das war für uns ja ein rotes Tuch. [...] Wir wussten ja, dass da nichts Gutes bei rauskommt. War für uns ja eine bürgerliche Institution, die überholt ist und nur dem Staate nutzt. Und nun: Alle verheiratet. Und so früh und schnell wie sich alle trauen lassen, mit viel Tamm Tamm, krass.“

Schaut man sich die Zahlen zu Eheschließungen und Scheidungen an, so könnte man Michael zunächst widersprechen: Das statistische Bundesamt verzeichnete in den letzten zwanzig Jahren einen stetigen Rückgang von Eheschließungen und einen stetigen Anstieg von Ehescheidungen. Doch lässt sich von dieser Veränderung nicht unmittelbar auf einen Bedeutungsverlust der Ehe schließen, denn die Zahlen reflektieren keine subjektiven, individuellen Einstellungen gegenüber der Ehe. Ein weiteres Argument gegen Michaels Annahme ist das gestiegene Heiratsalter,<sup>48</sup> was darauf hinweisen könnte, dass die Menschen ihre Ehepartner\_innen sorgsamer auswählen und der Qualität der Ehe eine besondere Bedeutung zukommt.<sup>49</sup> Jedoch mag Michaels Theorie – welche er durch ein kollektives ‚wir‘, also im Namen aller ‚68er\_innen‘ ausspricht – vor dem Hintergrund der gestiegenen Bedeutung, die die Hochzeitsfeier heute bei jungen Menschen hat, entstanden sein. Inzwischen lässt sich dieses Fest als Statussymbol interpretieren, für das die Heiratswilligen statistisch betrachtet allein in den letzten fünf Jahren ihr Budget verdoppeln.<sup>50</sup> Die wachsende Hochzeitsbranche weist zusätzlich darauf hin, dass mit

<sup>47</sup> Vgl. u.a. Barker 2005; Kröger 2010; Brandon 2011; Zimmermann 2012; Cohen 2016; Heßling 2016.

<sup>48</sup> Das durchschnittliche Heiratsalter im Jahre 2015 sieht laut Statistik wie folgt aus: Frauen 31,2 Jahre, Männer 33,8. Dem gegenüber waren die Zahlen 1970 folgendermaßen: Frauen 23 Jahre, Männer 25 Jahre. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2017.

<sup>49</sup> Als weitere Gründe für das gestiegene Heiratsalter sind verlängerte Ausbildungszeiten und der damit einhergehende spätere Beginn in die Erwerbsfähigkeit. Vgl. Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2010.

<sup>50</sup> Vgl. Creditplus Bank AG 2016.

einer Eheschließung inzwischen auch Bedürfnisse nach Selbstdarstellung und Erlebnisorientierung verbunden werden. Das Misstrauen in bürgerliche Selbstdarstellung und Festlichkeiten bei ‚68er\_innen‘ führte zu einer Veralltäglichen von Festen bei ihnen;<sup>51</sup> und so erinnern sich die meisten ‚68er\_innen‘ – welche letztlich auch häufig heirateten und damit offensichtlich die Kritik an der ‚Einehe‘ ablegten – an ihr eher bescheidenes, ‚normales‘ Fest, welches sich nicht durch „viel Tamm Tamm“ (Michael) auszeichnete.

Die Interviewpartnerin Brigitte (geb. 1950) vertritt als Unverheiratete jedoch weiterhin die These von der Einehe als staatserhaltendem Zwangsgerüst.

„[...] diese Einehe. Das ist eine Zurichtung, davon bin ich überzeugt. Ich glaube, dass diese Theorien völlig zutreffend sind [...], die sagen, wir sind eigentlich nicht [...] von Natur aus so ausgerichtet, dass wir eine monogame Einehe mit Kindern führen wollen, sondern wir werden so zugerichtet, weil es im Interesse des Staates liegt [...] und ich glaube, dass mit dem Absterben des Nationalstaates wir diese Zurichtung überwinden.“

Hier versteckt sich der Appell an die aktuell wirkmächtigen Generationen, das Nationalstaatsdenken zu hinterfragen und eventuell neue Formen der politischen Organisation der Länder zu durchdenken. Die Idee eines großen, einheitlichen Europas, für das sich bereits eine Menge Menschen begeistern kann,<sup>52</sup> müsste laut Brigitte dann auch mit einer Alternative zur Ehe aufwarten, um den Zwangsgedanken ebendieser abzuschaffen. Hier gibt es bislang kaum Bestrebungen. Die jüngste Reform, welche homosexuellen Paaren das gleiche Eherecht einräumt, unterstrich überdies den Willen Deutschlands, das Konstrukt eines verbindlichen Zusammenschlusses zweier Menschen gesetzlich zu fördern und beizubehalten.

## **Die Enttäuschung über die „prüde“ Folgegeneration und ihr Verrat an den Idealen der polygamen Beziehungsgestaltung**

Die Interviewten sind sich zumeist einig, dass sie als ‚68er\_innen‘ die sexuell Progressivsten im Vergleich zu den vorherigen Generationen waren. Was sie sich an sexueller Freiheit erkämpften – die Möglichkeit, parallel mehrere sexuelle Partner zu haben – sei jedoch nicht von den nachfolgenden Generationen weitergetragen worden, obwohl es in der Erziehung der eigenen Kinder durchaus mittransportiert worden sei:

---

<sup>51</sup> Vgl. Villadary zit. nach Gebhardt 2015.

<sup>52</sup> Vgl. u.a. Guérot 2016.

„Ich werde nie vergessen, wie dann die Prüderie wieder Einzug erhielt. Ich glaube das war so in den 80er[n...]. Und ich dachte bei mir ‚Das war’s jetzt? Schon wieder alles vorbei? Gerade mal ein paar lange Jahre freie Liebe und nun back to Sittlichkeit und Tradition?‘ Wieso übernehmen die Jüngeren denn nicht unser Konzept, habe ich mich gefragt.“ (Klaus, geb. 1949)

Ulla (geb. 149) vertritt eine ähnliche Position:

„Wir haben schon auch die Idee der befreiten Sexualität ja auch in der Erziehung unserer Kinder einfließen lassen. [...] Nacktheit war kein Thema, schamhaftes Verhalten haben wir immer mit denen reflektiert und dass Mama und Papa durchaus auch eine bewegte Vergangenheit hatten, mit so Wechselepartnern und so, das haben wir auch schon berichtet und das als gute Sache beschrieben. [...] Davon ist nun aber nichts geblieben. Die machen das einfach alles anders. Seit die dann selber in Beziehungen gegangen sind so mit 18 war das schon sehr spießig alles so. [...] Wollten auf gar keinen Fall mit uns drüber sprechen und so, machen das auf ihre eigene, monogame Weise.“

Aus den beiden Statements lässt sich deutlich die Enttäuschung über die Kinder bzw. die Kindergeneration herauslesen: Ihnen wird Verrat an der erkämpften Freiheit vorgeworfen. So sei es mit den 1980er Jahren zu einem Rückfall zur bürgerlichen Tugendhaftigkeit gekommen und die polygamen Beziehungsmuster der ‚68er\_innen‘ seien in Vergessenheit geraten.

Dass dem nicht so ist, zeigt die Vielfalt an individualisierten Sexual- und Beziehungsformen, die sich aktuell abbilden lässt.<sup>53</sup> Aufgrund des „Verschwindens der Sexualmoral“<sup>54</sup> wird das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung nicht mehr so in Frage gestellt, wie es die ‚68er\_innen‘ noch erlebten. Und dass es durchaus eine Weiterführung der offenen Beziehungsgestaltungsvision der ‚68er\_innen‘ gibt, etwa in Form der Polyamory-Bewegung<sup>55</sup>, scheint den Interviewten bei ihrer Kritik nicht bewusst zu sein.

Generell lässt sich konstatieren, dass Sexualität heute vielmehr in eine Ver-

---

<sup>53</sup> Vgl. Lewandowski/Koppetsch 2015.

<sup>54</sup> Schmidt 1996.

<sup>55</sup> Die Polyamory-Bewegung versteht sich als Gegenentwurf zur monogamen Zweierbeziehung und als Erweiterung der nichtmonogamen Beziehungsgestaltung, indem sie es den Individuen ermöglicht, mehrere Liebesbeziehungen gleichzeitig zu führen. Die Polyamory verabschiedet sich sowohl von der sexuellen und emotionalen ‚Treue‘ bzw. Exklusivität an einen Partner oder eine Partnerin. Polyamorös lebende Menschen führen demnach gleichzeitig mehrere Liebesbeziehungen und können, müssen jedoch nicht, mit diesen verschiedenen Partner\_innen sexuell sein; Nichtmonogamie (bspw. die ‚Swinger‘-Bewegung) legt in Abgrenzung dazu den Fokus ihrer Mehrfachbeziehungen auf Sexualität (vgl. Klesse 2013, S. 24). Als „primary Relationship“ bezeichnen die Polyamorist\_innen eine Beziehung, die durch eine Ehe, Kinder, das Zusammenleben oder der intensivsten Bindung über den weiteren Beziehungen steht; zumeist ist sie auch die älteste der verschiedenen polyamoren Beziehungen (vgl. Anapol 2010, S. 51).

handlungsmoral<sup>56</sup> (auch Interaktions- oder Konsensmoral genannt) eingebunden ist. Die Verhandlungsmoral ist das Ergebnis der Debatten der ‚68er\_innen‘ und der Neuen Frauenbewegung seit Beginn der 1970er Jahre: Während die ‚68er\_innen‘ (nur) die sexuelle Selbstbestimmung forderten, ergänzten die Protagonist\_innen der Neuen Frauenbewegung diese Forderung um die explizite weibliche Selbstbestimmung und die Reflexion von Macht- und Gewaltverhältnissen in (sexuellen) Beziehungsarrangements. Diese Strömungen ließen letztlich die Verhandlungsmoral entstehen, welche einen neuen Sexualkodex hervorbrachte.<sup>57</sup>

Die Verhandlungsmoral bewertet die Art und Weise des Zustandekommens von Sexualität und gibt die Entscheidungs- und Deutungshoheit in die Hände der beteiligten Personen; die sexuelle Praxis und die sexuelle Orientierung der Akteur\_innen sind dabei keinem Bewertungskriterium mehr unterworfen. Dabei lässt sich durchaus festhalten, dass die ‚restlos sexuell befreiten‘ Folgegenerationen, die von den ‚68er\_innen‘ zur Diskussion gestellten Struktur-Zwänge auch nicht (mehr) sehen wollen bzw. können, da ihnen alles individuell verhandelbar erscheint.<sup>58</sup>

Interessanterweise wird gerade die beschriebene Verhandlungsmoral von Klaus kritisiert:

„Diese sexuelle Freiheit, das gibt’s heute nicht mehr. Alles wird totgeredet und ausgehandelt und so weiter. Das macht doch so keinen Spaß mehr, wenn man nur immer alles ausdiskutiert statt einfach Sex zu haben.“

Dass die von den ‚68er\_innen‘ als von ihnen befreite Sexualität nicht durchweg von ihren Kindern und deren Generation gelebt wird, kann zusätzlich dahingehend interpretiert werden, dass der Umschwung von polygamer Beziehungspraxis zur seriellen Monogamie als ‚natürlicher‘, entwicklungspsychologisch sinnvoller Abgrenzungsprozess in Pubertät und jungem Erwachsenenalter stattfindet, bei der Werte und Normen der Elterngeneration grundsätzlich kritisch geprüft und mitunter umformuliert werden.<sup>59</sup>

Auch der Interviewproband Thomas (geb. 1947) betrauert, dass sich die jün-

---

<sup>56</sup> Vgl. Schmidt 2004, S.11ff.

<sup>57</sup> Vgl. Tuijter 2001, S. 170.

<sup>58</sup> Die sich hieraus neu eröffnenden Problemfelder und Schwierigkeiten werden bereits in der sexualwissenschaftlichen und soziologischen Forschung diskutiert. Vgl. dazu u.a. Bauer 2003; Lewandowski 2004).

<sup>59</sup> Diese Abgrenzung ist in der Erzählung von Irene (geb.1948) bereits mitgedacht:

„Dass meine Töchter verheiratet sind und so zum Teil mit Reihenhäuschen und so, das ist schon verrückt irgendwie. Fast so, als wollten sie auf jeden Fall das Gegenteil von dem leben, was ich gelebt habe. Na ja, ich habe es ja auch nicht anders gemacht: Schnell wegziehen und das Gegenteil von meinen Eltern leben. Aber ich denke, dass mein Weg besser war. Manchmal frage ich mich, was aus dem geworden ist, was wir uns damals erkämpft haben.“

gere Generation viel zu früh in monogame Beziehungen flüchte. Er ist weiterhin von dem ‚68er\_innen‘-Leitbild überzeugt, nach dem eine monogame Beziehung nicht für junge Menschen gemacht sei und eher einem Zwang gleichkomme. Diese Einstellung vertritt er als Dozent an einer Universität auch gegenüber seinen Studierenden und hofft, hier einen Impuls zur Reflexion zu geben:

„Wenn ich das heute bei unseren Studenten mitkriege, die kommen da an mit Mitte 20 mit festen Partnerschaften, schon so absolut. Die sind davon überzeugt, für immer und ewig, wo ich denk ‚Das darf doch wohl nicht wahr sein‘. [...] Die Studenten sind total in festen Beziehungen drin[...]. Und das wird auch gar nicht hinterfragt und ich sage: ‚Mensch, wollt ihr euch nicht mal’n bisschen ausprobieren, bevor ihr euch fest bindet? ‚Nö‘. Also da merk ich dann schon, dass die denken ‚Joa, der alte Knabe hier, der alte 68er‘ [...] Die Leute binden sich einfach heute zu früh.“

Hier wendet sich Thomas direkt mit seiner Sorge an die jüngere Generation. Dabei erlebt er, als „alte[r] 68er“ wahrgenommen und nicht ernstgenommen zu werden. Heike (geb. 1947) beschreibt ähnliche Erfahrungen: Sie fühlt sich von der nachfolgenden Generation, vertreten durch die eigenen Kinder, als mögliche\_r Diskussionspartner\_in ebenfalls nicht wertgeschätzt:

„Wir haben uns noch richtig auseinandergesetzt mit unseren Eltern über das Thema, sie provoziert mit unseren vielen Sexpartnern, sie aber auch angehört zu ihren Moralvorstellungen und so. Das findet leider nicht mehr statt. [...] Unsere Kinder diskutieren das nicht mit uns. Sie winken ab, wenn ich das zur Diskussion stelle. Das kränkt mich. Sie sehen uns nicht als Erfahrungsressource.“

Sprechen ältere und jüngere Generationen über Sexualität, spiegelt sich hier deutlich die Generationendifferenz, denn das Gespräch über Sexualität zwischen Generationen, auch wenn es keine solche Absicht hat, beinhaltet immer eine sexualerzieherische Note.

Es ist intergenerationalen Beziehungen immanent, Sexualität bei Heranwachsenden ‚pädagogisch‘ zu kommentieren, zu bewerten, zu begleiten bzw. diese vor negativen Einflüssen zu warnen.<sup>60</sup> Im Gegensatz dazu scheren sich die jüngeren Generationen oftmals (durchaus zu Recht) wenig um die sexualerzieherischen Mahnungen der Elterngeneration und leben ihr sexuelles Begehren mitunter einfach im Verborgenen aus. In den Interviews mit ehemaligen Akteur\_innen der Studierendenbewegung zeigt sich etwas Anderes. Hier gibt es keine Warnung, keinen Appell zur Züchtigung, vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Die jüngeren Menschen werden aufgefordert, endlich wieder sexuell freier zu leben, Konventionen zu sprengen, Monogamie und Ehe in Frage zu

---

<sup>60</sup> Vgl. Sager 2015.

stellen und dies mit ihren Eltern und erfahrenen ‚Sexualrevoluzzern‘ zu diskutieren.

In dem Wunsch nach mehr intergenerationalem Austausch über Sexualitäts- und Beziehungskonzepte und im Bedauern des fehlenden Dialogs zeigt sich erneut das Selbstverständnis der ‚68er\_innen‘ als ‚kritische Generation‘, welche es als besonders charakteristisch für sich ansah, die Auseinandersetzung mit ihren Eltern gesucht zu haben.

## 5 Fazit und Ausblick

Eine Generation wirft der anderen oft vor, die Ideale der eigenen Generation zu verraten, so auch bei den hier zitierten ‚68er\_innen‘, welche in narrativen Interviews zu Wort kamen, die die Autorin geführt hat. Die Interview-Partner\_innen adressieren in ihren Erinnerungen als Protagonist\_innen ihrer Zeit oftmals die jüngeren Menschen, etwa ihre eigenen Kinder, und beziehen Stellung dazu, inwiefern diese bestimmte Ideale nicht (mehr) leben.

Die ‚68er\_innen‘ initiierten eine politisch motivierte Infragestellung der monogamen Beziehungsmoral. Von diesen Impulsen profitierten zwar die nachfolgenden Generationen, entwickelten diese aber nicht weiter, so das Fazit der interviewten ‚68er\_innen‘. Ein halbes Jahrhundert später sehen die Proband\_innen die von ihnen ‚erkämpften‘ Freiheiten als verraten an bzw. von ihren Kindern, Enkelkindern und deren Generationen nicht mehr ausgeschöpft. Die Interview-Partner\_innen zeigen sich enttäuscht von den nachfolgenden Generationen und kritisieren sie als „prüde“, „konfliktscheu“ und „spießig“. Sie schauen enttäuscht auf die scheinbar durchgängig monogame Gesellschaft und wünschen sich, dass die von ihnen „hart erkämpften“ sexuellen Freiheiten wie Ehelosigkeit und polygame Beziehungsgestaltung wieder eine Renaissance erführen.

Dieser Kritik wurden aktuelle Zahlen, Strömungen und Diskurse entgegengesetzt. Dabei zeigte sich, dass die Vorwürfe an die jüngeren Generationen nicht immer berechtigt sind. Die Aussagen der interviewten ‚68er\_innen‘ zeigen zudem, dass es ihnen in ihrem Selbstverständnis sowie in ihrer eigenen Deutungsgeschichte wichtig erscheint, sich von der (vermeintlich) anderen Lebensführung der nachfolgenden Generationen abzugrenzen, vermutlich auch, um sich das Alleinstellungsmerkmal der ‚sexuell freien‘ Generation zu erhalten. Und so wirkt es, als strebten die Interviewten mit ihren sich von den Folge-Generationen abgrenzenden Aussagen ein Kohärenzgefühl an, welches



sie als ‚68er\_innen‘ in der Erfolgsgeschichte von der Befreiung der Sexualität vereint und aufwertet.<sup>61</sup>

Bemerkenswert ist, dass von den Interviewpartner\_innen kaum wahrgenommen wird, dass die jüngeren Generationen nun eigentlich die Ernte der Diskurse der ‚68er\_innen‘ sowie der Frauenbewegung der 1970er Jahre einfahren, da sie sexuelle Interaktionen nicht mehr mit einer von außen an sie herangetragenen Moral verhandeln müssen, sondern vornehmlich mit den beteiligten Personen der sexuellen Interaktion eine gemeinsame Moral – einen Konsens darüber, was die Beteiligten möchten – finden müssen.

Die Kritik der Interviewten am Wegfall der politischen Ebene in sexuellen Diskursen lässt sich mit Blick auf vorhandene Diskussionsstränge zwar abschwächen, dennoch lässt sich konstatieren, dass diese Diskussionen nicht in dem öffentlichen, für alle zugänglichen Bezugsrahmen stattfinden, sondern eher im akademischen Subsystem.

Folgende, weiterführende Forschungsfragen schließen sich an diese Ergebnisse an: Wie erleben bspw. die jüngeren Generationen die ‚68er\_innen‘ und ihre Botschaften, Appelle und Kritik? Gibt es bei ihnen gar ähnliche Wünsche, Bedürfnisse und Ziele hinsichtlich der Gestaltung der individuellen Sexualität? Falls ja, wie leben sie diese aus? Sind sich womöglich die Generationen mit Blick auf ihre gelebte Sexualität ähnlicher, als sie annehmen? Wie bringen sich ‚68er\_innen‘ in aktuelle sexualpolitische Debatten ein?<sup>62</sup>

Abschließend lässt sich festhalten, dass sich Aushandlungsprozesse in Generationenverhältnissen auch im Themenfeld der Sexualität festmachen und insbesondere bei Akteur\_innen der Studierendenbewegung beobachten lassen: Die interviewten ‚68er\_innen‘ bedauern das Fehlen eines öffentlichen Diskurses zu sexuellen Unterdrückungsmechanismen sowie die hohe und frühe monogame Bindungsbereitschaft der nachfolgenden Generationen, während die jüngeren Generationen bereits einen Schritt weiter zu sein scheinen und ihre privaten Lebensverhältnisse als genügend befreit und autonom gestaltbar ansehen.

Dass die Protagonist\_innen der Studierendenbewegung in der Zeit ihrer höchsten gesellschaftlichen Wirksamkeit wesentliche Denkanstöße zu einer – bis heute wirksamen – individualisierten Sicht auf Sexualitäts- und Beziehungspraxen gaben, scheint ihnen, mit Blick auf die hier skizzierten Narrationen, nicht bewusst zu sein.

---

<sup>61</sup> Vgl. hierzu auch Verlinden 2015, S. 44ff.

<sup>62</sup> Siehe hierzu bspw. Heider 2014.

## Quellen und Literatur

### Literatur

- Abendschön, Simone/Roßteutscher, Sigrid (2016): Wahlbeteiligung junger Erwachsener – Steigt die soziale und politische Ungleichheit? In: Roßteutscher, Sigrid/Faas, Thorsten/Rosar, Ulrich (Hg.): Bürgerinnen und Bürger im Wandel der Zeit. 25 Jahre Wahl- und Einstellungsforschung in Deutschland. Wiesbaden, S. 67-91.
- Allerbeck, Klaus (1973): Soziologie radikaler Studentenbewegung. Eine vergleichende Untersuchung in der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten. München/Wien.
- Anapol, Deborah (2010): Polyamory in the 21th Century: Love and Intimacy with Multiple Partners. Lanham.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2010): Bildung in Deutschland 2010. Bielefeld.
- Baader, Meike Sophia (2011): ‚68‘ als Kulturrevolution im Fokus erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Kleinau, Elke/Maurer, Susanne/Messerschmidt, Astrid (Hg.): Ambivalente Erfahrungen – (Re-)politisierung der Geschlechter. Opladen, S. 73-88.
- Baader, Meike Sophia (2012): ‚Wir streben Lebensverhältnisse an, die das Konkurrenzverhältnis von Männern und Frauen aufheben‘. Zur Kritik von Frauen an Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von 1968. In: Baader, Meike Sophia/Bilstein, Johannes/Tholen, Toni (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeit im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden, S. 103-116.
- Barker, Meg (2005): This is my partner, and this is my ... partner's partner. Constructing a polyamorous identity in a monogamous world. In: Journal of Constructivist Psychology 18, H. 1, S. 75-88.
- Bauer, Yvonne (2003): Sexualität – Körper – Geschlecht. Befreiungsdiskurse und neue Technologien. Opladen.
- Brandon, Marianne (2011): The challenge of monogamy: bringing it out of the closet and into the treatment room. In: Sexual and Relationship Therapy 26, H. 3, S. 271-277.
- Brückner, Peter (1972): Zur Sozialpsychologie des Kapitalismus. Sozialpsychologie der antiautoritären Bewegung. Frankfurt a.M.
- Brunner, Markus (2011): Unheimliche Wiedergänger? Zur politischen Psychologie des NS-Erbes in der 68er-Generation. Gießen.
- Bude, Heinz (1995): Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948. Frankfurt a.M.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (2017): Durchschnittliches Heiratsalter nach dem bisherigen Familienstand der Ehepartner in Deutschland, 1971 bis 2015. Zugriff am 10.07.2017, [http://www.bib-demografie.de/DE/ZahlenundFakten/04/Abbildungen/a\\_04\\_14\\_durchschnittl\\_heiratsalter\\_familienstand\\_d\\_ab1971.html?nn=3073946](http://www.bib-demografie.de/DE/ZahlenundFakten/04/Abbildungen/a_04_14_durchschnittl_heiratsalter_familienstand_d_ab1971.html?nn=3073946).
- Bundeswahlleiter (2017): Wahlbeteiligung bei den Bundestagswahlen in Deutschland von 1949 bis 2013. In Statista – Das Statistik-Portal. Zugriff am 31. 06. 2017, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/2274/umfrage/entwicklung-der-wahlbeteiligung-bei-bundestagswahlen-seit-1949/>.

- Bundeszentrale für politische Bildung (2013): Wahlbeteiligung nach Altersgruppen. Zugriff am 01.07.2017, <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/bundestagswahlen/205686/wahlbeteiligung-nach-altersgruppen>.
- Cohen, Marisa (2016): An Exploratory Study of Individuals in Non-traditional, Alternative Relationships: How 'Open' Are We? In: *Sexuality and Culture* 20, H. 2, S. 295-315.
- Creditplus Bank AG (2016): Hochzeit 2016: Ausgabebereitschaft der Deutschen steigt. Zugriff am 02.07.2017, <https://www.creditplus.de/ueber-creditplus/newsroom/pressemitteilungen/presse-detail/news/hochzeit-2016-ausgabebereitschaft-der-deutschen-steigt/>.
- Dabhoiwala, Faramerz (2012): *The Origins of Sex: A History of the First Sexual Revolution*. London.
- Daniel, Ute (<sup>4</sup>2004): *Kompodium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a.M.
- Dietze, Gabriele (2017): *Sexualpolitik. Verflechtungen von Race und Gender*. Frankfurt.
- Dudek, Peter (<sup>2</sup>1983): Linke Väter und vätergeschädigte Linke. In: Gerspach, Manfred/Hafener, Benno (Hg.): *Das Väterbuch*. Frankfurt a.M., S. 148-160.
- Gebhardt, Winfried (2015): Feste, Feiern und Events. Die etwas andere Freizeit. In: Freericks, Renate/Brinkmann, Dieter (Hg.): *Handbuch Freizeitsoziologie*. Wiesbaden, S. 415-429.
- Goltz, Anna von der (2011): 'Talkin' 'bout my generation.' *Conflicts of Generation Building and Europe's 1968*. Göttingen.
- Groppe, Carola (2011): Universität, Generationenverhältnisse und Generationenkonflikte um '1968'. Vom Wandel der Institution und der Radikalisierung politischer Aktivität. In: Baader, Meike Sophia/Hermann, Ulrich (Hg.): 68 – Engagierte Jugend und Kritische Pädagogik. Impulse und Folgen eines kulturellen Umbruchs in der Geschichte der Bundesrepublik. Weinheim/München, S. 129-147.
- Guérot, Ulrike (2016): *Warum Europa eine Republik werden muss! Eine politische Utopie*. Bonn.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017): *Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*. Bielefeld.
- Heider, Ulrike (2014): *Vögeln ist schön. Die Sexrevolte von 1968 und was von ihr bleibt*. Berlin.
- Heinl, Peter (1994): *'Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg ...' Seelische Wunden aus der Kriegskindheit*. München.
- Hermanns, Harry (1992): Die Auswertung narrativer Interviews. Ein Beispiel für qualitative Verfahren. In: Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen (Hg.): *Analyse verbaler Daten: Über den Umgang mit qualitativen Daten*. Opladen, S. 110-141.
- Herrlitz, Hans-Georg/Hopf, Wulf/ Titze, Hartmut (1981): *Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart*. Königstein im Taunus.
- Herzog, Dagmar (2005): *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. München.
- Heßling, Angelika (2016): Sexual- und Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener in Deutschland: Ausgewählte Ergebnisse der repräsentativen Wiederholungsbefragung Jugendsexualität 2015 der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. In: *Sexuologie. Zeitschrift für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft* 23, H. 3-4, S. 155-166.
- Enzensberger, Ulrich (2004): *Die Jahre der Kommune I. Berlin 1967-1969*. Köln.

- Kätzel, Ute (2002): Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration. Berlin.
- Klein, Markus (2003): Gibt es die Generation Golf? Eine empirische Expedition. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 55, H. 1, S. 99-115.
- Klein, Markus (2016): The Silent Counter-Revolution. Der Wandel gesellschaftspolitischer Wertorientierungen in Westdeutschland zwischen 1980-2012. In: Roßteutscher, Sigrid/Faas, Thorsten/Rosar, Ulrich (Hg.): Bürgerinnen und Bürger im Wandel der Zeit. 25 Jahre Wahl- und Einstellungsforschung in Deutschland. Wiesbaden, S. 251-277.
- Klesse, Christian (2013): Spielarten der Liebe. Eine Betrachtung zur Polyamory. In: Zeitschrift für Sexualforschung 26, H.1, 19-33.
- Kraushaar, Wolfgang (2004): ‚Die Kräfte des Rausches für die Revolution gewinnen.‘ Die antiautoritäre Bewegung als Fest. In: Danuser, Hermann/Münkler, Herfried (Hg.): Kunst-Fest-Kanon. Inklusion und Exklusion in Gesellschaft und Kultur. Schliengen, S. 98-111.
- Kröger, Christoph (2010): Sexuelle Außenkontakte und -beziehungen in heterosexuellen Partnerschaften: Ein Überblick über die Auftretenshäufigkeit, assoziierte Merkmale und Auswirkungen auf die Partner bzw. Partnerschaft. In: Psychologische Rundschau 61, H. 3, S. 123-143.
- Leithäuser, Thomas/Volmerg, Brigitte (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Opladen.
- Lewandowski, Sven (2014): Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse. Bielefeld.
- Lewandowski, Sven/Koppetsch, Cornelia (2015) (Hg.): Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität. Bielefeld.
- Lohl, Anna (2011): ‚... die ganze Nazi-Scheiße von gestern ...‘ Protest und Phantom – Die Protestbewegung der 1960er Jahre aus der Perspektive der psychoanalytischen Generationenforschung. In: Psychosozial 34, H. 2, S. 11-25.
- Lüscher, Kurt/Liegle, Ludwig (2003): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz.
- Märthesheimer, Peter/Frenzel, Ivo (1979) (Hg.): Im Kreuzfeuer: Der Fernsehfilm ‚Holocaust‘ – Eine Nation ist betroffen. Frankfurt a.M.
- Mehrmann, Heinrich (1967): Erobern Kommunen Deutschlands Betten? Mehr Sex mit Marx und Mao. In: pardon 6, H 8, S. 17-23.
- Mendel, Gérard (1972): Die Generationenkrise. Frankfurt a.M.
- Moses, Dirk (2007): German Intellectuals and the Nazi Past. Cambridge/New York.
- Pilzweiger, Stefanie (2015): Männlichkeit zwischen Gefühl und Revolution. Eine Emotionsgeschichte der Bundesdeutschen 68er-Bewegung. Bielefeld.
- Radebold, Helmut (2003): Die vaterlosen 68er und ihr Erbe. Identitätsfindung bei Nachkommen der NS-Generation. Entwurf eines intergenerativ und narrativ orientierten Konzeptes zum Verständnis rechtsextremistischer gewalttätiger Jugendlicher. Heidelberg.
- Reich, Wilhelm (1926, Nachdruck 1969): Die Funktion des Orgasmus. Sexualökonomische Grundprobleme der biologischen Energie. Köln.
- Reich, Wilhelm (1934, Raubdruck 1971): Die Massenpsychologie des Faschismus.
- Reich, Wilhelm (1936, Nachdruck 1971): Die sexuelle Revolution. Zur charakterlichen Selbststeuerung des Menschen. Frankfurt a.M.
- Sager, Christin (2015): Das aufgeklärte Kind. Zur Geschichte der bundesrepublikanischen Sexuaufklärung (1950-2010). Bielefeld.

- Schildt, Axel (2003): Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, S. 229-251.
- Schmidt, Gunter (1996): Das Verschwinden der Sexualmoral. München.
- Schmidt, Gunter (2004): Sexualität und Kultur: Soziokultureller Wandel der Sexualität. In: Hornung, Rainer/Buddeberg, Claus/Bucher, Thomas (Hg.): Sexualität im Wandel. Zürich, S. 11-28.
- Schneider, Michael (1981): Väter und Söhne posthum. Über das beschädigte Verhältnis zweier Generationen. In: Ders. (Hg.): Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder die melancholische Linke. Neuwied, S. 8-64.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, H. 3, S. 283-293.
- Seidl, Florian (2006): Die APO und der Konflikt mit der ‚Vatergeneration‘: NS-Vergangenheit im Diskurs der ‚68er‘-Studentenbewegung. Nürnberg.
- Siegfried, Detlef (2003): ‚Trau keinem über 30‘. Konsens und Konflikt der Generationen in der Bundesrepublik der langen sechziger Jahre. In: Politik und Zeitgeschehen 45, S. 25-32.
- Siegfried, Detlef (2006): Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre. Göttingen.
- Tuider, Elisabeth (2001): Geschlechtereventualitäten: eine sexualpädagogische Dekonstruktion postmoderner Geschlechterbeziehungen. In: Hahlbohm, Paul/Hurlin, Til (Hg.): Querschnitt – Gender Studies. Ein interdisziplinärer Blick nicht nur auf Homosexualität. Kiel, S. 167-181.
- Tuider, Elisabeth (2014): Körper, Sexualität und (Dis-)Ability im Kontext von Diversity Konzepten. In: Wansing, Gudrun/Westpahl, Manuela (Hg.): Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität. Wiesbaden, S. 97-116.
- Verlinden, Karla (2008): ‚Befreit die kindliche Sexualität!‘ Politisierung der Sexualerziehung durch die 1968er-Bewegung. In: Hoff, Walburga/Kleinau, Elke/Schmid, Pia (Hg.): Gender-Geschichte/n. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung. Köln, S. 217-241.
- Verlinden, Karla (2015): Sexualität und Beziehungen bei den 68ern. Erinnerungen ehemaliger Protagonisten und Protagonistinnen. Bielefeld.
- Welzig, Elisabeth (1989): Die 68er. Karrieren einer rebellischen Generation. Wien.
- Zimmermann, Kevin (2012): Clients in Sexually Open Relationships: Considerations for Therapists. In: Journal of Feminist Family Therapy 24, H. 3, S. 272–289.

### **Anschrift der Autorin**

Dr. Karla Verlinden  
Zentrum für LehrerInnenbildung (ZfL)  
Universität zu Köln  
Albertus-Magnus-Platz  
50923 Köln  
Tel: +49 221 470-89440  
Email: [karla.verlinden@uni-koeln.de](mailto:karla.verlinden@uni-koeln.de)

## **Zur Aufarbeitung der Vergangenheit durch die 68er-Generation. Ein Wechsel vom intragenerativen Paradigma zur intergenerativen Reflektion?**

### **1 Prolog**

In der einschlägigen Forschung zur bundesdeutschen 1968er-Bewegung gilt unbestritten, dass es neben Gemeinsamkeiten mit der nahezu weltweiten Jugendbewegung auch Spezifika gab, unter denen der Rekurs auf die unaufgearbeitete Verstrickung der Elterngeneration in den NS-Staat und seine Verbrechen einen hohen Stellenwert einnahm.<sup>1</sup> Dies bedeutet nicht, dass es sich bei dieser kritischen Perspektive um eine „Erstwahrnehmung“<sup>2</sup> handelte, sondern dass die besondere Dynamik, der Voluntarismus und zumindest in Teilen die Kompromisslosigkeit der deutschen Bewegung auch durch das „Kommunikative Beschweigen“ der 1950er zu erklären ist.

Wohl mitbegründet durch den Historisierungsschub zu 1968 seit den späten 1990ern liegt inzwischen eine ganze Reihe von quellengesättigten Untersuchungen jüngerer Autoren zur „Aufarbeitung der Vergangenheit“ in den 1960er Jahren vor,<sup>3</sup> welche die Ambivalenz der Thematik ausleuchten. Einerseits werden der 68er-Bewegung durchaus positive Momente im Hinblick auf die Aufarbeitung zugeschrieben, andererseits wird darauf verwiesen, dass diese auf mehreren Ebenen problematisch geriet: die verengte Perspektive der stark ökonomistischen Faschismusanalyse und damit zusammenhängend eine Dethematisierung des Holocaust, die reine Skandalisierung der Kontinuitäten, die Dynamisierung und Inflationalisierung des Faschismusbegriffs oder auch das persönliche Verhaftetsein. Diese Überspitzungen führten dazu, dass sich spätestens seit 1967<sup>4</sup> der Gehalt des Faschismusvorwurfs bis hinein

---

<sup>1</sup> Stellvertretend für viele seien hier genannt: Kraushaar 2000, S. 37 und Frei 2008, S. 78. Frei fragt sogar nach einem „deutschen Sonderweg?“, ebd. S. 77ff.

<sup>2</sup> Ebd., S. 79.

<sup>3</sup> Vgl. bspw. Sturm 2000; Siegfried 2000; Rusinek 2000; Mausbach 2006; Paulmann 2008.

<sup>4</sup> Zum Stellenwert dieser ‚Wendemarke‘ vgl. Schmidtke 2006, S. 178 und 181.

in die alltäglichen politischen Auseinandersetzungen zunehmend inhaltslos gestaltete und zu einer Sprachlosigkeit gegenüber der Vorgängergeneration führte: selbst nahestehende akademische Mütter und Väter gerieten unter den Verdacht, die „Lehren des Faschismus“ nicht richtig zu deuten. In der Nachbetrachtung, so Norbert Elias, wurde für die 68er der historische Nationalsozialismus zu einer Chiffre, zum „symbolischen Gegenbild der sinnerfüllenden Ziele [...] [des] eigene[n] Strebens“.<sup>5</sup>

Dies erklärt vielleicht auch, warum die häufig autobiographisch geprägte Literatur zu den Begebenheiten der 1960er Jahre lange Zeit primär den Charakter trug, das „Ereignis“ zu „bewachen“ und dies unter der Maßgabe des „prinzipiellen Rechthaben[s]“.<sup>6</sup>

Für die 68er war der Rückblick daher von Beginn an eingebunden in die „Deutungskämpfe um 1968“,<sup>7</sup> die zunächst intragenerativ bspw. durch den Blick auf die politischen Orientierungen nach dem Ende der Bewegung geprägt waren.

Generation wird hier als analytische Kategorie in Anlehnung an Karl Mannheim als möglicherweise unbewusste „Lagerung“ verstanden, auf deren Basis eine „spezifische Art des Erlebens und Denkens“ angenommen werden kann.<sup>8</sup> Ob es sich – in der Mannheimschen Diktion – dann auch jeweils um eine bewusst wahrgenommene „Generationseinheit“ handelt, kann für die Post-68er-Generation wohl eher verneint werden. Hier sind in der Regel Fremdzuschreibungen aufzufinden. Hinsichtlich der 68er selbst ist die Eigenbezeichnung als „Generation“ seit dem 10. Jahrestag von 1967 aufzufinden<sup>9</sup> und wird seit den 1980ern zunehmend auch von Personen in Anspruch genommen, die der damaligen politischen Bewegung nicht zuzurechnen sind.<sup>10</sup>

Quellengrundlage dieser Untersuchung sind die Treffen der 68er oder mit den 68ern in den Nachfolgejahren, meist anlässlich der „Dienstjubiläen“, als Orte der Zusammenkunft, die ein gemeinsames Nachdenken über die Generationengrenzen hinaus möglich gemacht hätten. Dahinter steht die Frage, ob die 68er bereit waren, mit dem gewachsenen zeitlichen Abstand ihre damaligen Positionen in Frage zu stellen und darüber die Möglichkeit zu eröffnen, mit den Nachfolgegenerationen in einen intergenerativen Dialog über die gesamtgesellschaftlich angemessene Form einer Auseinandersetzung mit der NS-Zeit zu gelangen. Immerhin erlebte die Nachfolgegeneration ja im Ge-

---

<sup>5</sup> Elias 1998, S. 303.

<sup>6</sup> So Bovenschen 1998 in Retrospektive auf die 1960er Jahre, S. 237.

<sup>7</sup> Beispielsweise gegen die vermeintlich rein historiographischen Ansprüche der jüngeren HistorikerInnen.

<sup>8</sup> Vgl. Mannheim 1928, S. 34 und 36.

<sup>9</sup> Vgl. Bude 1995, S. 40.

<sup>10</sup> Vgl. Burisch 1990, S. 39f.

gensatz zu den 68ern ihre formative Phase<sup>11</sup> in einer Bundesrepublik, in der die diskursive Debatte um den Stellenwert und die Form einer Aufarbeitung der Vergangenheit zur Selbstverständlichkeit geworden war. Diese Perspektive birgt im Sinne eines intergenerationellen Paradigmas auch die Chance eines „Zurückstrahlen[s]“ der jüngeren auf die ältere Generation.<sup>12</sup>

## 2 Der TUNIX-Kongress 1978

Vom 27. bis zum 29. Januar 1978 fand der sogenannte TUNIX-Kongress an der Technischen Universität Berlin mit rund 20000-25000 Teilnehmenden<sup>13</sup> statt (neuere Arbeiten hingegen sprechen von nur 3000).<sup>14</sup> Über dem Kongress schwebte der „Deutsche Herbst“ und mit ihm die Frage, ob nach dem Morden (spätestens mit der Hinrichtung Aldo Moros) die 'Neue Linke' nicht bereits tot sei.<sup>15</sup>

Obwohl einzelne prominente Angehörige aus dem 68er-Umfeld anwesend waren (Peter Brückner, Johannes Agnoli, nicht jedoch „spontifex maximus“ Daniel Cohn-Bendit<sup>16</sup>) kann dieser Kongress wohl eher als einer der Nach-68er-Generation, mit zum Teil bewusster beiderseitiger Abgrenzung voneinander, angesehen werden. So spottet das Autorenkollektiv 'Quinn the Eskimo' über die „abgetakelte Prominenz“, die sich „zur Feier von 10 Jahre Studentenbewegung“ eingefunden hätte<sup>17</sup> und umgekehrt stellen auch die anwesenden 1968er heraus, die „Stadtindianerbewegung“ sei „weder begrifflich, noch als Bewegung“ auf die 68er zurückzuführen.<sup>18</sup>

Eine Dokumentation des Kongresses existiert nicht,<sup>19</sup> daher muss an dieser Stelle auf kleinere Publikationen aus dem Umfeld des Kongresses zurückgegriffen werden. Dessen Programm war sehr breit gestreut; ein expliziter Bezug zur hier untersuchten Thematik findet sich erst am Abschlusstag mit dem von Johannes Agnoli organisierten Podium „Gibt es einen neuen Faschis-

<sup>11</sup> Mannheim fixiert die Phase um das 17. Lebensjahr. Vgl. Mannheim, S. 42.

<sup>12</sup> Ebd., S. 43.

<sup>13</sup> So die Veranstalter, aber auch die Sekundärliteratur spricht von 15-20.000, vgl. Lehnhardt/Volmer 1979, S. 246.

<sup>14</sup> Vgl. März 2012, S. 219. Genaue Zahlen sind nicht zu ermitteln, da keine TeilnehmerInnen-Liste geführt wurde. Vgl. ebd., S. 222.

<sup>15</sup> So Thomas Schmid in einer Nachbetrachtung. Schmid 1978, S. 194.

<sup>16</sup> Vgl. März 2012, S. 229.

<sup>17</sup> Autorenkollektiv Quinn the Eskimo 1978, S. 134.

<sup>18</sup> Stellvertretend hier Agnoli 1978, S. 85. Im Nachlauf des Kongresses sind auch differenziertere Beiträge zu finden. Vgl. hierzu die Aufsatzsammlung Kraushaar 1978.

<sup>19</sup> Einzelne O-Töne und zeitgenössische Artikel sind dokumentiert in Hoffmann-Axthelm u.a. 1978.



mus?“<sup>20</sup> Allerdings – so Michael März – habe es sich hierbei um ein an André Glucksmann orientiertes Faschismusverständnis gehandelt, das sich weniger an der NS-Zeit abarbeitete, sondern als Rechtfertigung des revolutionären (und z.T. bewaffneten) Kampfes der damaligen Gegenwart gedient habe.<sup>21</sup> Dieser Faschismusbegriff der „Randgruppen der neuen Linken“ diene weniger der Analyse denn als assoziatives „Epiphänomen jedweder Gesellschaftsform“.<sup>22</sup> Entsprechend wurde dessen Berechtigung angezweifelt. Das schon genannte Autorenkollektiv wies darauf hin, dass die „endlosen Debatten, ob wir heute Faschismus haben“, die sich damit begnügten, „repressive Maßnahmen“ aufzuzählen, übersehen würden, dass ebensolches „noch keinen neuen Faschismus ausmachen“ würde: „Der Begriff ‚neuer Faschismus‘ erklärt nichts“.<sup>23</sup>

Der TUNIX-Kongress hätte allein über die Zusammensetzung der Teilnehmenden – vielen jungen Leuten und einigen prominenten 68ern – die Möglichkeit einer intergenerativen Diskussion geboten. Diese Chance wurde offensichtlich nicht genutzt, weil zum einen die Themen der neuen Sozialen Bewegungen (Basisgruppen, Stadtteilgruppen, Stadt-Indianer, Ökologie, Alternative Medien und anderes) im Vordergrund standen und zum anderen hinsichtlich des Faschismus die 68er Zugänge anzubieten hatten, die für die Nachfolgeneration anscheinend ohne diskursiven oder theoretischen Charme waren. Letztlich jedoch spielte das Thema der Aufarbeitung der Vergangenheit für die „Sponti-Bewegung“, ebenso wie für die ML-Kader, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle. Einzig in kleineren Zirkeln war es zumindest dem Namen nach Thema.<sup>24</sup>

Ob man, wie häufig geschehen, den TUNIX Kongress als letzten Abgesang auf 1968,<sup>25</sup> als Ende der Sponti-,<sup>26</sup> als Vorgeschichte der Alternativbewegung der 1980er<sup>27</sup> und damit möglicherweise auch schon – und in Abgrenzung zu 1968 – als Beginn der realpolitischen Wende sieht:<sup>28</sup> im Blick auf den Umgang mit NS-Vergangenheit war er wenig erleuchtend.

---

<sup>20</sup> Vgl. das Programm unter [https://de.wikipedia.org/wiki/Treffen\\_in\\_Tunix](https://de.wikipedia.org/wiki/Treffen_in_Tunix) (letzter Zugriff 04.05.2018).

<sup>21</sup> Vgl. März 2012, S. 61 und 243.

<sup>22</sup> Fichter/Lönnendonker 1979, S. 106.

<sup>23</sup> Autorenkollektiv Quinn the Eskimo 1978, S. 128.

<sup>24</sup> Vgl. Paulmann 2008, S. 210.

<sup>25</sup> Vgl. Schmid 1978, S. 194.

<sup>26</sup> Vgl. März 2012, S. 227.

<sup>27</sup> Vgl. Geronimo 1990, S. 92.

<sup>28</sup> Vgl. Koenen 2001a, S. 357.

### 3 „Prima Klima“ – das erste Veteranentreffen 1986

Ein erstes<sup>29</sup> bundesweites Treffen der „Veteranen“ fand vom 21. bis zum 23. November 1986 in der „relativ gut gefüllten“<sup>30</sup> Frankfurter Festhalle statt, jenem Ort, an dem sich 1970 der SDS aufgelöst hatte.<sup>31</sup> Der Kongress „Prima Klima“ hatte den Anspruch, die „erste gnadenlose Generaldebatte zur endgültigen Klärung aller unzeitgemäßen Fragen“<sup>32</sup> zu sein. Untertitelt mit dem Motto „Wider den Zeitgeist“, sollte dieser, so Helmut Schauer bei der Begrüßung, ausgehend von dem Stand der früheren theoretischen Diskussion, deren Aktualität reflektieren und eine Transformation auf die Gegenwart vornehmen.<sup>33</sup>

Der Kongress kreiste implizit und dominant um die Frage der Bedeutung der GRÜNEN für das Erbe von 1968, daneben wurden explizit die Themen „bewaffneter Kampf“, „subkulturelle Lebensstile“, vereinzelt auch die „Frauenfrage“<sup>34</sup> diskutiert oder angerissen. Strukturell waren zwei unterschiedliche Zugänge anzutreffen: einerseits jener, der 1968 vor allem autobiographisch gefärbt beleuchtete, und andererseits jener, der abstrakter nach dem Stellenwert von Theoriebildung seit 1968 bis in die Gegenwart hinein fragte.<sup>35</sup>

Die Aufarbeitung der Vergangenheit bzw. die theoretischen Analysen dazu befanden sich nicht explizit auf der Tagesordnung, schwangen jedoch mit. Nicht zuletzt, da Mitte der 1980er Jahre die Bedeutung des industriellen Massenmordes für das Selbstverständnis der Bundesrepublik auf der gesellschaftlichen wie intellektuellen Agenda stand, erinnert sei hier an Weizsäckers Rede zum 8. Mai 1945, an die Bitburg-Kontroverse und den Historiker-

<sup>29</sup> Bereits am 25.-27. Juni hatte es ein Symposium zum „SDS in der Nachkriegsgeschichte“ an der FU in Berlin gegeben, dort wurde jedoch vor allem der historische Nationalsozialismus thematisiert. Vgl. den Dokumentationsband Lönnendonker 1998.

<sup>30</sup> Hartung 2008a, S. 95. Eine genaue Anzahl der TeilnehmerInnen ist nicht bekannt.

<sup>31</sup> Vgl. Hofmann 1986.

<sup>32</sup> Auf Basis eines Tonbandmitschnitts wurde das Protokoll der gleichnamigen Veranstaltung 1987 veröffentlicht (hgg. von Helmut Schauer).

<sup>33</sup> Vgl. den Redebeitrag (RB) von Schauer, ebd. S. 9: „Dennoch sollten wir uns in den Diskussionen der nächsten Tage auch des Umstands eingedenk sein, daß wir unsere theoretischen Traditionen auch bewahren müssen, wenn wir sie erneuern wollen.“

<sup>34</sup> Dass auch bei der sog. Frauenfrage sowohl alte Diskurse aus der Spätphase der 68er Bewegung, wie auch eine Reaktivierung derselben unter dem Begriff des Faschismus 18 Jahre später aufzufinden war, dafür mag hier ein Zitat von Antje Vollmer angeführt werden. Vollmer verweist auf das „Führerprinzip“ auch im SDS und fährt fort: „Damit wart ihr natürlich in den bequemen ausgetretenen Pantoffeln eurer Väter, Eurer realen Nazi-Mitläufer-Täter-Väter und auch eurer geistigen Frankfurter-Schule-Väter der intellektuellen Linken. Daß erst die Klassenfrage und dann allerlei und dann erst viel später die Geschlechterfrage kommt, das hatten Marxens und Engels längst klargestellt.“ RB Vollmer, S. 20.

<sup>35</sup> Vgl. den RB von Preuß, S. 126.

streit im Jahre 1986/87. Gerade letzterer war auch ein Kampf um die kulturelle Deutungsmacht zwischen Liberalen und Konservativen, die sich dabei zuweilen auch der Vokabel ‚1968‘ bedienten.<sup>36</sup>

Dennoch setzten sich lediglich zwei (möglicherweise vier<sup>37</sup>) der insgesamt 98 Redebeiträge explizit mit dem Nationalsozialismus (auch hier ganz im Duktus der 1968er „Faschismus“ genannt) auseinander, überwiegend jedoch war das Thema als Hintergrundfolie in anderen Kontexten aufzufinden.

Hierzu gehörte vor allem das Selbstvergewissern über die Motive des Engagements in den 1960er Jahren, dies reichte vom „existentiellen Ekel gegen die Vorgängergeneration“<sup>38</sup> über die Befreiung von der „historische[n] Narbe des Faschismus als Peinlichkeit (sic!)“<sup>39</sup> bis hin zum Bekenntnis, 1968 sei auch als Kampf gegen die „gesellschaftlichen Bedingungen, die Auschwitz ermöglichten“<sup>40</sup> zu sehen. Klaus Hartung stellte heraus, bei allen verschiedenen „Wendungen“ innerhalb der Bewegung sei die „Auseinandersetzung mit dem Faschismus“<sup>41</sup> das einigende Band gewesen. Als Schlusswort kann der Pathos Daniel Cohn-Bendits gewertet werden, die 68er-Bewegung habe die Auseinandersetzung mit Auschwitz „der deutschen Gesellschaft hineingeprügelt, und das war gut, und dafür sollte man sie loben bei allen Fehlern, die sie sonst gemacht hat“.<sup>42</sup>

Bei der Suche nach den Fehlern war das zuvor beschriebene einigende Band schnell durchschnitten. Schon als Tilman Fichter darauf hinwies, der „Ekel über das Beschweigen“ sei kein Spezifikum der 68er-Generation, vor allem jedoch reiche der Ekel „auf Dauer nicht aus“:

„Weil bei vielen von uns der Ekel eben dominiert hat, erklärt der Ekel wahrscheinlich auch, dass wir am Schluss ziemlich blind auf die realen Widersprüche in dieser Gesellschaft reagiert haben und erklärt wahrscheinlich auch, warum ein Teil von uns dann in die RAF abgerutscht ist.“ Denn, wenn man „das Wort Ekel so verwendet [...] und damit den Kampf legitimiert und ungebrochen ‘ne Tradition von Kampf von damals bis jetzt festschreibt [...], dann würd’ ich sagen, sollten wir den Kampfbegriff, den wir damals gemeinsam hatten [...] auf einer unserer nächsten Diskussionsstunden wirklich mal hinterfragen“ (Beifall).<sup>43</sup>

---

<sup>36</sup> Vgl. Sturm 2013, S. 111f.

<sup>37</sup> Personell waren es vier RednerInnen: Daniel Cohn-Bendit, Tilman Fichter, Ines Lehmann und Micha Brumlik (von insgesamt 66 DiskutantInnen).

<sup>38</sup> RB Rabehl, S. 29.

<sup>39</sup> RB Cohn-Bendit, S. 34.

<sup>40</sup> RB Claussen, S. 177.

<sup>41</sup> RB Hartung, S. 118.

<sup>42</sup> RB Cohn-Bendit, S. 34.

<sup>43</sup> RB Fichter, S. 199.

Damit war, so Klaus Hartung, das „klammheimliche, aber nicht gewollte Thema des Kongresses“<sup>44</sup> angesprochen, das Verhältnis von '68 zur RAF, fokussiert als „einzelkämpferisches Abrechnen mit der Nazigeneration“.<sup>45</sup> Eine (auch emotionale) Zuspitzung erhielt diese Wendung über den Einwurf Dieter Sterzels, die RAF sei eine Fortsetzung der „Politik der Väter“ gewesen, dies sei „die Genickschusspraktik der Nazis.“<sup>46</sup> Die Emotionen schlugen hoch: Ines Lehmann, die die RAF als „Teil der Linken“ bezeichnete, wies darauf hin, es seien (auch von der RAF) Fehler gemacht worden, man dürfe jedoch nicht vergessen, dass diese Fehler „unter dem Aspekt der Bewältigung (sic!) einer Geschichte [...]“ und ihrer „kathartischen Dimension, sich freizumachen, einem Volk anzugehören, was in diesem Jahrhundert diese Verbrechen begangen hat“, gemacht worden seien. Der Redebeitrag gipfelt dann in der Beschwerde, die „Ungeheuerlichkeit“ bestehe vor allem darin, dass bei der Gleichsetzung von RAF und Genickschussmethode „jemand geklatscht“ habe.<sup>47</sup>

Tilman Fichter fordert Sterzel auf, die Formulierung zurückzunehmen (was er später auch tat), auf die Entgegnung Sterzels, er fungiere damit als Zensor, antwortet Fichter: „Nein Dieter, ich bin nicht der Zensor, sondern die deutsche Geschichte ist der Zensor deiner Worte.“<sup>48</sup> Fichter führt weiter aus, wer „Auschwitz mit der RAF“ gleichsetze, bezweifle die Singularität des Holocaust.<sup>49</sup> Dem wiederum wird von einem namentlich nicht genannten Redner entgegengehalten, ob nicht die „Deutlichmachung der Einmaligkeit der nationalsozialistischen Verbrechen“ und das „allergische“ Festhalten an dieser Singularität widerspiegele, dass „wir große Angst haben zu reflektieren, was passiert wäre, wenn wir die Gelegenheit gehabt hätten, unsere Machtansprüche und Machtphantasien in der Realität umzusetzen“;<sup>50</sup> dies impliziere – so ein anderer Redner – auch den „Abbau von Tötungshemmung“, so wie ihn die „Nazis massenhaft organisiert haben.“<sup>51</sup>

Im Vergleich zu dieser emotionalen Eruption erhielten die nachfolgenden nachdenklicheren Reaktionen ein deutlich geringeres Echo.

---

<sup>44</sup> RB Hartung, S. 21: „Trotz wiederholter Aufforderungen in den Vorbereitungstagen konntet ihr wohl aus eurer Mördergrube kein Herz machen und dieses Thema mit ins Programm aufnehmen.“ Hartung selbst hat an den Vorbereitungstreffen teilgenommen. Vgl. Hartung 2008b.

<sup>45</sup> RB Hartung, S. 21.

<sup>46</sup> RB Sterzel, S. 125.

<sup>47</sup> RB Lehmann, S. 138.

<sup>48</sup> RB Fichter und Einwurf Sterzel, S. 145.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> „Anderer Redner“, S. 146.

<sup>51</sup> „Unterbrechung“, S. 144.

Hierzu gehört beispielsweise die Frage, warum man sich damals eines vordergründigen und falschen Faschismusbegriffs bedient hätte und darauf insiziert habe, „dass ein neuer Faschismus drohe.“<sup>52</sup> Dies fragt vor allem Christian Semler, der auf die Tradition der Sozialfaschismusthese hinweist, die vor allem in den K-Gruppen diskutiert worden sei und die heute „teilweise mit Gelächter, teilweise mit nachträglichem Entsetzen“ kommentiert werde.<sup>53</sup> Hier ist man sich sehr viel schneller wieder einig, man sei mit den Theoriekonzepten der Arbeiterbewegung wie mit einem „Steinbruch“ umgegangen, aus dem man „sich Zitate herausholt, die man gerade braucht“.<sup>54</sup> Eine überraschende Einigkeit zwischen einem ehemaligen prominenten Vertreter der K-Gruppen und einem SPD-Mitglied, die sich noch weiter zuspitzt, als der Grüne Cohn-Bendit hinzufügt (und Semler explizit bestätigt), die „bleierne Adenauerzeit“ sei „kein Faschismus“ gewesen, „es war nicht die Aufkündigung der Demokratie“ und man habe „politisch verloren“, wenn man eine „autoritäre Demokratie [...] historisch falsch mit dem Faschismus vergleicht.“<sup>55</sup> Solche Einigkeit über die Partei- (und Lektüre)grenzen hinweg ist wohl nur dadurch zu erklären, dass zumindest an einzelnen Stellen auf die damalige Dominanz konservativer Geschichtsbilder rekurriert wird.<sup>56</sup> Rückblickend resümiert Fichter für die Bewegung der 1960er, man sei „aus der Geschichte rausgetreten“ und habe sie entsprechend aus „den Überlegungen ausgeklammert“. Auf diese Weise habe man sich aus der deutschen Geschichte „befreit“, dies jedoch sei ein Fehler gewesen, der die Bewegung „spätestens Anfang der 70er Jahre eingeholt“ hätte. Erklärbar sei dies nur darüber, dass damals der „Alptraum der deutschen Geschichte“ der „Linken das Atmen verunmöglicht“ habe.<sup>57</sup>

Hier schimmert eine Dimension hervor, die – wenn auch zumeist nur am Rande – als ein generelles Erklärungsmoment für die Nicht- oder nur partielle Thematisierung des NS-Themas gedeutet werden kann: Die Überforderung einer Generation, sich individuell wie kollektiv der Aufarbeitung des Natio-

---

<sup>52</sup> RB Semler, S. 32.

<sup>53</sup> Ebd.

<sup>54</sup> RB Fichter, S. 145.

<sup>55</sup> RB Cohn-Bendit, S. 36. Für diesen Beitrag wurde Cohn-Bendit von Günther Hofmann in seiner sonst eher skeptischen Nachbetrachtung explizit gewürdigt, er verwies auf den „verstehende[n] und selbstkritische[n] Rückblick“, der auch beinhaltete, man habe „die herrschenden Verhältnisse zu leichtfertig mit ‚Faschismus‘ verwechselt und auf Militanz gesetzt“. Insofern ermögliche Cohn-Bendit, „daß ein Gespräch beginnt, bei dem sich auch Linke nicht aus der historischen Verantwortung für solche Entwicklungen davonstehlen“ können. Hofmann 1986.

<sup>56</sup> Fichter selbst weist darauf hin, dass die „Rechtswende“ gesehen werden müsse. Er halte „diese Historikerdebatte mindestens für so wichtig, wie der Versuch unserer Generation, wieder ‘ne theoretische und politische Sprache zu finden.“ RB Fichter, S. 146.

<sup>57</sup> Ebd., S. 145.

nalsozialismus zu stellen. Noch einmal pointiert greift dies Ines Lehmann auf: „Wir sollten es ernst nehmen, daß so ein Tausendjähriges Reich [...] uns so beschäftigt, daß wir sehr an uns arbeiten müssen.“ Man habe „mit den Tätern gelebt, wir haben vielleicht mal gegen die Eltern rebelliert, aber [...] wir haben nichts an uns heran gelassen und das macht sich dann politisch einfach so manifest für mich, je länger 45 entfernt ist“. Gesellschaftlich sei „durch Zugemauertsein etwas fortgesetzt worden, von dem wir uns bis jetzt haben nicht freimachen können.“ Entsprechend „beschädigt“ sei man bis heute „als Menschen, die in diesem Territorium groß geworden sind.“<sup>58</sup>

Hier verbinden sich Vergangenheit und Gegenwart wie auch bei der von Klaus Hartung aufgeworfenen Frage, warum man sich damals wie heute nicht für die Opfer des Nationalsozialismus eingesetzt habe und sei es nur, um ihnen einen „würdevollen Lebensabend“ zu ermöglichen. Hier, so fährt er fort, läge „in der Tat ‘ne Generationsverantwortung [vor] und hier ist Nicht-Mitmachen ein Verrat an allem“.<sup>59</sup>

Zuletzt (im tatsächlich letzten Redebeitrag des Kongresses) ist es dann Micha Brumlik, der seiner Generation die Leviten liest: Grundsätzlich habe der Kongress in einer Zeit, in der „es um den Kampf um die Vergangenheit und das Wiederaufstehen der Gespenster der deutschen Vergangenheit“ gehe, dieses „zentrale Thema“ ausgespart. Daher mahnt Brumlik, sich an den gegenwärtigen Debatten um die deutsche Vergangenheit intellektuell wie politisch zu beteiligen, und fragt, warum (außer ihm selbst)<sup>60</sup> niemand „links von Habermas“ einen „bemerkenswerten Beitrag zum Historikerstreit“ geleistet habe. Er fährt fort:

„Wo sind die Linken, wo seid ihr geblieben in Bitburg und in Bergen-Belsen, als Kohl und Reagan, das [...] historisch folgenreiche Projekt einer Versöhnung der deutschen Vergangenheit mit der bundesrepublikanischen Gegenwart in einer obszönen Art und Weise inszenierten? Soweit ich es beobachten konnte, herrschte dort vor allem Abwesenheit und auch das scheint mir ein Indiz zu sein für das Nichtvorhandensein einer Linken.“<sup>61</sup>

Einzig im Kontext der „etwas verunglückten Diskussion um die Genickschussdebatte“ sei das „Aussparen von Vergangenheit und Nationalsozialismus“<sup>62</sup> durchbrochen worden, eine Einschätzung, der zumindest im Hinblick auf systematische Fragestellungen zuzustimmen ist: Man vergewisserte sich, man stritt über die RAF, erklärte sich Fehler und gestand sich eine damalige

<sup>58</sup> RB Lehmann, S. 137.

<sup>59</sup> RB Hartung, S. 118.

<sup>60</sup> Brumlik ist daneben der einzige Pädagoge, der sich am Historikerstreit beteiligte. Siehe Brumlik 1986.

<sup>61</sup> RB Brumlik, S. 213f.

<sup>62</sup> Ebd.

Überforderung ein. Dies aber immer bezogen auf die eigene Generation. Der schwelenden Diskussion um die Deutungshoheit des „Öffentlichen Gebrauchs der Historie“ vornehmlich der Kriegsgeneration stellte man sich (bis auf wenige Ausnahmen) nicht. Die Nachfolgeneration wurde jenseits der lapidaren Bemerkung Christian Semlers, „Ich finde, die Verbindung der Generationen, nicht nur der Generation von 68 zu der heutigen, ist äußerst prekär.“<sup>63</sup>, gar nicht thematisiert.

Zum Abschluss des Kongresses wird durch Helmut Schauer angeregt, von nun an jährlich die begonnenen Debatten fortzuführen, gerade, weil ein „ganz bescheidener Ansatz [...] zur Aufarbeitung unserer Geschichte“ in die Wege geleitet worden sei.<sup>64</sup> Diese Initiative wird zunächst nicht aufgegriffen, es bedurfte vielmehr andersgelagerter Impulse, um sich des Themas SDS und dessen Rolle bei der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit wieder anzunähern.

#### **4 Exkurs: Die Aufarbeitung der Vergangenheit und 1968 – ein Blick auf die sogenannten Renegaten**

Man kann sicherlich den Begriff des Renegatentums kritisch bewerten, spiegelt er doch die Vorstellung eines geschlossenen Programms von 1968 wider, von dem aus sich Einzelne radikal abwandten oder von dem sie „konvertierten“.<sup>65</sup> Auch wenn sich nirgendwo eine wissenschaftlichen Kriterien genügende Definition des Renegaten findet: Man scheint zu wissen und sich darauf verständigt zu haben, wer zu ihnen zu zählen ist – und zwar auch in numerischer Hinsicht. So spricht Mosler 1977 davon, „es sind nur wenige, bei denen der Bruch mit ihrer aufsässigen rebellischen Vergangenheit überwiegt“, vielmehr seien „solche Menschen [...] Ausnahme, nicht die Regel.“<sup>66</sup> Gut zwanzig Jahre später beziffert Kraushaar den Anteil derer, „die sich heute dem Verdacht aussetzen, es von Rechts zu versuchen“, als „nicht besonders groß“, „ihre Zahl“ nehme „aber erkennbar zu“.<sup>67</sup> Und Kisoudis behauptet schließlich 2008, dass es mittlerweile „mehr Renegaten als bekennende 68er“ gebe.<sup>68</sup>

---

<sup>63</sup> RB Semler, S. 31.

<sup>64</sup> Abschlussmoderation Schauer, S. 216.

<sup>65</sup> So die Bezeichnung bei Seitenbecher 2013, S. 1. Der Terminus, der ja auch von den ‚68ern‘ verwendet wurde, verstärkt nochmals – da dem kirchlichen Bereich entnommen – die Wahrnehmung eines bewussten Austritts bei gleichzeitigem Übertritt in eine andere ‚Glaubengemeinschaft‘.

<sup>66</sup> Mosler 1977, S. 8.

<sup>67</sup> Kraushaar 2000, S. 188.

<sup>68</sup> Kisoudis 2008.

Definiert werden muss der Begriff auch scheinbar deshalb nicht, weil die Betroffenen sich gerne selbst so bezeichnen<sup>69</sup> und die Gegenseite sich hinsichtlich der Bezeichnung einig ist. Für die erste Generation der Renegaten spielte die Vergangenheitspolitik als Trennungskriterium gegenüber den 68ern nur eine untergeordnete Rolle, wie der Sammlung von Texten der „Renegaten der Linken, APO-Abweichler und allerlei Querdenker“ (Buchtitel) zu entnehmen ist.<sup>70</sup> Kennzeichen dieser Generation ist vielmehr die (auch politisch organisierte) Wendung nach Rechts(außen), vereinzelt auch mit dort vorfindlichen revisionistischen Formulierungen (bis hin zu antisemitischen Äußerungen).<sup>71</sup>

Dies ändert sich mit der zweiten Generation, die von der ersten meist im Zusammenhang mit der Rot-Grünen Bundesregierung, die auch als ein politischer Sieg der 68er Generation gefeiert wurde, chronologisch geschieden ist.<sup>72</sup> Spätestens ab 2007/2008 beginnt nicht nur der „Rückzug ins Private“, sondern, so von Lucke, der Kampf um die Hegemonie der Deutung(en) von 1968, in denen die Zeitgenossen nicht mehr quasi automatisch die Deutungshoheit für sich behaupten konnten.<sup>73</sup> So ist es vielleicht kein Zufall, dass zu Beginn des 21. Jahrhunderts zwei Bücher erschienen, die unter explizitem Einbezug der Aufarbeitung der Vergangenheit durch die 68er das Terrain neu sortierten: Wolfgang Koenens „Das rote Jahrzehnt“ im April 2001 und Götz Aly's „Unser Kampf“ im Februar 2008, die im Feuilleton auch unter den 68ern breit diskutiert wurden.

Beide Bücher thematisieren den Charakter der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit durch die 68er. Bei Koenens allerdings konzentriert sich solches auf ein Kapitel (Kapitel 4: „Felix culpa“ – hier findet sich auch die Hauptthese Koenens, nach 1967 sei der Nationalsozialismus kein Thema mehr gewesen und die Auseinandersetzung mit ihm seitdem – psychopathologisch erklärt – „externalisiert“ worden),<sup>74</sup> während Aly's Buch, vom Titel beginnend in immer neuen Varianten die Hauptthese belegt, 1968 sei ein „Spätausläufer des

---

<sup>69</sup> So bspw. Buselmann 2014.

<sup>70</sup> Wolfschlag 1998.

<sup>71</sup> Zu den unterschiedlichen vergangenheitspolitischen Positionen vgl. Seitenbecher 2013, S. 385ff. Seitenbecher untersucht vor allem das Wirken von Tilman Fichter, Horst Mahler, Günter Maschke, Reinhold Oberlercher und Bernd Rabehl.

<sup>72</sup> Hinsichtlich des Paradigmenwechsels zum „Biedermeier“ vgl. von Lucke 2008, S. 40-43.

<sup>73</sup> Vgl. ebd., S. 43. Häufig wird auch Wolfgang Kraushaars „Die Bombe im jüdischen Gemeindehaus“ aus dem Jahre 2005 zu dem Kanon der neuen Renegatenliteratur gezählt. Der Verfasser nimmt von dieser Einschätzung jedoch Abstand, da Kraushaar zwar manche diskutable Verallgemeinerung formuliert, ansonsten jedoch, im Gegensatz zu Koenens und Aly, eine Analyse vornimmt, die manchem 68er nicht gefallen mag, aber auf einer „präzisen historischen Forschung“, so Rudolf Walter, beruht. Walter 2005.

<sup>74</sup> Koenens 2001a, S. 118f.



Totalitarismus“<sup>75</sup> gewesen und – nicht nur darüber – die 68er-Bewegung jener der 1933er viel wesensverwandter, als die Zeitgenossen dies wahrhaben wollten: Die deutschen 68er „ähnelten“ ihren Eltern in „elender Weise“.<sup>76</sup>

Diese Thesen werden nun im Folgenden nicht an sich diskutiert – neu sind sie nicht, wie auch viele Rezensenten bemerken –, sondern es soll im Hinblick auf die kommunikative Bearbeitung untersucht werden, ob und inwieweit die Bücher für einen auch generationsspezifischen Diskurs genutzt wurden. In dieser Hinsicht ist zunächst zu bemerken, dass Koenen sich von Aly distanziert, dieser verwende als Diagnoseinstrument statt „des Reflexhämmerchens einen Holzhammer“,<sup>77</sup> während Aly umgekehrt Koenens (und die Arbeiten von Kraushaar) als „ausgezeichnete Werke“ titulierte.<sup>78</sup>

Interessant ist, dass beide Werke als generationsübergreifende Projekte geplant waren, Koenen schreibt im Vorwort, dass es sich um eine „Selbstaufklärung“ handle, die „wir [...] uns und anderen (genannt werden Kinder, Eltern, Geschwister) noch schuldig“ gewesen seien.<sup>79</sup> Aly differenziert hier, der Titel des Buches (und sicher nicht nur der) solle die „Ex-Genossen“ provozieren, geschrieben worden sei das Buch aber eigentlich für die „inzwischen erwachsen gewordenen Kinder und alle anderen, die sich nicht mehr vorstellen könnten, warum man bestimmte Verrücktheiten gemacht hat“.<sup>80</sup>

Vielleicht auch aufgrund der jeweils erstgenannten Intention reagieren einzelne Autoren der 68er oder aus dem Kontext um '68 (Wolfgang Kraushaar, Arno Klönne, Harry Waibl, Karl Schlögel, Klaus Naumann, Wolfgang Eßbach, Thomas Rothschild, Rudolf Walther zu Götz Aly und Christian Semler und Klaus Dietrich Wolff zu Gerd Koenen). Die Mehrheit der RezensentInnen sind jedoch nicht mehr als (unmittelbare) ZeitgenossInnen einzustufen: Soweit die Geburtsjahrgänge zu ermitteln waren, finden sich unter ihnen 19 Nachgeborene aus den frühen 1950ern bis die späten 1970er Jahre. Dies mag auch daran liegen, dass – so der „Zaungast“ und „Zwischengenerationist“ Reinhard Mohr – selbst die „Generation Golf“, die des Themas ‚68‘ eigentlich überdrüssig war, angestoßen durch die mediale Inszenierung des Straßenkämpfers Fischer wieder ein Interesse an jenen Jahren fand (eine „List der Geschichte“).<sup>81</sup>

Rezensionen zu Aly sind weit häufiger aufzufinden als jene zum Buch von Koenen. Es überwiegen Männer. Unter den rund 30 gesichteten RezensentInnen finden sich gerade einmal drei Frauen, unter den Zeitgenossen keine.

---

<sup>75</sup> Aly 2008, S. 8.

<sup>76</sup> Ebd., S. 7.

<sup>77</sup> Koenen 2008, S. 22.

<sup>78</sup> Aly 2008, S. 20.

<sup>79</sup> Koenen 2001a, S. 9.

<sup>80</sup> Aly 2010.

<sup>81</sup> Mohr 2001.

Zu Renegaten oder Konvertiten werden Aly und Koenen in nahezu allen Rezensionen stilisiert. Dies überrascht vor allem bezogen auf die Jüngeren, handelt es sich doch in erster Linie um einen Zugang, den man bei den 68ern vermuten würde.

Sowohl Koenen wie Aly reagierten auf die Artikel: Koenen „antwortet“ Richard Herzinger (Jg. 1955) und Wolff, Aly verfasst rund 1,5 Jahre nach Erscheinen seines Buches einen Eindruck über seine Leserreisen.

Koenens Entgegnung auf Herzinger fragt nach den Motiven des Autors („Narzissmus der kleinen politischen Differenz“) und begnügt sich jenseits dessen damit, seine eigenen Positionen nochmals nachzuzeichnen.<sup>82</sup> Die Replik zu Karl Dietrich Wolff endet mit der – suggestiven – Frage, ob man im Zuge der „narzisstischen Selbsterfindung“ sich nicht aus der Rolle „des ewigen Adoleszenten“ herausbewegen müsse,<sup>83</sup> Zugänge also, die mit der Sache wenig, mit der angesprochenen Person jedoch einiges zu tun haben. Und dies in Rezensionen, die seitens der Beurteilten durchaus auch Positives formulieren: So gesteht Wolff ein, Koenen versuche „zu verstehen“ und habe hierfür sehr breit recherchiert, er generalisiere nur vorschnell.<sup>84</sup> Auch Semlers Kritik bescheinigt, Koenen verstehe es „ausgezeichnet, die Doppelnatur der 68er aufzuspüren“,<sup>85</sup> so dass auch hier, bei aller Kritik an der Darstellung einzelner Sachverhalte, durchaus Wertschätzendes zu finden ist. Naumann bescheinigt, Koenen sei das „Experiment“, die eigene Lebensgeschichte in die Darstellung einfließen zu lassen, „gelingen“<sup>86</sup> und Schlögel beschwört die „hermeneutische Gabe“ Koenens.<sup>87</sup> Kein Grund also für Koenen, in der oben beschriebenen Weise zu reagieren, es sei denn, eine Erörterung zwischen Zuspruch und – teilweiser – Ablehnung war nicht gewollt.

Bei Aly ist der Umgang mit seinen Altersgenossen schwieriger zu beschreiben, wohl auch, weil sein Buch medial deutlicher inszeniert wurde. Erstmals formuliert er seine Thesen im Dezember 2007 in einem bemerkenswerten Interview der TAZ mit ihm und Katharina Rutschky, das in der gegenseitigen Sprachlosigkeit endet, da Aly darauf besteht, er verkörpere die 68er und Rutschky vertrete diese nicht. Unter dieser Perspektive laufen dann auch alle Einwände Rutschkys in die Leere, so weit, dass sie Aly abschließend unterstellt, er frage nicht, sondern „insinuiere“.<sup>88</sup>

Daneben finden sich in den Rezensionen der Zeitgenossen methodologische Überlegungen (Rothschild, Walther, Kraushaar), der Hinweis auf den Plura-

---

<sup>82</sup> Koenen 2001b.

<sup>83</sup> Koenen 2001c.

<sup>84</sup> Wolff 2001.

<sup>85</sup> Semler 2001.

<sup>86</sup> Naumann 2001.

<sup>87</sup> Schlögel 2001, S. 59.

<sup>88</sup> Aly/Rutschky 2007, S. 7.

lismus von '68 (Eßbach, Waibl), die Forderung einer Einbettung in internationale Kontexte (Klönne), nicht immer aber auch mit der Schlussfolgerung, es gebe Perspektiven „die aus dem totalitären Horizont herausführten“ und diese hätten es verdient, „heute erinnert zu werden“.<sup>89</sup> Es gibt viele ablehnende Rezensionen, mit auch scharfen Formulierungen, einzig einmal jedoch endet die Auseinandersetzung im Affront: „Zum Teufel mit den Renegaten. Lumpen und Verräter haben keine Moral“.<sup>90</sup>

Die spannenderen Fragen stellt m.E. die jüngere Generation, wie jene, ob hier nicht der Nationalsozialismus relativiert und der Holocaust verharmlost werde, indem „das Spezifische von 1933 [...] derealisiert“ und so der Holocaust einer „totalitarismustheoretischen Banalisierung“ unterzogen werde.<sup>91</sup> Andere weisen darauf hin, bei dem Buch handle es sich um hegemoniale Deutungsmuster<sup>92</sup> und dies zeige, dass „die historische Auseinandersetzung über die beiden letzten Jahrzehnte [...] gerade erst begonnen habe“<sup>93</sup> wie auch die gegenteilige Meinung, die vergangenheitspolitischen Schlachten seien „längst geschlagen“ und gerade deshalb werde der Nazi-Vorwurf inszeniert, um „Aufmerksamkeitsgewinne zu erzielen“.<sup>94</sup>

Entgegen den Rezensionen der 68er Zeitgenossen finden sich unter den Nachgeborenen auch durchgängig positive Einschätzungen. So betont Luise Hirsch, Aly habe „harte Fragen an seine Generation gestellt“,<sup>95</sup> Jaques Schuster lobt, Aly liefere nicht mehr die „Landsererinnerungen“, die „im Gegensatz zum Urteil der jüngeren Generationen“ stehen,<sup>96</sup> und Fabian Kettner bescheinigt Aly sogar, er wolle die 68er „retten“ und eines Tages würden diese ihm dies auch „danken“.<sup>97</sup> Einschätzungen, die man nicht teilen muss, die aber durchaus diskursive Angebote darstellen.

Aly greift diese Angebote nicht auf, sondern stürzt sich in seinen „Erfahrungen einer Leserreise“ einzig auf die 68er. „Humorfrei und stahlgrau“ hätten diese reagiert, „in Grüppchen untergehakt“ seine Lesungen aufgesucht, um ihn zu beschimpfen, und „nostalgisch verbrämt“ auf dem emanzipatorischen Gehalt von '68 bestanden und daher auch das Buch des „Renegaten, Konvertit[en] und Geschäftemachers“ gar nicht erst gelesen.<sup>98</sup>

---

<sup>89</sup> Eßbach 2009.

<sup>90</sup> Waibl 2008.

<sup>91</sup> Heni 2008, S. 52. Clemens Heni geht sogar so weit, das Buch Alys in die Nähe eines „soft-core denial“ der Shoah zu stellen. Vgl. ebd., S. 48.

<sup>92</sup> Speckmann 2008.

<sup>93</sup> Behrends 2002.

<sup>94</sup> Reinecke 2008.

<sup>95</sup> Hirsch 2008.

<sup>96</sup> Schuster 2008.

<sup>97</sup> Kettner 2008, S. 35.

<sup>98</sup> Aly 2009.

Er wie auch Koenen kaprizieren sich auf die Dissonanzen, nehmen bewusst die Zwischentöne der eigenen wie erst recht der nachfolgenden Generation nicht wahr (das generationsübergreifende Projekt war wohl doch unilateral angelegt). Eine Antwort auf die für die „68er-Bewegung zentrale Frage, in welchem Verhältnis sich die Akteure zur NS-Vergangenheit verhielten“ war – vier Jahrzehnte nach ’68 – vielleicht auch „durch Alys Polemik und den dadurch ausgelösten Medienrummel vorerst einmal vertan“.<sup>99</sup>

## 5 „Die letzte Schlacht gewinnen wir“ – der Kongress zum 40. Jubiläum

Vom 2.-4. Mai 2008 organisierten DIE LINKE und der gerade erst neu gegründete parteinahe Studierendenverband SDS einen Kongress, auf dem 1600 vorwiegend junge TeilnehmerInnen sich mit RepräsentantInnen der 68er-Bewegung (u.a. Johannes Agnoli, Elmar Altvater, Günter Amendt, Bommi Baumann, Frank Deppe, Gerd Koenen, Klaus Meschkat, Wolf-Dieter Narr, Wolfgang Nitsch, Hans-Christian Ströbele, Peter Strotmann, Hilde Wackerhagen)<sup>100</sup> zum Resümee trafen. Teilweise wird dieser Kongress ex post auch als ein Teil des Deutungskampfes um ’68 gesehen.<sup>101</sup>

Die Tagung ist dokumentiert. Hierbei handelt es sich um nachträglich aufbereitete Redebeiträge, allerdings mit der Einschränkung, dass lediglich „linke“ AutorInnen in dem Sammelband zu Wort kommen.<sup>102</sup>

Diesem Tatbestand ist es wohl geschuldet, dass vom Podium "Gesiegt? Gescheitert? Was bleibt von 1968?" am Eröffnungsabend mit Frank Deppe und Gerd Koenen nur der Beitrag des Ersteren dokumentiert ist. Dieser betont, wie so viele Redner und Rednerinnen auf dem Kongress, dass und wie wichtig die 68er-Bewegung für „die starke Position des Antifaschismus in der politischen Kultur des Landes“ gewesen sei. Er verweist darauf, dass die „Rechte“ – dies mag ein Seitenhieb gegen seinen Mitdiskutanten gewesen sein – sich gerne bei den „Renegaten, also derjenigen ehemaligen Linksradi-kalen, die heute wahrscheinlich noch an den Fehleinschätzungen und an den

---

<sup>99</sup> Kraushaar 2009.

<sup>100</sup> Eine ReferentInnenliste ist zu finden unter <http://www.stattweb.de/baseportal/ArchivDetail&db=Archiv&Id=930> (letzter Zugriff am 04.05.2018).

<sup>101</sup> Vgl. Siegfried 2008, S. 135.

<sup>102</sup> Bundesvorstand 2008, S. 9. Die Beiträge sind in Altvater u.a. 2008 dokumentiert.

ultrarevolutionären Phrasen leiden“, bediene<sup>103</sup> und klagt eine Historisierung von 1968 ein.<sup>104</sup>

Die Replik Gerd Koenens ist nicht überliefert, wohl aber eine Randnotiz eines jugendlichen Bloggers, der rückblickend bemerkt:

„Vorweg, wenigstens eine Veranstaltung, bei der man sich nicht dauernd umarmte. Gerd Koenen gegen Frank Deppe. [...]. Koenen übernimmt die Rolle des Spielverderbers [...]. Der Autor [...] ist den meisten offensichtlich nicht bekannt, denn er bekommt immer wieder Szenenapplaus. Erst als Koenen den 'Hyper-Internationalismus' der Achtundsechziger angreift und sich zu der originellen Assoziation 3. Welt, 3. Weg, 3. Internationale, 3. Reich hinreißen lässt, wird es unruhig. Johannes [...] flüstert mir zu: Aly light. Nein, das ist Koenen nicht.“<sup>105</sup>

Immerhin: Die Debatte um Alys Buch scheint dem Kongressteilnehmer Johannes bekannt gewesen zu sein, Koenen hingegen den meisten jungen TeilnehmerInnen nicht.

Koenen und Aly finden während des Kongresses noch vier- bis fünfmal<sup>106</sup> kurz Erwähnung, einmal im Redebeitrag Ulla Jelpkes zum Kampf gegen die NPD, der über eine „Aufarbeitung der Vergangenheit“ weit hinaus gegangen sei (sie spricht vom „Historiker‘ Aly“ und von dem „durch die Talkshows tingelnde[n] Wolfgang Kraushaar“, die beide „kaum ein gutes Haar an der 68er-Protestbewegung“ ließen)<sup>107</sup>; einmal in den Ausführungen von Katharina Volk, die darauf hinweist, die Analyse der 68er-Bewegung könne nicht nur als „Generationsproblem“ begriffen werden, so wie Aly es darstelle,<sup>108</sup> und einmal in einem Bericht von Eberhardt Schultz aus dem Workshop Kinderläden.<sup>109</sup>

Am ausführlichsten setzt sich Klaus Meschkat mit den Büchern Alys und Koenens auseinander – in der Tradition der Vorgängerkongresse bezeichnen-derweise mit dem Titel „Kontinuität oder Bruch. Außerparlamentarische Opposition und Gewalt“. Alys Buch thematisiert Meschkat nur am Rande, dies „spektakuläre Machwerk“ sei mit „berechtigter Empörung von vielen

---

<sup>103</sup> RB Deppe, S. 22f.

<sup>104</sup> Vgl. ebd., S. 23: „Die aktuelle Erinnerungspolitik zeichnet sich durch die Tendenz aus, [...] die [...] Ereignisse von 1968 [...] aus dem historischen Kontext zu lösen“. Man müsse „sie [jedoch] im Kontext einer für das ganze Jahrzehnt zwischen 1965 und 1975 charakteristischen Umbruchsituation“ analysieren.

<sup>105</sup> Zit. n. Rosenheim 2008.

<sup>106</sup> Einmal ohne Nennung der Namen, aber sicherlich unter Anspielung auf die Personen: „Geradezu peinlich sind die Fremd- und Selbstbeschimpfungen mancher Beteiligten, die das Engagement von ‚damals‘ für die ‚Zerrüttungen‘ alles Möglichen verantwortlich machen oder gar mit dem Verbrechen derer gleichsetzen, gegen die es sich richtete.“ RB Notz, S. 15.

<sup>107</sup> RB Jelpken, S. 99.

<sup>108</sup> RB Volk, S. 31.

<sup>109</sup> Vgl. RB Schultz, S. 128.

Seiten ausgiebig kritisiert worden“, stelle aber „nur die Spitze eines Eisbergs“ dar.<sup>110</sup> Möglicherweise wegen der Anwesenheit des Autors wendet sich Meschkat dann dem Buch Koenens zu. Dies sei „auf den ersten Blick weniger infam“ als jenes von Aly. Als „Geschichtsverzerrung“ bezeichnet er den primären Blick Koenens auf die Zeit nach dem Attentat auf Dutschke und unterstellt Koenen wie Aly, diese unternähmen – als spät Hinzugekommene – den Versuch, 1968 als „schlimme Zeit der Wirren“ darzustellen, „auf die dann zwangsläufig als eine Art Erlösung die Wiederentdeckung disziplinierter Organisationsformen [...] folgen musste.“ Insofern stelle das gegenwärtige vorbehaltlose Bekenntnis der Autoren zu repräsentativer Demokratie einen „Lernprozess“ dar, der im Ergebnis den „vollkommenen Bruch mit allen klassenkämpferischen oder auch basisdemokratischen Verirrungen bedeutet.“<sup>111</sup> Meschkat geht es eher um die Organisationsfragen nach der Auflösung des SDS und die Deutungen zu '68 als um die „vergangenheitspolitischen“ Pointen bei Koenen oder Aly. Sein Redebeitrag ist ein gutes Beispiel dafür, dass die – nennen wir sie einmal gutdünkend – vergangenheitspolitischen Angebote Koenens und Alys zumindest von den damaligen Zeitgenossen als Angriff auf die Deutungen von '68 in der Gegenwart wahrgenommen wurden und weit weniger als ein Diskursangebot über die vergangenheitspolitischen Motive und Formen während der Zeit der 68er-Bewegung interpretiert wurden.

Auffällig auf dem Kongress ist, dass erstmals auch VertreterInnen der jüngeren Generation auf die Verdienste der 68er im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit hinweisen.<sup>112</sup> Zu einem wirklichen Dialog der Generationen ist es auch hier nicht gekommen (oder dieser ist nicht dokumentiert), wie sehr aber die Bücher von Aly und Koenen über dem Kongress schwebten, lässt sich aus einer Nachbetrachtung und Rezension des Tagungsbands entnehmen, die damit endet: „Leider wird diesem Sammelband wohl nicht das gleiche Interesse zu Teil werden wie beispielsweise dem Machwerk von Götz Aly, doch motiviert dieses Buch, den Kampf dafür aufzunehmen, dass sich 2018 andere Leute erinnern dürfen.“<sup>113</sup>

## 6 Fazit und Ausblick

Zu einer generationsübergreifenden Diskussion zum Stellenwert und zur Art der Auseinandersetzung der 68er mit der NS-Zeit ist es im untersuchten Zeit-

---

<sup>110</sup> RB Meschkat, S. 194.

<sup>111</sup> Ebd., S. 195.

<sup>112</sup> Hier insbesondere Jelpke (Jahrgang 1951).

<sup>113</sup> Jablonowski 2009.

raum nachweislich nicht gekommen, obwohl Orte und Gelegenheiten vorhanden waren.

Zum zehn- und zwanzigjährigen Jubiläum von '68 mag die Erfahrung des Deutschen Herbstes und die Verarbeitung desselben durch die 68er noch so prägend gewesen sein, dass darüber hinaus der intergenerationelle Dialog nur schwer möglich war. Daneben trat bereits 1978 eine neue Generation auf die politische Bühne, mit neuen Themen und Fragestellungen, über die die hier erörterte Frage scheinbar für die meisten in den Hintergrund trat.

Spätestens jedoch 2008 war die Thematik – durch die Inszenierung der sog. Renegaten – wieder auf der Agenda. Es scheint, so ist den Entgegnungen der Protagonisten zu entnehmen, nicht gewollt gewesen zu sein, auch die Nachfolgegeneration in die Diskussion mit einzubeziehen, erst recht nicht, deren ‚Zurückstrahlen‘ in die eigenen biographischen Reflektionen mit aufzunehmen. Längst schon bewachte die Generation der 68er nicht mehr das Ereignis von 1968, sie versuchten es aber womöglich gerade deshalb im generations-spezifischen Container zu behalten.

Es bleibt spannend, auf das 50-jährige Jubiläum zu schauen. Vielleicht ergibt sich dann – wenn es überhaupt gefeiert wird<sup>114</sup> – die Möglichkeit des Diskurses, möglicherweise auch über einen Perspektivwechsel von intra- zu intergenerativen Zugängen der dann um die 80jährigen. Solches würde gegebenenfalls auch ermöglichen, aus der männlichen Dominanz des Rückblickes herauszutreten und den Blick zu schärfen für genderorientierte Fragestellungen.<sup>115</sup> Hierfür könnte das gegenwärtige Wiederaufgreifen der Debatte über das politische Scheitern bei gleichzeitigem kulturellen Erfolg der 68er<sup>116</sup> neue Impulse geben. Interessant wäre zu beobachten, in welcher Sphäre und in welchem Ausmaß dabei die Auseinandersetzung um die „Aufarbeitung der Vergangenheit“ verortet wird.

## Quellen und Literatur

- Agnoli, Johannes (1978): Jesuiten, Kommunisten und Indianer. In: Hoffmann-Axthelm, Dieter/Kallscheuer, Eberhardt u.a. (Hg.): Zwei Kulturen. Tunix, Mesca-lero und die Folgen. Berlin, S. 80-93.
- Altvater, Elmar/Hirsch, Nele u.a. (Hg.) (2008): „Die letzte Schlacht gewinnen wir“. 40 Jahre 1968 - Bilanz und Perspektiven. Hamburg.

---

<sup>114</sup> Lauer mann bezweifelt eine solche medienwirksame Inszenierung. Vgl. Lauer mann 2009, S. 111.

<sup>115</sup> Zur Männerlastigkeit der bisherigen Geschichtsschreibung vor allem der 68er zu 1968 vgl. Baader 2011, S. 73f.

<sup>116</sup> Vgl. dazu bspw. Behre 2013.

- Aly, Götz/Rutschky, Katharina (2007): „In welcher K-Gruppe waren Sie denn?“. In: Die Tageszeitung vom 29.12., S. 6-7.
- Ders. (2008): Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück. Frankfurt a.M.
- Ders. (2009): Gegen den Muff von 40 Jahren. In: Perlentaucher vom 23.03. <https://www.perlentaucher.de/essay/gegen-den-muff-von-40-jahren.html> (letzter Zugriff, 03.05.2018).
- Ders. (2010): Der große Kater. Interview in der Süddeutschen Zeitung vom 17.05. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/im-interview-goetz-aly-der-grosse-kater-1.269606> (letzter Zugriff, 30.8.2017).
- Autorenkollektiv Quinn the Eskimo (1978): „Zum Tango gehören immer zwei, wenn ich gehe, kommst Du mit“. In: Hoffmann-Axthelm, Dieter/Kallscheuer, Otto/Knödler-Bunte, Eberhard: Zwei Kulturen. TUNIX, Mescalero und die Folgen. Verlag Ästhetik und Kommunikation. Berlin, S. 125-148.
- Baader, Meike Sophia (2011): ‚68‘ als Kulturrevolution im Fokus erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Kleinau, Elke/Maurer, Susanne u.a. (Hg.): Ambivalente Erfahrungen – (Re-)Politisierung der Geschlechter. Opladen/Farmington Hills, S. 73-88.
- Behre, Silja (2013): Horizont-Ende? Kämpfe um die Erinnerung der 68er-Bewegung. Eine deutsch-französische Perspektive. In: Gilcher-Holthey, Ingrid (Hg.): „1968“ – Eine Wahrnehmungsrevolution? München, S. 95-110.
- Behrends, Jan C. (2002): Rezension zu G. Koenen: Das rote Jahrzehnt. In: H-Soz-Kult vom 27.02. <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-1156> (letzter Zugriff, 03.05.2018).
- Bovenschen, Silvia (1998): Die Generation der Achtundsechziger bewacht das Ereignis. In: Kraushaar, Wolfgang (Hg.): Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Band 3: Aufsätze und Kommentare. Hamburg, S. 232-238.
- Brumlik, Micha (1986): Neuer Staatsmythos Ostfront. Die neueste Entwicklung der Geschichtswissenschaft in der BRD. In: Die Tageszeitung vom 12.07., S. 14-15.
- Bude, Heinz (1995): Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948. Frankfurt a.M.
- Burisch, Wolfgang (1990): Die Legende der '68er. Oder: Die geschichtlichen Inhalte der Studentenbewegung. In: Ders.: Der Uneingelöste Bildungsanspruch. Notwendige Erinnerungen an die Zukunft von Hochschule und Studenten. Mössingen-Thalheim, S. 18-46.
- Buselmann, Michael (2014): Wir Renegaten. In: Streckenläufer 31, S. 46-47.
- Elias, Norbert (1998): Der bundesdeutsche Terrorismus – Ausdruck eines sozialen Generationenkonflikts. In: Ders.: Studien über die Deutschen, Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M., S. 300-389.
- Eßbach, Wolfgang (2009): Lauf Genosse – eine Antwort auf Götz Aly. In: Perlentaucher vom 11.04. <https://www.perlentaucher.de/essay/lauf-genosse-eine-antwort-auf-goetz-aly.html> (letzter Zugriff: 04.05.2018).
- Fichter, Tilmann/Lönnendonker, Siegward (1979): Kleine Geschichte des SDS. Berlin.
- Frei, Norbert (2008): 1968. Jugendrevolte und globaler Protest. Bonn.
- Geronimo (1990): Feuer und Flamme. Zur Geschichte und Gegenwart der Autonomen. Berlin.
- Hartung, Klaus (2008a): Selbstkritische Überlegungen und Überlegungen zur Selbstkritik nach 40 Jahren. In: Ästhetik und Kommunikation, H. 140/141, S. 95-112.
- Ders. (2008b): Das große Gefühl. In: Der Tagesspiegel vom 11.04. <https://www.tagesspiegel.de/kultur/1968-das-grosse-gefuehl/1208548.html> (letzter Zugriff, 30.08.2017).



- Heni, Clemens (2008): 1968 war nicht 1933 – Eine Antwort auf Götz Aly. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 4, S. 47-58.
- Hirsch, Luise (2008): Hitlers Kinder. Götz Aly stellt harte Fragen an seine Generation. Leider geht er nicht immer weit genug. In: Jungle World, H. 11 vom 13.03. <https://jungle.world/artikel/2008/11/21343.html> (letzter Zugriff, 30.8.2017).
- Hofmann, Gunter (1986): Wieder einmal Wettermacher sein. APO-Wiedersehen in Frankfurt – Die alte Linke denkt neu über sich nach. In: DIE ZEIT, H. 49 vom 28.11. <https://www.zeit.de/1986/49/einmal-wieder-wettermacher-sein> (letzter Zugriff, 30.08.2017).
- Jablonowski, Maximilian (2009): Was bleibt? In: marx21 vom 05.02. <https://www.marx21.de/rueckblick-kongress-40-jahre-1968/> (letzter Zugriff, 30.08.2017)
- Kettner, Fabian (2008): Der Kampf geht weiter. Götz Aly rettet die 68er und bleibt selber einer. In: Prodomo, H. 4, S. 31-36.
- Kisoudis, Dimitrios (2008): Die gewendeten 68er. In: DeutschlandfunkKultur (Radiobeitrag) vom 02.09. Manuskript unter [https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-gewendeten-68er.1005.de.html?dram:article\\_id=158611](https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-gewendeten-68er.1005.de.html?dram:article_id=158611) (letzter Zugriff, 30.8.2017)
- Koenen, Gerd (2001a): Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-1977. Frankfurt a.M.
- Ders. (2001b): Narzissmus der kleinen politischen Differenz. Antwort an Richard Herzinger. In: Die Zeit, H. 18 vom 26.04. [http://www.gerd-koenen.de/popup/rj\\_kommentare\\_1\\_p.htm](http://www.gerd-koenen.de/popup/rj_kommentare_1_p.htm) (letzter Zugriff, 30.08.2017).
- Ders. (2001c): KD, Kim and the beats. Antwort an KD Wolff. In: Frankfurter Rundschau vom 07.05. [http://www.gerd-koenen.de/popup/rj\\_kommentare\\_2\\_p.htm](http://www.gerd-koenen.de/popup/rj_kommentare_2_p.htm) (letzter Zugriff, 30.08.2017).
- Ders. (2008): Der transzendental Obdachlose – Hans Jürgen Krahel. In: Zeitschrift für Ideengeschichte, H. 3, S. 5-22.
- Kraushaar, Wolfgang (Hg.) (1978): Autonomie oder Getto? Kontroversen über die Alternativbewegung. Frankfurt a.M.
- Ders. (2000): Die erste globale Rebellion. In: Ders.: 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur. Hamburg, S.19-52.
- Ders. (2005): Die Bombe im Jüdischen Gemeindehaus. Hamburg.
- Ders. (2009): Hitlers Kinder – Eine Antwort auf Götz Aly. In: Perlentaucher vom 25.03. <https://www.perlentaucher.de/essay/hitlers-kinder-eine-antwort-auf-goetz-aly.html> (letzter Zugriff 04.05.2018).
- Lauermann, Manfred (2009): Vierzig Jahre 1968. Ein Literaturüberblick. In: Berliner Debatte Initial, H. 1, S. 111-149.
- Lehnhardt, Karl-Heinz/Volmer, Ludger (1979): Politik zwischen Kopf und Bauch. Die Relevanz der Persönlichkeitsbildung in den politischen Konzepten der Studentenbewegung in der BRD. Bochum.
- Lönnendonker, Siegfried (Hg.) (1998): Linksin intellektueller Aufbruch zwischen „Kulturrevolution“ und „kultureller Zerstörung“: Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) in der Nachkriegsgeschichte (1946-1969). Opladen.
- Lucke, Albrecht von (2008): 68 oder neues Biedermeier: Der Kampf um die Deutungsmacht. Berlin.
- Mannheim, Karl (1928/<sup>2</sup>1965): Das Problem der Generationen. In: Friedeburg, Ludwig von (Hg.): Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln. S. 23-48.
- März, Michael (2012): Linker Protest nach dem Deutschen Herbst. Eine Geschichte des linken Spektrums im Schatten des „Starken Staates“ 1977-1979. Bielefeld.

- Mausbach, Wilfried (2006): Wende um 360 Grad? Nationalsozialismus und Judenvernichtung in der 'zweiten Gründungsphase' der Bundesrepublik. In: Hodenberg, Christina von/Siegfried, Detlef (Hg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik. Göttingen, S. 15-47.
- Mohr, Reinhard (2001): Süßer Wahn des Augenblicks. In: Der Spiegel, H. 16 vom 14. 04. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-18975947.html> (letzter Zugriff, 22.12. 2017).
- Mosler, Peter (1977): Was wir wollten, was wir wurden. Zeugnisse der Studentenbewegung. Hamburg.
- Naumann, Klaus (2001): Ideologischer Irrgarten. In: Die Woche vom 18.05. [http://www.gerd-koenen.de/pdf/naumann\\_woche.pdf](http://www.gerd-koenen.de/pdf/naumann_woche.pdf) (letzter Zugriff, 30.08.2017).
- Paulmann, Volker (2008): Die Studentenbewegung und die NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik. In: Glienke, Stephan Alexander/Ders. u.a. (Hg.): Erfolgsgeschichte Bundesrepublik. Die Nachkriegsgesellschaft im langen Schatten des Nationalsozialismus. Göttingen, S. 185-216.
- Reinecke, Stefan (2008): Sein Kampf. In: Die Tageszeitung vom 18.02. <http://www.taz.de/!5186466> (letzter Zugriff, 30.8.2107).
- Rosenheim, Benjamin (2008): Über den Kongress „40 Jahre 68 – Die letzte Schlacht gewinnen wir“. In: Jungle World, H. 20 vom 15.05. <https://jungle.world/artikel/2008/20/arbeiter-klasse> (letzter Zugriff, 30.8.2017).
- Rusinek, Bernd A. (2000): Von der Entdeckung der NS-Vergangenheit zum generellen Faschismusverdacht – akademische Diskurse in der Bundesrepublik der 60er Jahre. In: Schildt, Axel/Siegfried, Detlef u.a. (Hg.) (2000): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Hamburg, S. 114-147.
- Schauer, Helmut (Hg.) (1987): Prima Klima. Wider den Zeitgeist. Erste gnadenlose Generaldebatte zur endgültigen Klärung aller unzeitgemäßen Fragen. Hamburg.
- Schlögel, Karl (2001): 1968 – eine künstliche Erregung. In: Literaturen, H. 6, S. 59-60. [http://www.gerd-koenen.de/pdf/karl\\_schloegel.pdf](http://www.gerd-koenen.de/pdf/karl_schloegel.pdf) (letzter Zugriff, 30.08. 2017).
- Schmid, Thomas (1979): Autonomie von der Entwicklung – doch in der Entwicklung. In: Hoffmann-Axthelm, Dieter/Kallscheuer, Otto/Knödler-Bunte, Eberhard: Zwei Kulturen. TUNIX, Mescalero und die Folgen. Verlag Ästhetik und Kommunikation, Berlin 1978, S. 182-205.
- Schmidtke, Michael (2006): The German New Left and National Socialism. In: Gassert, Philipp/Steinweis, Alan E. (Hg.): Coping with the Nazi past. West german Debates on Nazism and Generational Conflict 1955-1975, New York/Oxford, S. 176-193.
- Schuster, Jaques (2008): Die unauffindbare Revolution. In: Die Welt vom 16.02. [https://www.welt.de/welt\\_print/article1684787/Die-unauffindbare-Revolution.html](https://www.welt.de/welt_print/article1684787/Die-unauffindbare-Revolution.html) (letzter Zugriff, 30.8.2017).
- Seitenbecher, Manuel (2013): Mahler, Maschke & Co.: Rechtes Denken in der 68er-Bewegung? Paderborn.
- Semler, Christian (2001): Es war die Verheißung. In: Die Tageszeitung 24.04. [http://www.gerd-koenen.de/pdf/tazrez\\_p.pdf](http://www.gerd-koenen.de/pdf/tazrez_p.pdf) (letzter Zugriff, 30.8.2017).
- Siegfried, Detlef (2000): Zwischen Aufarbeitung und Schlussstrich. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten 1958-1969. In: Schildt, Axel/Siegfried, Detlef u.a. (Hg.) (2000): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Hamburg, S. 77-113.
- Ders. (2008): Furor und Wissenschaft. Vierzig Jahre nach 68. In: Zeithistorische Forschungen, H. 1, S. 130-141.

- Speckmann, Guido (2008): Ketzerischer Konformismus. Götz Aly und der Kampf um „68“. In: Zeitschrift Marxistische Erneuerung, H. 74, Juni. <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/582.ketzerischer-konformismus.html> (letzter Zugriff 30.08.2017).
- Sturm, Christoph (2000): Die Bedeutung der Faschismusauseinandersetzung für die Konstituierung und den Niedergang der 68er-Bewegung – Versuch einer generationsspezifischen Analyse. In: Dust, Martin/Ders. u.a. (Hg.): Pädagogik wider das Vergessen. Kiel, S. 391-409.
- Ders. (2013): Von der Werte-Erziehung zur Werte-Bildung? Eine Analyse zur Geschichte der Erziehungsdebatten in der Bundesrepublik Deutschland. In: Naurath, Elisabeth/Blasberg-Kuhnke, Martina u.a. (Hg.): Wie Werte sich bilden. Fachübergreifende und fachspezifische Werte-Bildung. Osnabrück, S. 99-120.
- Waibl, Harry (2008): 1968 und Götz Aly. Trend onlinezeitung, H. 03. <http://www.trend.infopartisan.net/trd0308/t010308.html> (letzter Zugriff, 30.08.2017).
- Walter, Rudolf (2005): Verbiesterter Wahn. In: Die Zeit, H. 28 vom 07.07. [http://www.zeit.de/2005/28/P-Kraush\\_](http://www.zeit.de/2005/28/P-Kraush_) (letzter Zugriff, 30.08.2017).
- Wolff, Karl Dietrich (2001): Auf der Nadelspitze des eigenen Erlebens. In: Frankfurter Rundschau vom 07.05. [http://www.gerd-koenen.de/pdf/fr\\_mai.pdf](http://www.gerd-koenen.de/pdf/fr_mai.pdf) (letzter Zugriff, 30.08.2017).
- Wolfschlag, Claus-M. (Hg.) (1998): Bye-Bye '68. Renegaten der Linken, APO-Abweichler und allerlei Querdenker berichten. Graz/Stuttgart.

### **Anschrift des Autors**

Dr. Christoph Sturm  
Universität Osnabrück  
Heger-Tor-Wall 9  
49074 Osnabrück  
[csturm@uos.de](mailto:csturm@uos.de)

Hans-Rüdiger Müller, Sylvia Jäde  
und Christoph Kairies

## **Familiäre Freiheitsräume. Zur intergenerationalen Transformation der „Verhandlungsfamilie“ seit den siebziger Jahren**

### **1 Einleitung**

In den fünf Jahrzehnten seit 1968 haben sich die Bedingungen für das Aufwachsen in Familien erheblich verändert. Bis in die ausgehenden 60er und beginnenden 70er Jahre hinein galt in den meisten westdeutschen Familien noch weitgehend unhinterfragt ein Modell der eindeutig hierarchisierten Familienbeziehungen mit dem Mann als Oberhaupt und Ernährer der Familie, der Mutter als Hausfrau, zuständig für die Versorgung der Kinder und die emotionale Qualität in der Familie, und den (zwei bis drei) Kindern als zu Gehorsam und Dankbarkeit verpflichteten leiblichen Nachkömmlingen des in der Regel verheirateten Paares. Heute finden wir dagegen (wieder) eine größere Diversität von Familienformen vor, die, und das unterscheidet diese Formenvielfalt von früheren historischen Epochen, größtenteils auf freiwilligen Entscheidungen der betroffenen Erwachsenen beruht. Insbesondere der Zuwachs an Eineltern-, Patchwork- und Stieffamilien ist auf Trennungen der Eltern und das erneute Eingehen von Partnerschaften zurückzuführen.<sup>1</sup> Insgesamt hat sich seit Ende der 60er Jahre, flankiert von entsprechenden Änderungen im Scheidungs- und Familienrecht und einer Erweiterung von Frauen- und Kinderrechten, eine Tendenz zur strukturellen Liberalisierung und Egalisierung der Generationen- und Geschlechterbeziehungen durchgesetzt. Unter der Formel ‚vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt‘ ist dieser Wandel vielfach beschrieben worden. Weitaus weniger Aufmerksamkeit hat indessen die Frage gefunden, wie sich diese strukturell entstandenen Freiheitsräume der Familie mit Rücksicht auf die sozialen Lebensbedingungen im Einzelnen darstellen und wie sie praktisch ausgestaltet werden. Auch im Hinblick auf

---

<sup>1</sup> Vgl. Bastin et al. 2013.

die Gesellschaft im Ganzen hat in den letzten fünf Jahrzehnten ein gravierender Wandel stattgefunden (etwa von der industrie- zur wissensbasierten Dienstleistungsgesellschaft), der neue Herausforderungen an die familiäre Lebens- und Erziehungspraxis stellt. Insofern erzieht die heutige Elterngeneration ihre Kinder unter ganz anderen Bedingungen als die Generation dreißig oder vierzig Jahre vor ihr, auch wenn diese bereits als eine erste „Verhandlungsgeneration“ verstanden werden kann, in der sich die Ausgestaltung der familialen Beziehungen zunehmend liberalisierte.

Diese Entwicklungen gaben den Anlass für ein Forschungsprojekt zum Thema „Familienerziehung im Generationenvergleich“,<sup>2</sup> das den Hintergrund des folgenden Beitrags darstellt. Im Zentrum der Untersuchung stehen die heutige Elterngeneration (Geburtskohorten 1970-1985) und die heutige Großelterngeneration (Geburtskohorten 1945-1960). Anhand von Interviews mit beiden Elterngenerationen soll der Frage nachgegangen werden, wie sich unter dem Eindruck des gesellschaftlichen Wandels die Paar- und die Eltern-Kind-Beziehungen entwickelt haben und welche praktischen Auslegungen dabei die strukturell entstandenen Freiheitsräume zur Ausgestaltung der Familienbeziehungen erfahren haben. Beachtung sollen sowohl intergenerationale als auch intragenerationale Unterschiede und Gemeinsamkeiten hinsichtlich der elterlichen Erziehungspraxen und den damit korrespondierenden Vorstellungen von der kindlichen Entwicklung finden. Als allgemeiner Deutungshintergrund für die Entwicklung des familialen Binnenmilieus wird dabei der gesellschaftliche und soziogeographische Wandel herangezogen, der sich seit Ende der 1960er Jahren vollzogen hat.<sup>3</sup> Diese Entwicklungen werfen die Frage auf, wie sich die Eltern mit ihrer jeweiligen familialen Erziehungspraxis generationsspezifisch auf die neuen Herausforderungen eingestellt haben. Der folgende Beitrag ist im Kontext dieses Projektes entstanden, wenn er auch aufgrund der laufenden Erhebungen noch nicht systema-

<sup>2</sup> Es handelt sich um das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unter dem Aktenzeichen MU 1450/9-1 geförderte Forschungsprojekt „Familienerziehung im Generationenvergleich. Eine Studie zu Erziehungspraxen und alltagstheoretischen Entwicklungskonzepten ost- und westdeutscher Väter und Mütter zweier Elterngenerationen“, das derzeit im Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Osnabrück von dem Autor\_innenteam unter der Leitung von Hans-Rüdiger Müller durchgeführt wird.

<sup>3</sup> Die mit diesem Wandel einhergehenden Veränderungen zeigen sich auf unterschiedlicheren Ebenen, die wiederum in je spezifischer Form für die beiden betrachteten Generationen (oder für Teile dieser Generationen) bedeutsam werden: (1) Die Teilung Deutschlands in Ost und West, die Wende in Ostdeutschland und die Wiedervereinigung sowie das Ende des Kalten Krieges; (2) ein starker Globalisierungsschub mit neuen politischen Steuerungsstrategien, insbesondere in der Wirtschafts-, Sozial-, Familien- und Bildungspolitik; (3) der Ausbau außerfamiliärer Bildungsangebote (Kindertageseinrichtungen, Ganztagschulen); (4) die technische Revolution in der Informations- und Kommunikationstechnologie mit den Chancen und Risiken neuer Kulturzugänge und sozialer Vernetzungen.

tisch (d.h. im Sinne eines Vergleichs verschiedener Fälle) auf empirische Ergebnisse zurückgreifen kann. Stattdessen soll es darum gehen, theoretische und methodische Fragen, die bei der Konzeption und der beginnenden Durchführung des Projektes sichtbar geworden sind, aufzuwerfen und anhand eines Fallbeispiels, das aus einer Vorstudie zu diesem Projekt aus dem Sommer 2017<sup>4</sup> stammt, auch am empirischen Material zu prüfen. Dazu wird zunächst eine Präzisierung des theoretischen Zugangs zu den familialen Praxisformen vorgenommen, um davon ausgehend die beiden genannten Elternkohorten auf der Grundlage ausgewählter Forschungsliteratur als Generationen, die jeweils von spezifischen gesellschaftlich-historischen Konstellationen betroffen sind, gegenüberzustellen.<sup>5</sup> Dem folgt eine Skizze des methodischen Designs der laufenden Untersuchung und zentraler methodischer Problemstellungen, die im Rahmen der Studie zu bearbeiten sind. Daran anschließend wird am Beispiel der Familie Bauer ein empirischer Vergleich der aus den Interviews hervorgehenden Erziehungspraxis von Eltern und Großeltern vorgenommen und exemplarisch der Umgang mit den eingangs aufgeworfenen theoretischen und methodischen Problemen der Studie demonstriert. In einem Fazit soll dann herausgestellt werden, inwiefern die Fallinterpretation erste empirisch begründete Anregungen zu den Untersuchungsfragen geben kann.

## **2 Familienerziehung im Generationenvergleich: zur Bestimmung des Untersuchungsgegenstands**

### **2.1 Familie als soziale Praxis, Familie als pädagogische Konfiguration, Familie als generationale Ordnung**

Grundlage der für die folgenden Überlegungen maßgeblichen heuristischen Gegenstandskonstruktion sind drei theoretische Perspektiven, die in Bezug auf das Thema Familienerziehung miteinander verbunden werden. Erstens wird eine praxeologische Perspektive<sup>6</sup> eingenommen, die die familiäre Erzie-

---

<sup>4</sup> In diesem Zusammenhang möchten wir uns herzlich bei unseren Studierenden bedanken, die die Interviews im Rahmen eines Projektseminars erhoben und für die Analyse zur Verfügung gestellt haben.

<sup>5</sup> Wir beziehen uns hier auf das Generationenkonzept Karl Mannheims (1964) im Sinne eines gesellschaftlich konstituierten Generationenzusammenhangs (z.B. der kollektiven Erfahrung von „1968“), der in Teilen, aber nicht notwendig in der gesamten Generation, auch milieutypische Generationseinheiten (z.B. die „Achtundsechziger“ im akademisch-studentischen Milieu) hervorrufen kann.

<sup>6</sup> Vgl. Bourdieu 1993; Schatzki 1996; Reckwitz 2003; Wrana 2015.

hungsrealität als Ergebnis der sozialen Praxis der Familienmitglieder betrachtet. Pädagogische Praktiken konstituieren aus diesem Blickwinkel die familialen Erziehungswirklichkeiten in performativen Prozessen und produzieren bzw. reproduzieren dabei sowohl praktisches als auch reflexives pädagogisches Wissen. Ferner implizieren die pädagogischen Praktiken im familialen Binnenmilieu Bezüge zu gesellschaftlichen Erziehungsdiskursen und folgen kulturellen Mustern, die sie in spezifischen Varianten auch selbst hervorbringen. Die familialen pädagogischen Praktiken sind zudem vor dem Hintergrund der jeweiligen generationenspezifischen gesellschaftshistorischen Herausforderungen zu betrachten, die im Anschluss an die theoretische Grundlegung ebenfalls in diesem Abschnitt skizziert werden.

Die Verbindung von familialer Praxis und den sozialen sowie gesellschaftshistorischen Rahmenbedingungen, in denen sie sich vollzieht, lässt sich – zweitens – durch eine Anlehnung an den figurationstheoretischen Ansatz von Norbert Elias theoretisch genauer fassen. Elias verwendet den Begriff der sozialen Figuration, um die Interdependenzen zwischen Individuen und Gesellschaft herauszustellen, also die wechselseitige Gebundenheit der Individuen aneinander, die Verwobenheit von Individuen und sozialen Gebilden sowie die Verflechtung von sozialen Gebilden untereinander.<sup>7</sup> Aus dieser Perspektive können Praxis und Wissensbestände der Familien(-mitglieder) im Hinblick auf ihre Wechselwirkungen mit sozialen und gesellschaftshistorischen Bedingungen genauer betrachtet werden. Grundlegend ist dabei die Annahme, dass eine spezifische soziale Figuration wie die einer Familie in einer bestimmten Weise mit der Gesellschaft bzw. ihren sozialen Gebilden verflochten ist, die familiale Figuration gleichwohl aber einen Gestaltungsspielraum – mit Elias gesprochen eine „relative Autonomie“<sup>8</sup> – besitzt, in dem sie die sozialen Abhängigkeiten und die Einflüsse anderer sozialer Einheiten bearbeiten kann.<sup>9</sup> Unter erziehungswissenschaftlicher Perspektive kann Familie so als eine Figuration verstanden werden, die sich sowohl in den gesellschaftlichen Raum als auch in biographische und historische Prozesse hinein weiter ausdifferenzieren lässt.

Die Differenzierung von Familie, Elternschaft und Erziehung in der biographisch-historischen Dimension legt es – drittens – nahe, auch die Generationenzugehörigkeit der familialen Akteur\_innen theoretisch zu präzisieren. Konkret ist im Hinblick auf das Erkenntnisinteresse des Beitrags zwischen einem pädagogischen Generationenbegriff und einem historischen Generationenbegriff zu unterscheiden.<sup>10</sup> Im Rahmen der pädagogischen Verwen-

<sup>7</sup> Vgl. Elias 1969.

<sup>8</sup> Elias 1970, S. 134.

<sup>9</sup> Vgl. dazu auch Müller/Krinninger 2016.

<sup>10</sup> Vgl. Müller 1999.

derung des Generationenbegriffs wird zwischen Älteren und Jüngeren, zwischen Eltern und Kindern unterschieden und deren komplementäre Beziehung als pädagogisches Verhältnis fokussiert.<sup>11</sup> Der historische Generationenbegriff verweist dagegen auf die Zugehörigkeit der Familienmitglieder zu spezifisch historisch gelagerten Generationen, die nach Mannheim aufgrund ihrer Erfahrungen in einer ähnlichen historisch-sozialen Lagerung eine vergleichbare Erlebnisschichtung aufweisen.<sup>12</sup> Damit wird vor allem das Verhältnis der Angehörigen einer Generation zum gesellschaftlichen Ganzen im Unterschied zu anderen Generationen beschrieben („Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“<sup>13</sup>) und nach den konstitutiven historisch-sozialen Bedingungen für das Auftreten spezifischer Generationengestalten gefragt. Die grundlegende begriffliche Trennung und spätere analytische Zusammenführung in der Fallbetrachtung wird nötig, um neben der familialen Praxis im Rahmen von Eltern-Kind-Beziehungen<sup>14</sup> auch die für beide Elterngenerationen jeweils spezifischen Bedingungen des Familienlebens, die figurierten Bezüge der Familien sowie ihrer einzelnen Mitglieder zur Gesellschaft und den Bezug zu den öffentlichen Erziehungsdiskursen systematisch einbeziehen zu können. Ob es sich im konkreten Einzelfall um Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generationseinheit (z.B. den „Achtundsechzigern“) oder um andere Positionierungen im Kontext eines Generationenzusammenhangs handelt, kann nur empirisch rekonstruiert werden.<sup>15</sup>

Im Folgenden stehen die heutige Elterngeneration (Geburtskohorten 1970-1985) und deren Elterngeneration (Geburtskohorten 1945-1960 aus der heutigen Großelterngeneration) im Mittelpunkt der Betrachtungen, die sich zunächst auf einschlägige Studien zu Kontinuität und Wandel familialer Erziehungspraktiken und Geschlechterverhältnissen richten. Zudem werden relevante gesellschaftshistorische Bedingungen des Familienlebens beider Elterngenerationen beschrieben, um abschließend Fragestellungen für die dann folgende Fallbetrachtung zu formulieren, die sich exemplarisch auf eine besondere gesellschaftshistorische Kontextualisierung der spezifischen Erziehungspraxis beziehen.

---

<sup>11</sup> Vgl. Schleiermacher 1826/2000 und die an ihn anschließende Theorietradition der Pädagogik.

<sup>12</sup> Vgl. Mannheim 1964.

<sup>13</sup> Mannheim 1964, S. 517.

<sup>14</sup> Insofern die Familienkonstellationen dies zulassen, wird darüber hinaus ebenso die vorhandene Paarbeziehung der Eltern mit in die Analyse einbezogen.

<sup>15</sup> Vgl. Fußnote 4.



## 2.2 Die Bedeutung der 68er-Bewegung für die familiäre Erziehungspraxis der Großelterngeneration (Geburtskohorten 1945-1960)

Die Elternschaft und familiäre Alltagspraxis der hier als Großelterngeneration gefassten Geburtskohorten vollzog sich etwa zwischen Anfang der 1970er Jahre und dem Ende der 1980er Jahre, also in einer Zeit tiefgreifender sozial-kultureller Protestformen und Wandlungsprozesse.<sup>16</sup> Der emanzipative Gestus der unter den „Achtundsechzigern“ gefassten Gesamtbewegung, die Ende der 1960er Jahre in Westdeutschland in Teilen des akademisch-studentischen Milieus ihren Ausgang nahm, beflügelte eine Vielzahl von sozialen Bewegungen,<sup>17</sup> begleitet von erziehungswissenschaftlichen und bildungspolitischen Debatten sowie weitreichenden Reformen im Bildungswesen.<sup>18</sup> Im Hinblick auf die bestehenden Familienverhältnisse in den bürgerlichen Milieus richtete sich die Kritik der vorwiegend von einer jungen Bildungselite getragenen Bewegung insbesondere auf das vorherrschende Familienleitbild (traditionell-bürgerliche, geschlechterrollengetrennte Kleinfamilie mit männlichen Ernährer), wie auch auf die in den Familien verfolgten Erziehungsziele und -praktiken (Gehorsam, Autorität, Leistungsorientierung) und die öffentliche Kinderbetreuung, deren mangelnder Ausbau, schlechte Betreuungsqualität und autoritäre Erziehungspraxis problematisiert wurden. Pädagogische, gesellschaftliche und persönliche Emanzipation als Leitmotive hingen eng zusammen und mündeten in Bestrebungen, auch die private Erziehungspraxis (innerhalb und außerhalb der Familie) mit neuen Lebensstil-Entwürfen zu verbinden, die den emanzipativen Anspruch mit den realen Lebensverhältnissen in Einklang zu bringen suchten (Kommunen und Wohngemeinschaften in urbanen Milieus, Landkommunen, naturnahe Familienresidenzen oder auch nur die Realisierung einer familialen Alternativwelt zu den etablierten konventionellen gesellschaftlichen Verhältnissen). Für das pädagogische Binnenmilieu dieser sozialen Biotope waren charakteristisch: eine nicht an Gehorsam und Unterordnung gebundene Liebe und Zuwendung zu den Kindern, eine größtmögliche Gewährung von Freiheiten für die indi-

<sup>16</sup> Die folgenden Ausführungen zur Großeltern- und Elterngeneration beziehen sich hier (im Unterschied zu der Gesamtstudie) ausschließlich auf die Entwicklungen in Westdeutschland seit dem Ende der 1960er Jahre, da die gesellschaftshistorischen Rahmenbedingungen in der DDR große Differenzen u.a. hinsichtlich der Staatsform und -ideologie, dem Verhältnis von Familie und Staat sowie der Bedeutung der 68er-Bewegung für gesamtgesellschaftliche Wandlungen aufweisen.

<sup>17</sup> Zu nennen sind hier u.a. Friedensbewegung, Anti-Atomkraft-Bewegung, Umweltbewegung, Frauenbewegung, Schülerbewegung und Kinderladenbewegung.

<sup>18</sup> Vgl. Baader 2008b, 2008c; Cloos 2008.

viduelle Entwicklung sowie die Förderung kindlicher Autonomie und Initiative anstelle des insbesondere vom Schulsystem ausgehenden Leistungsdrucks. Selbstständigkeit, Kritikfähigkeit und Glücksfähigkeit lösten als Erziehungsziele die Anpassung an vorgegebene Bedingungen und normative Erwartungen ab. Vielfach mündeten die neukonturierten Erziehungsvorstellungen auch in Versuche, diese institutionell-selbstverwaltet als „Gegenkultur von Erziehung“<sup>19</sup> zu realisieren. Insbesondere innerhalb der Kinderladenbewegung kam die geschlechterpolitische Dimension der 68er-Bewegung zunächst zum Tragen. So war die Gründung der ersten Kinderläden 1967 eng an die Entstehung der zweiten Frauenbewegung und die Infragestellung der bestehenden Verhältnisse zwischen familialer und öffentlicher Kinderbetreuung gebunden.<sup>20</sup> Unter dem Slogan ‚Das Private ist politisch‘ wurden die gesellschaftlich-figurierten Bezüge des Familienlebens, v.a. hinsichtlich der Kinderbetreuung und des Erwerbssektors nun öffentlich thematisiert und aus der Frauenbewegung heraus hinsichtlich ihrer strukturellen Barrieren für die Lebensführung der Frauen hinterfragt.<sup>21</sup> Im Zuge der Entstehung selbstverwalteter Kinderbetreuungsinstitutionen bzw. ‚Kinderläden‘ sollte in diesem Kontext die Emanzipation der Frau und die Suche nach alternativen Erziehungs- und Lebensformen vorangebracht werden.

Infolge der Propagierung und Institutionalisierung dieses neuen Erziehungsverständnisses sowie der öffentlichen Auseinandersetzung mit bestehenden Geschlechterverhältnissen seit dem Ende der 1960er Jahre ist in den zwei darauffolgenden Jahrzehnten, also der „Familienphase“ der Großelterngeneration im engeren Sinne, allgemein eine zunehmende Liberalisierung der pädagogischen Generationen- und Geschlechterbeziehungen in den Familien zu beobachten. Die strukturellen Freiräume für die familiäre Lebens- und Alltagsgestaltung erweiterten sich zwar auf der einen Seite sukzessive, insbesondere für Frauen und Kinder,<sup>22</sup> dennoch blieb auf der anderen Seite beispielsweise die Familienpolitik in der BRD bis in die 1990er Jahre hinein vorwiegend am männlichen Ernährermodell ausgerichtet.<sup>23</sup> Die familiäre Ausgestaltung der neuen Ansätze von Erziehung, kindlicher Entwicklungsförderung und partnerschaftlicher Arrangements war somit nicht frei von Widersprüchen und Spannungen zu den gesellschaftlichen, beruflichen und rechtlichen Bedingungen des Familienlebens dieser Elterngeneration.

Die Großelterngeneration gestaltete ihre familialen Beziehungen bereits tendenziell partnerschaftlich und verhandlungsorientiert, oftmals in bewusster

---

<sup>19</sup> Baader 2008b, S. 21.

<sup>20</sup> Vgl. Cloos 2008; Thon 2008.

<sup>21</sup> Vgl. Baader 2008a.

<sup>22</sup> Vgl. Thon 2008.

<sup>23</sup> Vgl. Krause/Ostner 2010; Konietzka/Kreyenfeld 2010.

Abgrenzung zu ihrer eigenen von hierarchischen Erziehungsmustern geprägten Elterngeneration.<sup>24</sup> In wissenschaftlichen Diskursen hat sich für die strukturelle Veränderung der familialen Interaktionsmuster und ihrer Legitimation seit Ende des Zweiten Weltkrieges die Bezeichnung des Übergangs ‚vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt‘ etabliert.<sup>25</sup> Die 68er-Ideale der Selbstständigkeit und Selbstverwirklichung wurden in diesem Kontext als erzieherische Leitmotive weitestgehend anerkannt und auch die Sichtweise von Kindern als ernstzunehmenden Akteur\_innen im Prozess ihrer eigenen Entwicklung setzte sich bei den Eltern in den folgenden Jahrzehnten mehrheitlich durch.<sup>26</sup> Sichtbar wird der Wertewandel in Bezug auf Erziehungsfragen zum Beispiel anhand der Shell-Jugendstudien: Zu keiner Zeit seit dem Beginn der groß angelegten Jugendstudien in den 1950er Jahren bis heute klafften die Erziehungsvorstellungen der Jugendlichen und die Erziehungspraktiken ihrer Eltern dermaßen auseinander wie in den 1970er Jahren.<sup>27</sup> Neben den beschriebenen weitreichenden gesellschaftlichen und familialen Wandlungsprozessen, die sich in der BRD seit Ende der 1960er Jahre vollzogen haben, sind zudem nicht unbedeutende Kontinuitäten auszumachen. Ehe und Familie wurden trotz der Abnahme ihrer normativen Verbindlichkeit für große Teile der jungen Generation in den 70er Jahren weiterhin als zukünftige Lebenskonzepte zumeist positiv bewertet.<sup>28</sup> Zudem scheinen Familienstile, Erziehungspraktiken und Familienkulturen auch über generationale Tradierungsprozesse hinweg eine gewisse Kontinuität beibehalten zu haben.<sup>29</sup> Analog dazu konnte Thon zeigen, dass sich auch bei allen tiefgreifenden Wandlungsprozessen in Bezug auf die Geschlechterkonstruktion von Frauen über drei Familiengenerationen hierarchische Geschlechterverhältnisse weiter reproduzieren können und sich somit persistent zeigen.<sup>30</sup> Im Hinblick auf die familialen Erziehungspraktiken und Geschlechterkonstruktionen kann also sowohl von wechselseitigen Abgrenzungsprozessen als auch von intergenerationalen Tradierungsprozessen ausgegangen werden,<sup>31</sup> wobei eine interessante empirische Frage ist, wie beides im Gesamtprozess des Generationenwechsels zusammenspielt.

Bereits seit den 1970er Jahren zeigt sich eine gewisse Pluralität an Erziehungszielen bei den jungen Erwachsenen und damit auch eine weitere Ausdifferenzierung der durch die 68er-Bewegung beeinflussten Wertvorstellun-

<sup>24</sup> Vgl. Liebenwein 2008; Ostner 2015; Honneth 2011; Baader 2014.

<sup>25</sup> Vgl. du Bois-Reymond et al. 1994; Grundmann/Hoffmeister 2011; Nave-Herz 2009.

<sup>26</sup> Vgl. Dietrich 1985; Leu 2002.

<sup>27</sup> Vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell 1975, 1977; Deutsche Shell-Aktiengesellschaft 1981.

<sup>28</sup> Vgl. ebd.

<sup>29</sup> Vgl. Schneewind/Ruppert 1995.

<sup>30</sup> Vgl. Thon 2008.

<sup>31</sup> Vgl. dazu auch Ecarius 2002.

gen.<sup>32</sup> Dies korrespondiert mit der großen konzeptionellen Heterogenität, die den pädagogischen Reformbestrebungen, die sich unter der Bezeichnung ‚68‘ subsumieren, innewohnte<sup>33</sup> und die nicht nur zu Konflikten innerhalb der Bewegung führte, sondern mit Blick auf die historische Forschung auch empirische Differenzierungen in der Rekonstruktion dieser Entwicklungsprozesse erforderlich macht.

Vor dem Hintergrund der skizzierten sozialkulturellen Wandlungsprozesse und der damit verbundenen pädagogischen Aufbrüche und Ideale der 68er-Bewegung kann davon ausgegangen werden, dass die heutige Großelterngeneration sich insgesamt in einer historisch-sozialen Lagerung befand, die zumindest für weite Teile dieser Generation gemeinsame Erfahrungszusammenhänge ermöglichte und sich nicht unerheblich auf deren familiäre Erziehungspraxis auswirkte. Diese Elterngeneration kann insbesondere bereits als diejenige Elterngeneration gelten, die eine Verhandlungsorientierung gegenüber der überlieferten Tradition autoritärer „Befehlsstrukturen“ tendenziell durchsetzte. In ihr verbreitete sich ein Liberalisierungsschub sowohl im Umgang der Generationen miteinander als auch innerhalb der Partner\_innenbeziehung von einem bestimmten sozialen Milieu ausgehend, aber dann zunehmend von öffentlichen Erziehungsdiskursen gestützt und zeitlich versetzt in weite Teile der Bevölkerung hinein. Hierbei darf jedoch nicht der analytische Kurzschluss vorgenommen werden, dass von einer gleichförmigen Implementierung dieser Verhandlungsorientierung in z.T. sehr differierten familialen Konfigurationen und Lebenswelten auszugehen ist. Vielmehr sind milieuspezifische Adaptionen und Positionierungen zu vermuten, für die in der Forschung der Blick auf das empirische Material offenzuhalten ist.

Aus dieser Darstellung von relevanten Forschungsergebnissen lassen sich bereits Fragen ableiten, die im Rahmen der Fallbetrachtung zweier familial miteinander verbundener Elterngenerationen der Familie Bauer in Abschnitt 4 erörtert werden:

- Wie haben die Großeltern Bauer die mit der Chiffre „Achtundsechzig“ versehenen sozialen und kulturellen Veränderungen, insbesondere die damit einhergehende potenzielle Enttraditionalisierung von Familienbeziehungen, erlebt?
- Welche Bedeutung hatte dies für ihr Verständnis von Erziehung wie auch von kindlicher Entwicklung als Voraussetzung der elterlichen Erziehungspraxis und in welchem Verhältnis stand die berichtete praktische Ausgestaltung des Familienalltags dazu?

<sup>32</sup> Vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell 1975, 1977; Deutsche Shell-Aktiengesellschaft 1981.

<sup>33</sup> Vgl. Baader 2008b; 2008c.

- Gibt es Selbstkontextualisierungen der Eltern im Sinne einer Zugehörigkeit zur (oder bewussten Distanzierung von der) „68er-Generation“? Mit welchem sozialen Milieu und mit welchen Bezügen auf öffentliche Diskurslagen korrespondiert diese Selbstkontextualisierung der Großeltern Bauer?
- Lassen sich im Hinblick auf die Partnerschaften und im Hinblick auf die Eltern-Kind-Beziehung die vermuteten Verhandlungspraktiken und liberalen Beziehungskonzepte tatsächlich finden, und wenn ja, wie wurden diese in der Alltagspraxis ausgestaltet?
- Welche Bedeutung hatten die eigenen Erziehungs- und Familienerfahrungen der Großeltern Bauer in der Nachkriegszeit und ihr Verhältnis zu ihren eigenen Eltern für die Begründung und Gestaltung der Familienbeziehungen von Partnerschaft und Kindererziehung in ihrer späteren eigenen Familie?

### 2.3 Die heutige Elterngeneration (Geburtskohorten 1970-1985): Anforderungen, Geschlechterverhältnisse und intergenerationale Beziehungen

Für die heutige Elterngeneration und die gesellschaftliche Gesamtfiguration, in der sich ihre familiäre Erziehungspraxis vollzieht, sind die liberalen Werte und pädagogischen Leitideen, die sich im Laufe der siebziger und achtziger Jahre gesamtgesellschaftlich etablierten, ein wichtiger Hintergrund. Sie können weitgehend als normativer Standard für gegenwärtige familiäre und institutionelle Erziehungssettings angesehen werden.<sup>34</sup> So wird bspw. auch in familienpolitischen Dokumenten die „Verhandlungsfamilie“<sup>35</sup> zum allgemeinen Leitbild erhoben. Im Zuge vielfach beschriebener Pluralisierungs- und auch kultureller Diversifizierungstendenzen im Hinblick auf familiäre Lebensformen in Deutschland hat sich ein breit differenziertes Verständnis von Familie in öffentlichen, politischen und wissenschaftlichen Diskursen verankert.<sup>36</sup> Des Weiteren hat sich eine Perspektive etabliert, die Familie als eine Herstellungsleistung betrachtet.<sup>37</sup> Hierbei wird zum einen berücksichtigt, dass die heutige Elterngeneration aufgrund der gewonnenen Freiheiten in der Gestaltung von Lebensentwürfen Familie „als einen aktiven Entscheidungsprozess herstellen muss“.<sup>38</sup> Zum anderen wird das Verständnis von Familie

<sup>34</sup> Vgl. Ecarius et al. 2008.

<sup>35</sup> BMFSFJ 2006, S. 256.

<sup>36</sup> Vgl. BMFSFJ 2015; Lück/Ruckdeschel 2015.

<sup>37</sup> Vgl. BMFSFJ 2006 und 2012.

<sup>38</sup> Bertram/Deußhard 2015, S. 180; vgl. auch Thon 2008.

als Herstellungsleistung aufgrund der Belastungen des heutigen komplexen und mit vielfältigen Anforderungen konfrontierten Familienalltags als notwendig bzw. funktional erachtet.<sup>39</sup> Bertram und Deuflhard zeigen in ihrer Beschreibung der Elterngeneration, die zirka zwischen 1970 und 1980 geboren wurde, auf, dass Eltern heute – besonders in der „Rushhour des Lebens“<sup>40</sup> im Alter von 28 bis 38 Jahren – strukturell überfordert sind und sich aktiv um die Herstellung familialer Normalität bemühen. Daraus folgt eine „straff[e]“ Alltagsorganisation der zumeist „stark eingespurten“<sup>41</sup> Paare und ein häufig erlebter Zeitmangel, der insbesondere auch in Bezug auf die zeitlichen Ressourcen für die eigenen Kinder geäußert wird.<sup>42</sup> Die Anforderungen des Erwerbssektors an einzelne Familienmitglieder nehmen hierbei eine zentrale Stellung für die Ausgestaltung des familialen Binnenmilieus ein und korrespondieren mit einem ökonomischen Strukturwandel, der weitere Anforderungen an einzelne Familienmitglieder und die familiäre Konfiguration als Ganzes mit sich bringt.<sup>43</sup> Insgesamt geraten so heute „Eltern unter Druck“,<sup>44</sup> was sich in der familialen Alltagspraxis „gehobener Milieus“<sup>45</sup> u.a. auch darin zeigt, dass das ökonomische Prinzip der Wettbewerbsorientierung in Form gesteigerter Förderbemühungen der Eltern in die familiäre Alltagspraxis übernommen wird. Ähnlich beschreibt Lange mit der Begrifflichkeit eines „hegemoniale[n] Bildungsdispositiv[s]“<sup>46</sup> ein gegenwärtiges Ideal bestmöglicher Entwicklungsförderung. Dieses korrespondiert mit öffentlichen und politischen Diskursen zur Familie als Bildungsort. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts kommt diesem Blick auf Familie eine gewichtige Stellung zu, wobei Familien, die über geringere Ressourcen verfügen, zumeist unter einer Defizitperspektive betrachtet werden, gepaart mit der Erwartung einer entsprechenden Kompensationsbereitschaft (z.B. über die frühe Bildung und Betreuung in Kindertageseinrichtungen).

Auf der Ebene der elterlichen Paarbeziehungen in Familien (mit Elternpaar) zeigen sich die Freiräume in der familialen Beziehungsgestaltung vor allem in einem gemeinsamen Anspruch beider Partner\_innen an eine verhandlungsorientierte Gestaltung ihrer Beziehung und an eine geschlechtergerechte

---

<sup>39</sup> Vgl. Jurczyk 2014.

<sup>40</sup> Bertram/Deuflhard 2015, S. 66.

<sup>41</sup> Behnke 2012, S. 115.

<sup>42</sup> Vgl. BMFSFJ 2012.

<sup>43</sup> Z.B. Gestiegene Anforderungen an räumlicher Mobilität und zeitlicher Flexibilität, Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse sowie ein erhöhter Qualifikationsbedarf (vgl. Lange 2013).

<sup>44</sup> Henry-Huthmacher 2008, S. 1.

<sup>45</sup> Ebd., S. 12.

<sup>46</sup> Lange 2010, S. 105.

Verteilung von Berufsarbeit und Familienarbeit.<sup>47</sup> Kassner und Rüling konnten in ihrer Befragung von Elternpaaren in der biographischen ‚Rush-Hour‘ zeigen, dass auf der Ebene der Partner\_innenbeziehungen zwar eine Tendenz zur ‚Modernisierung familialer Arbeitsteilung‘<sup>48</sup> vorgefunden werden kann, die sich jedoch überwiegend nicht aufgrund geschlechterpolitischer Positionierungen gründet, sondern eher ‚pragmatisch aus dem jeweiligen Arrangement von Arbeit und Leben‘<sup>49</sup> hervorgeht. Zwar finden auf familiäre Gleichbeteiligung abzielende Geschlechterrollenleitbilder allgemein breiten Zuspruch (z.B. ‚aktive Väter‘ oder berufstätige Mütter), jedoch zeigt eine Befragung von Eltern auch eine Vielfalt z.T. gegensätzlicher persönlicher Leitbilder, die milieu- und regionalspezifisch differieren.<sup>50</sup> Des Weiteren klaffen offenbar die Wunschvorstellungen sowie persönlichen Einstellungen und die gelebte Familienpraxis nicht selten auseinander,<sup>51</sup> was zumeist Traditionalisierungseffekte in der familialen Alltagsgestaltung hervorruft. Insgesamt zeigen sich hierbei Parallelen zu den öffentlichen Diskursen, die im Rahmen von ’68 unter dem Leitsatz ‚Das Private ist politisch‘ angestoßen wurden. Zwar ist heute die Thematisierung der mütterlichen Berufsausübung sowie der Arbeitsteilung in Haushalt und Kinderbetreuung in den elterlichen Partnerschaften insgesamt keine Neuerung mehr, jedoch werden diese Themen, die bereits in den sechziger und siebziger Jahren Konfliktstoff boten, auch gegenwärtig noch öffentlich kontrovers diskutiert.<sup>52</sup> Eine verhandlungsorientierte familiäre Alltagspraxis oder die Befürwortung von egalitären Geschlechterverhältnissen scheint kein Garant dafür zu sein, dass nicht trotzdem auch geschlechterstereotype Praktiken und Einstellungen reproduziert werden.<sup>53</sup>

Die Erziehungsvorstellungen von Großeltern und Eltern stellen sich heute kongruenter dar als im Generationenverhältnis der heutigen Großeltern und Urgroßeltern. Ein Beleg hierfür ist in den Ergebnissen aus den Jugendstudien zu sehen, die in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts eine konstant hohe Übereinstimmung mit dem elterlichen Erziehungsstil anzeigen,<sup>54</sup> ganz im Gegensatz zu den bereits erwähnten Befunden aus den 1970er Jahren. Dabei kann intergenerationalen Unterstützungsleistungen eine wichtige Funktion

<sup>47</sup> Vgl. Diabaté et al. 2015.

<sup>48</sup> Kassner/Rüling 2005, S. 25.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Vgl. Diabaté 2015; Lück 2015.

<sup>51</sup> Vgl. BMFSFJ 2017.

<sup>52</sup> Vgl. Baader 2008a.

<sup>53</sup> Vgl. BMFSFJ 2006.

<sup>54</sup> Vgl. Shell Deutschland Holding 2010.

für die familiäre Alltagsbewältigung der aktuellen Elterngeneration zukommen.<sup>55</sup>

Für die Fallanalyse in Abschnitt 4 lassen sich im Hinblick auf die junge Elterngeneration der Familie Bauer aus den dargestellten Forschungsergebnissen folgende Fragen ableiten:

- Wie werden die Freiheitsräume in der familialen Beziehungsgestaltung unter den dargestellten Entwicklungen und Modernisierungsprozessen der letzten Jahrzehnte strukturell verändert und im Familienalltag konkret ausgestaltet?
- Auf welche mentalen Konzepte von der Entwicklung ihrer Kinder greifen die Eltern der Familie Bauer dabei zurück?
- Wo zeigen sich im empirischen Material Diskrepanzen zwischen dem aktuellen Geschlechterleitbild der Befragten und dessen Umsetzung im Familienalltag?
- Wie wird im Rahmen der sozial figurierten Familienpraxis auf der Paarebene das Geschlechterverhältnis explizit oder implizit konstruiert und ausgehandelt?
- Inwieweit lassen sich vor dem Hintergrund eines Wandels der gesellschaftlichen Gesamtfiguration intergenerationale Tradierungs-, Abgrenzungs- oder Transformationsprozesse zwischen den betrachteten Generationen im Hinblick auf die Erziehungspraktiken und Geschlechterverhältnisse in der familialen Alltagspraxis finden?

Bevor nun in Abschnitt 4 diesen Fragen im Rahmen der Fallstudie zu Familie Bauer nachgegangen wird, soll zunächst der Projektkontext genauer beschrieben werden, aus dem der Fall stammt.

### **3 Untersuchungsdesign und methodische Problemstellungen der Hauptuntersuchung**

Das Projekt „Familienerziehung im Generationenvergleich“ geht im Rahmen eines qualitativ-rekonstruktiven Forschungsdesigns unter anderem der Frage nach, inwieweit der oben skizzierte Wandel familialer Beziehungsgestaltung heute im familialen Binnenmilieu angekommen ist und sich in der praktischen Ausgestaltung von familialen Partnerschaftsbeziehungen und Erziehungsverhältnissen niedergeschlagen hat. Diese Fragen im Rahmen einer qualitativen Interviewstudie zu verfolgen, wirft – wie aus den folgenden Erörterungen deutlich wird – eine Reihe methodischer Fragen auf. Zunächst

---

<sup>55</sup> Vgl. Thon 2008; Adam et al. 2014.



soll jedoch zur Einordnung des in Abschnitt 4 näher betrachteten Falles der Familie Bauer das Sample der Gesamtstudie kurz vorgestellt werden. Dabei ist zu beachten, dass die Gesamtstudie einen Generationenvergleich sowohl in West- als auch in Ostdeutschland vornimmt, um die unterschiedlichen historischen Entwicklungen, Mentalitäten und staatlichen Regulierungen berücksichtigen zu können. Insbesondere auch die Bedeutung von „1968“ ist für Ostdeutschland in einem ganz anderen Kontext zu rekonstruieren, als es hier in diesem Beitrag für Westdeutschland skizziert wurde. Da aber die anschließende Fallanalyse entsprechend der Rahmenthematik des vorliegenden Bandes ausgewählt wurde, werden die speziellen methodischen Probleme des Ost-West-Vergleichs (z.B. die Frage der räumlichen Mobilität von Familien über die untersuchte Zeitspanne hinweg) hier ausgeklammert.

Der Datenkorpus der Hauptstudie umfasst insgesamt 48 Elterninterviews über beide Generationen verteilt (idealerweise 16 aktuelle Elternkohorte, 32 Großelternkohorte). Die bereits beschriebene Kohortenzugehörigkeit der Eltern ist dabei eines von insgesamt drei Quotierungsmerkmalen. Daneben gehören die sozialgeographische Herkunft (Stadt/Land; Ostdeutschland/Westdeutschland) und die Bildungsabschlüsse der Eltern (unterhalb der Hochschulreife/Hochschulreife und darüber) zu den weiteren durchgehend zu berücksichtigenden Merkmalen. Zudem sollen nach Möglichkeit die materielle Lebenslage zur Zeit der Kindererziehung sowie unterschiedliche Familienkonstellationen berücksichtigt werden, um die heutige Lebensrealität von Familien möglichst vielfältig abbilden zu können. Damit soll auch eine gewisse Variabilität der sozialkulturellen Herkunftsmilieus der Proband\_innen erreicht werden, was allerdings in dem vorliegenden Beitrag ebenfalls noch keine systematische Rolle spielen kann, da der interpretierte Fall aus einem weitgehend homogenen Sozialmilieu stammt. Vorausgesetzt wird eine Erziehungserfahrung von mindestens acht Jahren bei einem der befragten Elternteile der heutigen Elterngeneration, um sicherzustellen, dass bereits eine längere Zeit der Kindererziehung vorliegt, über die berichtet werden kann.

Bezogen auf den konkreten Fall der Familie Bauer<sup>56</sup> lassen sich insbesondere drei methodische Problemstellungen der Studie hervorheben: (1) das Problem der retrospektiven Darstellung vergangener Familienpraxen, das mit besonderem Gewicht in der Erinnerung weit zurückliegender Erziehungsphasen der Großelterngeneration, also der Rekonstruktion historischer Praxen auftritt; (2) die Vor- und Nachteile von Paarinterviews im Unterschied zu Einzelinterviews (besonders unter dem Gesichtspunkt der Interviewinteraktion und des Einflusses der Interaktion auf die gegenstandsbezogenen Narrationen

---

<sup>56</sup> Obwohl der Fall Bauer aus einer Vorstudie stammt, repräsentiert er eine spezifische Merkmalskombination aus dem Sample der Hauptuntersuchung.

und Reflexionen); sowie (3) spezielle Fragen der Anwendung der Dokumentarischen Methode in Bezug auf das beschriebene Forschungsdesign.

### **3.1 Narrativität als Herausforderung für die Rekonstruktion familialer Erziehungspraxen**

Die dem vorgestellten Projekt zugrundeliegende Absicht, das familiäre Erziehungsgeschehen im Sinne sozialer Praktiken zu rekonstruieren, würde es zunächst vielleicht nahelegen, anstelle von Elterninterviews teilnehmende Beobachtungen in den Familien selbst vorzunehmen. Die historisch vergleichende Anlage der Untersuchung schließt dies jedoch aus. Da vergangene soziale Praxen der direkten Beobachtung nicht mehr zugänglich sind, wird daher zur Erhebung des Datenmaterials auf themenzentrierte leitfadengestützte Paarinterviews mit narrativen Gesprächsanteilen zurückgegriffen. Interviews mit narrativen Anteilen bedienen sich einer natürlichen Kommunikationsform des Alltags: der Erzählung.<sup>57</sup> Die qualitative Interviewforschung setzt dabei vor allem auf die kognitiven Figuren, die sich um Erinnerungen und Erfahrungen herum bilden.<sup>58</sup> Erzählungen dienen immer dazu, Erfahrenes und Erlebtes für Dritte zugänglich zu machen und sie somit an der eigenen Geschichte teilhaben zu lassen. Dies wirft allerdings die Frage auf, inwieweit in den erhobenen retrospektiven Erzählungen die vergangenen Erziehungspraktiken noch adäquat rekonstruierbar sind. Hier lässt sich mit Reckwitz geltend machen, dass – abgesehen davon, dass die soziale Praxis selbst immer ein reflexives Moment enthält, das sich in Form von Alltagstheorien verselbstständigt – stets auch übergreifende kulturelle und historisch-epochale Diskurse in die Strukturierung der sozialen Praxis und des in ihr wirksamen Wissens hineinspielen.<sup>59</sup> Zwar sind konkrete Erziehungspraktiken über Beobachtungsmethoden besonders gegenstandsnah rekonstruierbar. Doch lassen sich etwa über narrative oder reflexive Dokumente sprachlich repräsentierte Sinngestalten herausarbeiten, die (subjektiv und objektiv) nicht nur den Text (z.B. ein Interview) immanent strukturieren, sondern als sprachlich verfasstes implizites oder explizites Praxiswissen auch Relevanz für die Strukturierung des im Text repräsentierten Erziehungsalltags selbst haben.<sup>60</sup> Gegenstand einer Analyse derartigen Datenmaterials können daher zwar nicht die performativen Praktiken selbst sein, wohl aber das im Sprachmaterial repräsentierte praktische Wissen, also gewissermaßen die zu

---

<sup>57</sup> Vgl. Küsters 2009.

<sup>58</sup> Vgl. Küsters 2014.

<sup>59</sup> Vgl. Reckwitz 2008.

<sup>60</sup> Vgl. Ricœur 1970/2005; Gaffer/Liell 2013.

Erinnerungsbeständen und Erzählungen kondensierten Erziehungspraktiken der befragten Familien. So ist davon auszugehen, dass dieses sprachlich repräsentierte praktische Wissen kein bloßes Artefakt der Erzählsituation ist, sondern eine strukturierende Bedeutung auch für den konkreten Vollzug des Familienalltags hat. Dabei darf die Erzählsituation als pragmatischer Kontext der sprachlichen Narrationen und Reflexionen bei der Sinnauslegung des Textes allerdings nicht unbeachtet bleiben, da die Interaktion im Interview eine zusätzliche Bedeutungsebene darstellt, die mit denen der narrativen und reflexiven Äußerungen in Relation gesetzt werden muss. Auch die Frage, ob die Retrospektion im Interview sich mit steigender Intensität eher der früher erlebten und interpretierten Realität annähert, oder ob die Retrospektion eher familiengeschichtliche Mythen reproduziert, kann nicht vorab entschieden werden,<sup>61</sup> sondern muss sich aus der fallbezogenen Textinterpretation ergeben.

### 3.2 Methodische Herausforderungen von Paarinterviews

Familiale Kommunikation ist in der Regel durch ein hohes Maß an interaktiven Aushandlungsprozessen zwischen den unterschiedlichen Familienmitgliedern geprägt. Dies gilt zunächst einmal unabhängig von der jeweiligen Familienform und dem dort praktizierten Erziehungsstil, es ergibt sich schon aus der Grundstruktur sozialer Interaktion. Paarinterviews ermöglichen den Forschenden eine Teilhabe an den Aushandlungs- und Kommunikationsprozessen der Elternpaare im Interview.<sup>62</sup> Wimbauer und Motakef halten in diesem Zusammenhang

„[...] als den bedeutendsten Vorzug des Paarinterviews [fest], dass es unterschiedlichste relationale Aspekte erheben kann: Interaktionen, Aushandlungen und Ungleichheiten im Paar ebenso wie Paarperformances und Paar-Präsentationen des Paares und als Paar. Es erlaubt einen Einblick in die beobachtbare konkrete Paarpraxis als *doing couple* und in die Darstellung der Praxis im Interview als *doing*

<sup>61</sup> Vgl. Küsters 2009, S. 34.

<sup>62</sup> In Bezug auf die Hauptuntersuchung ist zu berücksichtigen, dass sich die Wandlungsprozesse innerhalb der Familie nicht nur in Form erweiterter Freiräume für die Interaktion ihrer Mitglieder, sondern auch in den ausdifferenzierten Familienformen selbst zeigen (vgl. Gründler et al. 2013; Baader 2008b). Aus diesem Grund wird es – aufgrund der Familienkonstellationen (z.B. Verwitwung, Alleinerziehung etc.) – notwendig werden, dass auch Einzelinterviews zum Einsatz kommen. Trotz der damit verbundenen methodischen Herausforderungen soll die Möglichkeit der Kombination von Paar- und Einzelinterviews gerade aufgrund des projektspezifischen Interesses an den familialen Praktiken und der Ausgestaltung des familienspezifischen Alltags nicht ausgeschlossen werden.

couple, aber auch als doing gender, doing family, doing recognition und doing inequality.“<sup>63</sup>

Dadurch dass beim Paarinterview beide Partner\_innen anwesend sind, kann diese Interviewform des Weiteren in gewisser Hinsicht auch den Charakter einer teilnehmenden Beobachtung annehmen. Denn durch die direkte Interaktion der Interviewpartner\_innen untereinander entsteht eine für diese Interviewform spezifische Interaktion, die sich deutlich von der in einem Einzelinterview oder einer Gruppendiskussion unterscheidet.<sup>64</sup> Als weiterer Vorteil des Paarinterviews kann angeführt werden, dass innerhalb des Interviews und innerhalb der Erzählung Wirklichkeitskonstruktionen hergestellt werden, die durch die Interviewpartner\_innen gemeinsam produziert werden.<sup>65</sup> Allerdings ist auch hier zu fragen, inwieweit davon ausgegangen werden kann, dass es eine gemeinsame Paarwirklichkeit tatsächlich gibt.<sup>66</sup>

Eine der spezifischen Herausforderungen dieser Interviewform ist die sogenannte „Konsensfiktion“.<sup>67</sup> Diese bezieht sich auf den Umstand, dass sich Paare im Interview, aber nicht nur dort, sowohl als Paar und damit als Einheit zeigen und in diesem Zusammenhang häufig auch als solche adressiert werden.<sup>68</sup> Konflikte werden daher in Paarinterviews deutlich weniger häufig thematisiert, als dies in Einzelinterviews der Fall ist. Die Präsentationsfassade des Paares repräsentiert dieses nicht nur nach außen und schützt die Partner\_innen, sie erfüllt noch eine weitere Funktion. Sie unterstützt das Paar und die einzelnen Partner\_innen auch in der Herstellung einer wie auch immer ausgestalteten Einheit.<sup>69</sup> Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Präsentationsfassade nicht brüchig und damit der Dissens nicht sichtbar werden kann.<sup>70</sup> Wie und ob ein Dissens sichtbar wird und worauf sich der Dissens bezieht bleibt dabei eine offene Frage, die am Fallmaterial in Abschnitt 4 wieder aufgegriffen wird.

### 3.3 Dokumentarische Methode in der Familienforschung

Von besonderem Interesse für die Auswertung der Interviewdaten ist die Frage, wie sich die jeweiligen Paare mit ihrer jeweils eigenen familialen

---

<sup>63</sup> Wimbauer/Motakef 2017, S. 32.

<sup>64</sup> Vgl. ebd.

<sup>65</sup> Ebd., S. 10.

<sup>66</sup> Vgl. ebd.

<sup>67</sup> Vgl. Kruse 2015, S. 162.

<sup>68</sup> Vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014; Wimbauer/Motakef 2017.

<sup>69</sup> Vgl. ebd.

<sup>70</sup> Vgl. Wimbauer/Motakef 2017.

Erziehungspraxis generationsspezifisch auf die Herausforderungen und Rahmenbedingungen eingestellt haben und inwiefern sie von den öffentlichen Diskursen in den Themenfeldern Familie und Erziehung tangiert wurden. Auch aus dieser Perspektive ist noch einmal zu betonen, dass die Struktur des Wissens (des praktischen und des reflexiven Wissens) hier von besonderem Interesse ist. Dementsprechend gibt es eine starke Affinität des so definierten Forschungsgegenstandes zu der auf wissenssoziologischen Perspektiven aufbauenden Dokumentarischen Methode. Ausgehend von der Idee, dass unsere Handlungen weitgehend von einem atheoretischen Wissen geleitet sind, und dass diese Wissensbestände den Akteur\_innen häufig nicht unmittelbar zugänglich sind,<sup>71</sup> bieten sich Gesprächsdokumente besonders an, derartiges Wissen zu rekonstruieren. Ursprünglich von Bohnsack für die Auswertung von Gruppendiskussionen gedacht,<sup>72</sup> findet die Dokumentarische Methode heute auch im Zusammenhang mit anderen Interviewformen ihre Anwendung.<sup>73</sup> Im Rahmen von Paarinterviews ist es möglich, das konjunktive Wissen (vergleichbar dem oben verwendeten Begriff des praktischen Wissens) als Resultat der gemeinsamen Erfahrungen der befragten Paare zu rekonstruieren und so gemeinsame Orientierungen sichtbar werden zu lassen.<sup>74</sup> Wie zuvor bereits beschrieben handelt es sich bei Elternschaft und Erziehung um gemeinsam verantwortete Prozesse, die durch Aushandlungen und gemeinsame Erfahrungen geprägt sind. Daher zielt die Rekonstruktion der Erziehungspraktiken und alltäglichen Entwicklungskonzepte auf die gemeinsam hergestellte Erziehungsleistung und die damit verbundenen Erfahrungen sowie auf das konjunktive Wissen, welches dem zugrunde liegt. Vorteil aber zugleich auch methodische Herausforderung ist die Tatsache, dass die Dokumentarische Methode als Auswertungsverfahren für unterschiedliches Datenmaterial geeignet ist, sodass die in den Interviews erfolgten Beobachtungen der Paarinteraktion ebenso in die Auswertung mit einbezogen werden können, wie die von den Befragten retrospektiv berichteten Geschichten.<sup>75</sup> Die diskursiven Praktiken, die im Interview sichtbar werden, können dabei auf die Praktiken im Alltag verweisen, müssen dies aber nicht unbedingt.<sup>76</sup> Auch eine Differenz wäre aufschlussreich, wenn sie in eine konsistente Interpretation des Materials überführt werden könnte. Auch dies ist am Beispiel der anschließenden Fallanalyse exemplarisch zu prüfen.

<sup>71</sup> Vgl. Nohl 2017.

<sup>72</sup> Vgl. Bohnsack 1989, 2014.

<sup>73</sup> Vgl. ebd.; Bohnsack et al. 2013.

<sup>74</sup> Vgl. Bohnsack 1989, 2014; Nohl 2017.

<sup>75</sup> Vgl. Bohnsack et al. 2010.

<sup>76</sup> Vgl. Wimbauer/Motakef 2017.

Der vorliegende Fall der Familie Bauer, wurde in Anlehnung an die Dokumentarische Methode in folgenden Schritten ausgewertet.<sup>77</sup> Zunächst wurde für das vorliegende Material ein thematischer Verlauf erstellt, der als Grundlage für die Auswahl der zu interpretierenden Sequenzen diente. Die so ausgewählten Stellen aus den beiden Interviews wurden im Anschluss daran mit Hilfe einer ‚formulierenden‘ sowie einer ‚reflektierenden‘ Interpretation<sup>78</sup> bearbeitet. Abschließend erfolgte eine komparative Analyse des Materials zu den Eltern und den Großeltern. Die nun folgende Darstellung bezieht sich allerdings nur auf das Resultat der durchgeführten Analyse und Interpretation.

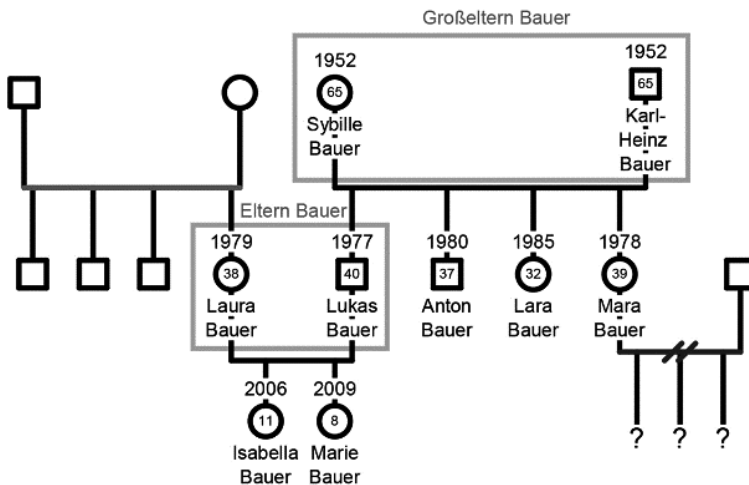
#### 4 Familie Bauer – Ergebnisse einer Fallanalyse

Im Fokus der Fallanalyse stehen Sybille und Karl-Heinz sowie Lukas und Laura, zwei verwandtschaftlich miteinander verbundene Elterngenerationen der Familie Bauer. Sybille und Karl-Heinz Bauer sind beide 65 Jahre alt und leben in einer Stadt in einer ländlichen Region Nordrhein-Westfalens. Sybille, die nach ihrem Studium lange Zeit Hausfrau war, arbeitet mittlerweile als Verwaltungsangestellte. Karl-Heinz ist heute Lehrer, arbeitete aber wegen eines Einstellungsstopps für Lehrkräfte in den frühen 1980er-Jahren in der Phase der Kindererziehung als Leiter eines Fremdenverkehrsamtes. Zusammen haben beide vier Kinder: Lukas (40), der verheiratet ist und zwei Kinder hat, Mara (39), die geschieden ist und drei Kinder hat, sowie Anton (37) und Lara (32). Neben Sybille und Karl-Heinz wurden auch Lukas und seine Ehefrau Laura, die 38 Jahre alt ist, als Paar interviewt. Lukas ist wie sein Vater Lehrer. In beiden Elterngenerationen kann damit auf eine berufsbedingte pädagogische Expertise zurückgegriffen werden. Laura ist als Angestellte im öffentlichen Dienst in einer niedersächsischen Stadt tätig. Mit ihren Töchtern Isabella (11) und Marie (8) leben sie im Umland der Stadt, in der Laura arbeitet. Insgesamt kann die Familie Bauer in der akademischen Mittelschicht verortet werden. Gleichwohl beschreiben die Großeltern Bauer für ihre frühe Familienphase einen erheblichen Mangel an finanziellen Ressourcen, der in den Erzählungen als Verlängerung einer studentisch geprägten Lebensweise erscheint. Von ihren Grundeinstellungen und ihrer Lebensweise rechnen sie sich selbst der Achtundsechziger-Generation zu („[Wir] waren politisch aktiv

<sup>77</sup> Vgl. Bohnsack 1989 und 2014; Bohnsack et al. 2013.

<sup>78</sup> Die beiden Interpretationsschritte unterscheiden sich dahingehend, dass bei der formulierenden Interpretation zunächst die „Was“-Ebene und damit die inhaltlichen Thematiken des Materials herausgearbeitet werden, wohingegen bei der reflektierenden Interpretation, vor allem das „Wie“ und damit die Diskursorganisation des Materials im Vordergrund steht.

ham Musik gemacht in=ner Band [...] und ä:h dann ja wir waren jung wir waren:: absolut selbstsicher (.) und waren [...] überzeugt davon, dass wir die neue Generation sind die (.) ja irgendwie alles anders und alles viel besser machen würde“, Karl-Heinz). Diese mentalitätsgeschichtliche Selbstkontextualisierung wird auch von Lukas und Laura bestätigt, allerdings im Sinne einer eher abgrenzenden Etikettierung („[Die] belächeln uns so als ja ich sag mal so als n bisschen als Alt-Hippies“, sagt Karl-Heinz), während Lukas und Laura (ebenso wie die Geschwister von Lukas und deren Lebenspartner\_innen) aus der Sicht der Großeltern Bauer „viel [...] traditioneller und konservativer geworden“ (Karl-Heinz) seien, als sie es damals waren. Anhand dieser beiden Elternpaare und ihren Kindern (vgl. Abb.1) werden im Folgenden die familialen Erziehungspraxen vergleichend rekonstruiert, wobei die in den Abschnitten 2 und 3 aufgeworfenen gegenstandsbezogenen und methodischen Fragen besondere Berücksichtigung finden sollen.



cher der Familie der Nikitin-Familie gelesen und ham das Erziehungsmodell ä:h zur frühkindlichen Erziehung (.) das war also noch nicht Schule (.) das war im Grunde genommen Kleinkindalter (.) ham das versu-um:umzusetzen und zwar als n:n: Versuch (.) zu ner frühen Selbstständigkeit (.) ä:h zu verhelfen und die Kinder zu erziehen (.) und zwar den Entwicklungsmoment ihrer ä:h (.) körperlichen-geistigen Entwicklung zu unterstützen indem wir dann das entsprechende Angebot an ä:h äußerle- äußeren ä:h Reizen Spielmöglichkeiten Arbeitsmöglichkeiten Hilfsmöglichkeiten (.) denen auch gegeben haben ohne Angst zu haben dass das Kind sich am Messer schneiden könnte und dass das Kind irgendwie (.) das nicht machen könnte und dies nicht machen genau.“ (Karl-Heinz)

Lu: „Ähm: ja: also (2) die wissen wo sie dran sind (.) ne das ist einfach ö- gibt klare ähm Rituale klare Regeln (.) die kennen wir die kennen die (.) und dann weiß jeder jederzeit (.) womit er es zu tun hat (.) ja //mhm// also beispielsweise wenn es irgendwie darum geht (.) vielleicht bezogen auf heute Abend die wussten: um halb acht kriegen wir Besuch da müssen wir also um- da sind wir einfach ne Stunde eingebunden (.) ähm da geht=s nicht dass hier wild rumgerannt wird oder dann irgendwie noch (.) tausend Dinge gefragt oder erledigt werden müssen das ist dann einfach vorher erledigt und dann halt wissen die auch dass sie sich oben aufhalten (.) so das ist dann auch kein <sup>L</sup> kein großes Problem [...]

La: °So ja° (.) also die s- würde auch Konsequenzen geben wenn=s halt (.) nicht klappen würde so.“

(Lukas und Laura)

Eine zentrale konzeptionelle Grundlage für die Erziehungspraxis der Großeltern Bauer stellt das in den 1960er Jahren von dem russischen Pädagog\_innenpaar Lena und Boris Nikitin entwickelte „Frühförderprogramm“<sup>79</sup> dar. Im Mittelpunkt der Erziehung dieser „kulturkritische[n] und alternati[v] pädagogisch-psychologische[n] Ratgeberliteratur“<sup>80</sup> stehen dabei „das Training von Selbstständigkeit, Lösungskompetenz und sozialem Verhalten“.<sup>81</sup> Dies bedeutet in der familialen Alltagspraxis der Großeltern Bauer – vor allem für ihre erstgeborenen Kinder Lukas und Mara – viele Freiheiten und die Gewährung von zum Teil ziemlich riskanten Freiräumen, innerhalb welcher die Kinder ihrem Entdeckertrieb und ihrer Experimentierfreude frei folgen können. Karl-Heinz und Sybille schildern einige Situationen aus dem damaligen Familienalltag, die im Zusammenhang mit dieser erzieherischen Grundintention gedeutet werden können, u.a. von einem „Feuer [...] unterm Sofa“ (Karl-Heinz), das von einem der Kinder als „Ofen“ entfacht wurde. Die spontane Begegnung mit der Natur („Mal ebenso fünf Minuten [...]

<sup>79</sup> Eschner 2017, S. 226.

<sup>80</sup> Ebd., S. 128.

<sup>81</sup> Ebd., S. 227.



durchn Schnee mit nackten Füßen ne“, Sybille) soll den Kindern unverfälschte Erfahrungen ermöglichen und zugleich einer Verzärtelung vorbeugen, ähnlich wie es Rousseau mit seinem Konzept einer „negativen Erziehung“ vorsah. Die Orientierung am Kind und dessen Entwicklungsbedürfnissen sowie die Betonung einer frühen Selbstständigkeit als Erziehungsziel ist auch ihrem Selbstverständnis nach Ausdruck jenes emanzipatorischen Generationenmotivs, das als charakteristisch für die „Achtundsechziger“ gelten darf. Innerhalb des familialen Binnenmilieus erproben die Großeltern Bauer damit einen Gegenentwurf zu den traditionellen Konzepten der Erziehung, die am Ende der 1970er Jahre noch deutlich dominierten. Entsprechend folgen Sybille und Karl-Heinz einem Konzept kindlicher Entwicklung, das auf früher Selbstständigkeit und Selbstständigkeitszumutung basiert. Sie gehen davon aus, dass Kinder sich aus freiem Antrieb entwickeln und dass die Eltern vor allem eine Rolle als Begleiter\_innen dieser Entwicklung einnehmen. Die Großeltern Bauer verstehen ihre Kinder als Akteur\_innen, die ihre Umwelt, in einem den pädagogischen Zielsetzungen entsprechend vorbereiteten Rahmen (dazu gehören beispielsweise die Wahl der naturnahen Wohnumgebung oder der bewusste Verzicht auf einen Fernsehapparat) selbst aktiv mitgestalten. Darin zeigt sich auch die Reflexivität, mit der Sybille und Karl-Heinz das familiäre Erziehungsmilieu gestalten.

Für Lukas und Luras Erziehungspraxis ist es dagegen von grundlegender Bedeutung, konsequent zu sein, Grenzen zu setzen und „klare Ansage[n]“ (Laura) für alle Familienmitglieder zu treffen, damit alles ‚funktioniert‘. Dies wird am Eingangszitat bereits sichtbar und an vielen weiteren Stellen des Paar-Interviews immer wieder betont. Aus dieser erzieherischen Grundintention heraus wird eine feste Strukturierung der Freiheitsräume der Kinder durch Rituale, Regeln und, wie es im Interview heißt, „Ansagen“ als notwendig erachtet. Dabei ziehen auch Lukas und Laura zur Orientierung ihres Erziehungshandelns Ratgeberliteratur heran, insbesondere zur Vorbereitung auf die demnächst zu erwartende Pubertätsphase, von der sie „eben nicht genau wissen, was auf [sie] zukommt“ (Lukas). Wichtig ist ihnen die Zielgerichtetheit des Erziehungshandelns, das zum einen den pädagogischen Überzeugungen Rechnung tragen soll, sich zum anderen aber auch an der Funktionalität für den durchstrukturierten Alltag messen lassen muss. Laura und Lukas gehen davon aus, dass Kinder eine altersgerechte Dosierung von Selbstständigkeitserwartungen brauchen. So muten sie ihnen von einem bestimmten Alter an die eigenständige Bewältigung des Schulwegs mit dem Fahrrad zu, auch bei Regen, wie sie betonen, oder sie halten sie je nach Alter auch für fähig und verpflichtet, sich an der Hausarbeit zu beteiligen. Grundsätzlich glauben Lukas und Laura daran, dass Kinder dazu neigen, vornehmlich ihren spontanen Interessen zu folgen, bis sie an Grenzen stoßen. Kinder würden

„nun mal dazu neigen den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen“ (Lukas). Das Elternpaar Bauer begleitet die Entwicklung ihrer Kinder daher mit einem ausgeprägten Monitoring, das sich auf den jeweiligen Entwicklungsstand und die aktive Gestaltung entsprechender Herausforderungen wie auch Begrenzungen bezieht. Allerdings zeigt sich in der Darstellung ihrer Erziehungspraxis auch ein Widerstreit zwischen dem pädagogisch begründeten Erziehungskonzept und der faktischen Trägheit funktional eingespielter Bewältigungspraktiken im Alltag. Der dynamische Entwicklungsbezug des Erziehungskonzepts erfordert eigentlich eine entsprechende dynamische Anpassung alltäglicher Routinen und Pflichten an die zunehmenden Fähigkeiten der Kinder, z.B. Aufgaben im gemeinsamen Haushalt zu übernehmen. Dennoch berichten Laura und Lukas selbstkritisch, dass es dann oftmals doch einfacher ist, die Dinge selbst zu erledigen, als Energie in die Durchsetzung von Pflichten auf Seiten der Kinder zu investieren. Insgesamt vertreten sie einen hohen Anspruch auf aktive Strukturierung und Förderung des kindlichen Entwicklungswegs, der auf keinen Fall zulässt, dass sich Kinder alles erlauben dürfen oder dass man sie „irgendwo nebenher laufen lässt“ (Lukas). Damit versuchen Laura und Lukas auch, riskante Entwicklungen (wie Lukas sie zum Beispiel bei seinem Bruder Anton erlebt hatte, der mit seiner „auf-sässigen Regelbrecherrolle“ (Karl-Heinz) sogar eine professionelle Familienberatung auf den Plan rief) von vornherein zu verhindern und allzu große Konflikte mit der sozialen Umwelt zu vermeiden.

## **4.2 Diskursiver und sozialer Bezugsrahmen der elterlichen Erziehungspraxis**

Die bereits erwähnte Rezeption von Ratgeberliteratur weist darauf hin, dass beide Elternpaare über dieses Genre am zeitgenössischen populärwissenschaftlichen Fachdiskurs über Erziehungsfragen partizipieren, allerdings mit unterschiedlichen Rezeptionspraktiken. Die Großeltern Bauer kommen mit den Ende der 1960er Jahre neu aufgekommenen Erziehungskonzepten vor allem durch den Kontakt zu Karl-Heinz' Schwester Lotte in Berührung, die in dieser Hinsicht als belesen und erprobungsfreudig beschrieben wird. Bei Lukas und Laura steht die Ratgeberliteratur dagegen als ein optionaler Orientierungspunkt neben anderen, wie z.B. den Anregungen, die Freunde zu Erziehungsthemen geben können. Aus diesem Angebot „nimmt [man] dann eben das für sich an das man für sinnvoll erachtet“, wie Lukas sagt. Der eher prinzipienorientierten Rezeptionsweise von Karl-Heinz und Sybille steht eine eher pragmatisch orientierte Rezeptionsweise von Lukas und Laura gegenüber. Zwar folgen auch letztere in ihrer Erziehung feststehenden Grundprin-

zipien. Sie versuchen aber diese stärker an das dynamische Verhältnis von konkreten Entwicklungserfordernissen, funktionalen Bestimmungen und von außen kommenden Anregungen anzupassen.

Neben diesen Aspekten ist für beide Elterngenerationen wesentlich, dass ihre erziehungsbezogenen Orientierungen insbesondere im Zusammenhang mit den in ihren Herkunftsfamilien erlebten Erziehungserfahrungen stehen. Sybille und Karl-Heinz (beide Jahrgang 1952), deren Eltern einen Großteil ihrer Jugend noch in der Zeit des Nationalsozialismus erlebt haben, berichten von einer selbst erfahrenen Erziehung, die auf unhinterfragten Regeln und Autoritäten sowie Gehorsam aufbaut. Sowohl für Sybille, die aus einer Arbeiterfamilie stammt, als auch für Karl-Heinz, der seine Herkunftsfamilie im oberen bürgerlichen Milieu lokalisiert, war das eine „sehr ambivalente Geschichte“ (Karl-Heinz). So führt Sybille ihr eigenes erzieherisches Handeln an einer Stelle des Interviews exemplarisch direkt auf ihre Erfahrungen in der Herkunftsfamilie zurück:

„[...] diese harten Regeln die mein Vater hatte die ham mich dazu wahrscheinlich verlei::tet sag ich mal (.) äh ähm öfters mal ähm mh mh ja (.) ja wie ichs heute s-formulieren würde inkonsequent mit meinen Kindern zu sein (.) ne also Sachen die ich vielleicht einmal ausgesprochen hab (.) äh zum Beispiel irgendn Verbot oder so dass ich dat hinterher wieder revidiert hab weil ich gedacht hab au (.) dat ist ja doch=n bisschen hart irgendwie ne (.) also dat hätte mein Vater zum Beispiel nie gemacht.“ (Sybille)

Allerdings trifft dieses familienbiografische Motiv auch auf einen entsprechenden allgemeinen Zeitgeist, denn die „siebziger Jahre als wir dann die Kinder kriegten das war ja die Zeit wo man diese Regeln alle lockerte“ (Sybille). Ähnlich konturieren auch Lukas und Laura ihr Erziehungskonzept kontrastiv zu den in ihren Herkunftsfamilien erfahrenen Erziehungspraktiken. Die sehr frühe Selbstständigkeitserziehung und damit verbundene Selbstständigkeitszumutung, die Lukas in seiner Herkunftsfamilie erfahren hat, aber auch die von Laura in ihrer Kindheit erlebte Ungleichbehandlung gegenüber ihren Brüdern prägen ihre Vorstellungen von Erziehung. Pädagogische Regulierung und Kontrolle spielen eine wichtigere Rolle, als dies in der eigenen Kindheit erfahren wurde. Da Lukas „am eigenen Leib festgestellt“ hat, dass „der Schuss dann manchmal auch nach hinten losgehen kann“, „weil Kinder vieles austesten [...], was vielleicht nich immer so sinnvoll is“, achten er und Laura auf eine deutliche Begrenzung der Spielräume, die sie ihren Kindern gewähren. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass Sybille resümiert, dass ihre Kinder als Erwachsene „fast alles anders [machen] als [sie] es gemacht haben“.

An dieser Stelle ist es jedoch wichtig zu bedenken, dass das – nicht erhobene – Großelternpaar mütterlicherseits von Laura und Lukas als Kontrast zu den

Großeltern Bauer herangezogen werden kann („konservativ“ und „vom Land“ im Gegensatz zu '68 und der Herkunft aus einem städtischen Umfeld). Ähnlich beschreibt auch Karl-Heinz die Eltern ihrer Schwiegertochter als „sehr sehr bürgerlich“. Somit kann vermutet werden, dass neben dem intergenerationalen Vergleich (Eltern, Großeltern und auch die Urgroßeltern werden von Karl-Heinz und Sybille als Kontrastfolie herangezogen) ebenso dem intragenerationalen Vergleich eine nicht geringe Bedeutung in der Selbstinterpretation der Befragten zukommt. Allerdings ist hiermit auch eine methodische Grenze dieser Fallbetrachtung zu markieren, da die familiäre Alltagspraxis von Lauras Eltern nur indirekt über Erzählungen der befragten Eltern- und Großeltern der Familie Bauer zugänglich sind.

### 4.3 Erzieherische Verhandlungspraktiken im Vergleich beider Elterngenerationen

- La: „[...] wir hören uns die schon an also wenn die irgendwie (.) die machen ja nich irgendwas ohne Grund also: ne also dass wir dann schon (.) ä:h und das pff=ja die mal (.) abfragen ode:r ne oder dass die mal erzählen warum sie was  
 ↳ gemacht haben oderso oder was sie davon halten oder
- Lu: ↳ °Mhm° ((bestätigend))
- La: Ne?
- Lu: Ge ↳nau
- La: ↳ Und dann: erklären wir den schon: ähm: (.) unsere Vorstellungen oder unsere (.) Ansichten ↳ ne und das ä:hm
- Lu: ↳ Also nicht nur dann sondern (.) eigentlich immer (.) einfach irgendwie g- ohne Grund irgendwas jetzt durchsetzen das machen wir ↳ nich sondern wir sagen den schon
- La: ↳ Das machen wir nich ne: (.) ne:
- Lu: Weshalb wir das jetzt ma ↳chen
- La: ↳ Richtich (.) ja
- Lu: Und wir relativieren das aber auch wenn wir feststellen dass geht jetzt hat jetzt gar nich funktioniert so wie wir uns gedacht haben oder es war einfach unsinnig stellt man auch im: Nachhinein fest oder wieso war man da jetzt so konsequent (.) wieso (.) das brachte nichts (.) außer ne Konflikt vielleicht (.) ähm: aber das: eigentliche Ziel das man im Auge hatte hat=s nich: erfüllt (.) dann wird es auch verworfen und irgendwie neu ↳ (.) überlegt (.) ja
- La: ↳ Ja.“

(Laura und Lukas)

An diesem Zitat von dem jungen Elternpaar Bauer wird deutlich, dass sie mit ihren Kindern im steten Austausch sind, um sich wechselseitig ihr Handeln

erklären zu können. Transparenz, d.h. Klarheit der Intentionen des Erziehungshandelns und ihre Nachvollziehbarkeit „für beide Seiten“ (Lukas) ist dabei ein zentrales Moment der elterlichen Erziehungspraxis, dass gleichzeitig den reflexiven Zugang zum Erziehungsalltag stützt.

In den Beschreibungen der Großeltern Bauer wird Transparenz in der Form „[...] immer zu sagen warum [sie] was gut oder [...] scheiße finden“ (Karl-Heinz) als Prinzip in der Erziehung ebenfalls sichtbar. Auch wenn sich Karl-Heinz und Sybille wie beschrieben als Entwicklungsbegleiter\_innen und Bereiter\_innen von Lerngelegenheiten verstehen und damit das Kind zum Orientierungspunkt ihres elterlichen Handelns erheben, ist ihnen eine gewisse, im pädagogischen Verhältnis liegende Verantwortungshierarchie sehr bewusst. Die Ausübung einer einseitigen Strukturierungsfunktion nimmt dabei ab dem dritten Kind aufgrund der gestiegenen Komplexität des Familienalltags deutlich zu.

„[Um] mit den Kindern klarzukommen und vier Kinder ist kein Pappenstiel [...] müssen die Kinder merken ich will das jetzt und das wird jetzt so gemacht weil es für euch gut ist und weil es für uns alle gut ist [...] und das hat auch wirklich geholfen das war ne [...] Zeit der Konsequenz.“ (Karl-Heinz)

Damit wird bei dem Großelternpaar Bauer trotz aller Emphase für ein verhandlungsbezogenes Erziehungskonzept und bei wachsender Komplexität des Familienalltags auch ein konventioneller Zug sichtbar, gleichsam als abgekürzter Weg zur Aufrechterhaltung einer eben doch nicht vollständig egalitären generationalen Ordnung. Gemein ist beiden Elternpaaren, dass sie ihre Erziehungspraxis vor dem Hintergrund einer altersangemessenen Begleitung bzw. Förderung immer wieder reflektieren. Darüber hinaus sind die Eltern-Kind-Beziehungen in beiden Generationen von einem dialogischen Verhältnis geprägt, das vor allem über Transparenz begründet wird.

#### 4.4 Verflechtungen des Familien- und Erziehungsalltags mit der sozialen Umwelt

Nicht nur die bereits beschriebene zunehmende Komplexität im familialen Binnenmilieu mit anwachsender Kinderzahl veranlasst Karl-Heinz und Sybille zwischen den Ansprüchen ihres Erziehungskonzeptes und den Herausforderungen ihrer Alltagswelt Kompromisse einzugehen. Die Familie der Großeltern Bauer ist durch ihre Partizipation am „Sonderstatus der alternativen Szene“ (Karl-Heinz) in ihrer Dorfgemeinschaft weitgehend sozial isoliert. Auch die unkonventionelle Lebensweise, die unter anderem in ihrem äußeren Erscheinungsbild zum Ausdruck kommt („er mit seinen langen schwarzen

Haaren [und] mit nem Bart“, Sybille) erschwert den Eltern den Zugang zum direkten sozialen Umfeld, dass Sybille als sehr „bäuerlich gepräg[t]“ beschreibt. Sie berichten u.a. von einem Elternabend des Kindergartens, auf dem sie als die Bewohner der „Rattenburg“ vorgestellt wurden, eine diskriminierende Etikettierung, die auf den prekären Status der Familie in der dörflichen Sozialwelt hinweist. Damit teilen die Großeltern Bauer trotz ihrer traditionellen Familienform – ihre Heirat nach einer siebenjährigen Partnerschaft sollte Lukas und später den anderen Kindern einen sozial akzeptierten Rahmen in dem dörflichen Umfeld bieten – die damals vor allem für die sogenannten Landkommunen typische soziale „Insellage“, die mit einem experimentellen Lebensstil in einem normativ weitgehend konservativ orientierten Umfeld verbunden ist. Abgesehen von ihrer sozialen Einbettung in eine alternative Szene „drehte sich eigentlich alles um unsere Kinder und um uns [...], um diesen kleinen Bereich“ (Karl-Heinz). Vor dem Hintergrund dieser relativen sozialen Isolation hat Karl-Heinz „versucht den Kindern eben diese gesellschaftlichen Konventionen [...] beizubringen“ und „immer [versucht] zweigleisig dann zu fahren“.<sup>82</sup> Entsprechend bildet die Familie Strategien der (äußeren) Verhaltensanpassung aus, die der Überbrückung dieser normativen Kluft und der Zielstellung dienen sollen, dass sich die Kinder auch „inner Gesellschaft bewegen können“ (Sybille) und außerhalb der alternativen Szene „gesellschaftliche Akzeptanz [...] und ihre Rolle“ (Karl-Heinz) finden<sup>83</sup>. Dennoch ist das Erziehungskonzept von Sybille und Karl-Heinz von der Überzeugung geprägt, dass Erziehung als verantwortungsvolle Tätigkeit prinzipienorientiert erfolgen soll, und zwar selbst dann, wenn diese Prinzipien absehbar nicht vollständig realisiert werden können. Auch die mit ihrer freizügigen Erziehungspraxis verbundenen Risiken werden eine Zeitlang als Nebeneffekte einer eigentlich richtigen Erziehungspraxis toleriert. Erst später und dann mit einer retrospektiven Einstellung beginnen Sybille und Karl-Heinz die ideologische Überhöhung ihrer freizügigen Erziehungskonzeption zu relativieren.

Im Unterschied zu den spannungsreichen Balanceakten zwischen idealistischen Orientierungen und pragmatischen Kompromissen bei Sybille und Karl-Heinz ist die Erziehungspraxis des Elternpaares Bauer in eine funktional ausgerichtete Strukturierung des Familienalltags eingebunden. Grundlegend hierfür ist eine klare berufliche und private Lebensplanung. So kalkulieren

<sup>82</sup> Als Beispiel führt er hierfür an: „Wenn Besuch kommt [...] dann guckt ihr die an und sagt ‚Guten Tach‘ oder ‚Hallo‘ und [...] nich einfach ‚Hi‘ oder guckt die so an und grüßt nicht“ (Karl-Heinz).

<sup>83</sup> Zudem sollte hiermit „Ambiguitätstoleranz“ und „Rollendistanz“ von den Kindern eingeübt werden. Diese Wortwahl lässt deutlich den bildungsbiographisch bedingten pädagogisch-professionellen Hintergrund zum Vorschein kommen, der als Begründungsressource in die reflexive Legitimation der erzieherischen Alltagspraxis einfließt.

Lukas und Laura genau Zeitpunkt, Dauer und Belastungsausmaß der Erziehungsphase in ihrer Berufsbiographie, indem sie sich zu einem bestimmten Zeitpunkt klar für nur zwei Kinder entscheiden. Bezugnehmend auf Lukas Herkunftsfamilie führen sie aus:

Lu: „[...] wenn man das auf heutige Verhältnisse überträgt (.) dann wär=s so fast nicht mehr möglich (.) weil einfach gesellschaftliche Ansprüche an Lsprüche an einem selbst und

La: L Mhm  
(bestätigend))

Lu: Eingebunden sein in alle möglichen Strukturen (.) so zugenommen haben (.) unserer Meinung nach (.) dass wir einfach auch mit zwei Kindern deutlich ausgelastet sind (1) weil wir sie eben entsprechend auch fördern wollen und so weiter und so fort.“

(Laura und Lukas)

Dass der Tagesablauf in seiner Familie so „sehr strukturiert“ (Lukas) abläuft, wird von Lukas direkt auf die Eingebundenheit der Familienmitglieder in das Erwerbs- und Bildungssystem zurückgeführt („weil=s einfach beruflich bedingt (.) und schulisch bedingt nicht anders geht“). Damit wird die grundlegende Bedeutung dieser sozialen Systeme für die Ausgestaltung des familialen Binnenmilieus deutlich.

Ähnlich wie Sybille und Karl-Heinz verstehen auch Lukas und Laura Erziehung als eine verantwortungsvolle Aufgabe, in der die individuellen Entwicklungsbedürfnisse der Kinder mit gesellschaftlichen Ansprüchen und Gegebenheiten abzustimmen sind. Anders als bei den Großeltern Bauer handelt es sich dabei jedoch nicht nur um notwendige sozial-kulturelle Anpassungsleistungen (Benehmen, Manieren) einer vor allem auf freie Selbstbestimmung hin orientierten Erziehung, sondern um eine Erziehungsausrichtung, die deutlicher auf den individuellen Erfolg des heranwachsenden Kindes innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse zielt. Durch die Einbettung der Erziehungspraxis von Lukas und Laura in den funktionalen Zusammenhang von Gesellschaft, Beruf, Alltagsbewältigung und Lebensplanung ist eine Orientierung an gesellschaftlichen Konventionen und Normen sowie am Leistungsprinzip der Erwerbsphäre auszumachen, die von beiden wenig bis gar nicht problematisiert wird. Die Sorge um das künftige Glück der Kinder macht sich bei Lukas und Laura demnach weniger an der Entfaltung einer selbstbestimmten Lebensweise fest, als an der Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Werten und der Sicherung einer ausreichenden materiellen Basis der Lebensführung. Dazu gehört auch – ganz im Unterschied zu den Großeltern Bauer – eine explizite Förderung und aktive Pflege familiärer Beziehungen nicht nur in der Kernfamilie, sondern auch im weiteren verwandtschaftlichen Umfeld. Dieser Rückgriff auf das Prinzip der Fami-

lialität als einem zentralen Aspekt sozialer Eingebundenheit scheint dabei nicht vorwiegend traditional bestimmt (zumindest bei Lukas gab es ja diese Tradition gerade nicht, wie er beschreibt), sondern eher aus der Sicherung sozialer und emotionaler Ressourcen heraus begründet, also gewissermaßen im Interesse der Vererbung sozialen Kapitals.

#### 4.5 Geschlechterverhältnisse in beiden Generationen

- La: „Also einkaufen: machen wir ja:  
 Lu: Meistens (.) bei wem es sich anbietet  
 La: Rich L<sub>1</sub>tig  
 Lu: L Also das hat häufig dann auch mit Bring und Holaktionen der Kinder zu tun irgendwie montags (.) sind die müssen beim zum vom Klavier Unterricht abgeholt werden so in der Zwischenzeit ist ne Stunde Zeit  
 La: L °(Ja)°  
 Lu: In der (.) sie dann zum Beispiel einkaufen geht (.) weil=s einfach in dieses Zeitfenster gut reinpasst (.) und so wird das mit a:nderen (.) Dingen dann auch häufig verknüpft (.) °genau (.) ja°.“

(Lukas und Laura)

Im Hinblick auf die Verteilung alltäglicher Aufgaben zwischen den Partner\_innen gibt es auffallende Unterschiede zwischen den zwei interviewten Paaren. Lukas und Laura praktizieren weitgehend eine gleichwertige Rollenverteilung. Alles wird gemeinsam entschieden und abgesprochen und geht „irgendwie Hand in Hand“ (Lukas), sowohl in Erziehungsangelegenheiten „durch konkrete Absprachen“ (Lukas), als auch bei der Hausarbeit. Im Zusammenhang mit der starken Strukturiertheit des Familienalltags wird auch verdeutlicht, dass zwischen den beiden Eltern „die Rollen [...] dann klar sind“ (Lukas), was als eine Notwendigkeit zur Alltagsbewältigung erscheint (Lukas: „dann wär=s ja nich mehr leistbar ja“). So bedeutet dies zum Beispiel im Rahmen der Hausarbeit, dass Lukas staubsaugt und Laura „die Wäsche [macht]“. Neben diesen als relativ feststehend erscheinenden Regelungen zwischen den beiden Partner\_innen wird im Familienalltag auch situativ entschieden, wer zum Beispiel den Einkauf erledigt. Für diese situativen Aushandlungen spielt dann die jeweilige Eingebundenheit der Partner\_innen und deren andere Verpflichtungen eine Rolle, sodass im Fall des Einkaufens derjenige/diejenige diese Aufgabe übernimmt, der/die auch die Kinder zum Klavierunterricht bringt und wieder abholt. Es geht also in diesen Situationen dann darum, bei wem sich die Erledigung der anstehenden Aufgabe eher „anbietet“ (Lukas). Die partnerschaftliche Teilung der Aufgaben zwischen den Eltern Bauer bedarf keiner externen Legitimation, sondern scheint selbstverständlich und ist letztlich auf die gemeinsame funktionale Bewälti-



gung des Alltags ausgerichtet. Die oftmals dichte Interaktion zwischen Lukas und Laura im Interview, die häufige gegenseitige Rückversicherungen („Ja ne?“; „Kannst du mir da zustimmen?“) und Bestätigungen (u.a. „Richtig“, „Genau“, „Ja so seh ich das auch“) aufweist, kann als Indiz für ein partnerschaftliches, geschlechteregales Verhältnis gesehen werden. Allerdings wird anhand anderer Stellen in der Interviewkommunikation aber auch deutlich, dass das Sprechen über die gemeinsam gestaltete Alltags- und Erziehungspraxis und damit letztendlich auch diese Praxis selbst nicht frei von Spannungen und Konflikten zwischen Lukas und Laura ist, z.B. hinsichtlich einer zuverlässigen Hausaufgabenkontrolle (siehe Abschnitt 4.6).

Im Gegensatz zu Lukas und Laura beschreiben Sybille und Karl-Heinz ihre Familienform (verheiratetes Elternpaar mit männlichem Ernährer und zunächst zwei Kindern) sowie die Aufgabenverteilung innerhalb der Partnerschaft als relativ „klassisch-traditionell“ (Sybille). An mehreren Stellen des Interviews verweisen sie auf die von ihnen gelebte „klassische Kernfamilie“ (Karl-Heinz), in welcher sie einen Familienalltag leben, der sich durch eine Aufteilung, in „instrumentell[e] und emotional[e]“ (Karl-Heinz) Zuständigkeiten aufgliedert, auch wenn sie sich über bestimmte Dinge (z.B. die Haushaltsressourcen) absprechen. So ist Karl-Heinz dafür zuständig gewesen „hauptsächlich [...] die Kohle ranzuschaffen ä:h die [sie] irgendwie brauchten um über die Runden zu kommen“ (Karl-Heinz), während Sybille ihre Rolle wie folgt beschreibt:

„Ich hab ä:h Haushalt gemacht Kinder betreut [...] gefahren ich hab gekocht ä:h ich hab mich politisch engagiert (.) ganz extrem ((seufzt)) ich hab n Garten gemacht ich hab n Rasen gemäht als die Kinder noch kleiner waren hinterher konnten die dann auch mal helfen ja also so ganz klassisch sach ich mal.“

(Sybille)

Diese vorwiegend traditionelle Rollenaufteilung steht in Spannung zu ihrer in anderer Hinsicht alternativen Lebensweise und ihrer Selbstpräsentation als Angehörige der „68er-Generation“, die eben diese Geschlechterrollentrennung zu hinterfragen und aufzubrechen versuchte. In den Beschreibungen des Familienalltags erscheint diese selbst als „traditionell“ empfundene Aufteilung zwischen Karl-Heinz und Sybille allerdings ihrerseits wiederum nicht ungebrochen. So schmierte Karl-Heinz z.B. morgens die Schulbrote und beteiligte sich an der Hausaufgabenbeaufsichtigung und insbesondere Sybilles kommunalpolitisches Engagement wird an mehreren Interviewstellen hervorgehoben (Karl-Heinz: „[...] ihre politische Arbeit [...] die wirklich sehr ä:h auch ä:h wichtig war für uns alle“). Traditionell organisiert war die Aufgabenverteilung nach Darstellung des Paares nicht aus Überzeugung, sondern aufgrund ihrer objektiven Lage (Sybille: „Es ging ja nicht anders“), was offenbar einen gewissen Legitimationsbedarf erzeugt:

Sy: „Ja musst ich ja ich mein ich war ä:hä (.) ä:h wenn du immer schwanger bist und kriegst Kinder (.) ich mein wie willst du da n n Job machen L (.) ne

KH: L Jaja

Sy: aber ich hab ihn i Lnswei:t unterstüt- nee nee weiß ich

KH: Ldas war auch kein Vorwurf (.) aber dat war dat hat sich so ergeben und (.)es war einfach so.“

(Sybille und Karl-Heinz)

Das Moment des pragmatischen Kompromisses zwischen alternativer Lebens- und Erziehungsorientierung einerseits und den praktischen Anforderungen des familialen Alltags findet sich somit auch an dieser Stelle wieder und wird zudem durch die sozial figurierten Bezüge des familialen Binnenmilieus zum Erwerbssystem erweitert. Insgesamt wird bei den Großeltern Bauer ein Spannungsfeld zwischen geschlechtergerechten Orientierungen und den spezifischen Bedingungen des Familienlebens (berufliche Existenzsicherung bei allgemeinem Einstellungsstopp für Lehrer, ländliches Milieu mit konservativer Werteordnung) deutlich, dass die Familie auch in Bezug auf das gelebte Geschlechterverhältnis zwischen den Partner\_innen zu pragmatischen Kompromisslösungen drängt.

## 4.6 Fallspezifische methodische Herausforderungen

Nachdem die auf den Untersuchungsgegenstand gerichteten Fragen anhand der Fallanalyse exemplarisch verfolgt wurden, sollen im Folgenden auch die in Abschnitt 3 aufgeworfenen methodischen Fragestellungen am Material diskutiert werden. Zunächst wird auf das Problem der Retrospektivität des Erzählten eingegangen, verbunden mit der Frage, inwiefern das Interview als Reflexionsform eine Aktualisierung vergangener Erfahrungen und Geschehnisse erleichtert bzw. zur Reproduktion von ‚Familienmythen‘ ermuntert, die die konkrete Erlebnisaufschichtung eher verschleiern.

Erzählungen verbinden stets den Moment des Erzählens mit der ‚erzählten Zeit‘, die in die Vergangenheit zurückweist. Sie sind also im Moment des Sprechaktes selbst bereits retrospektiv. Allerdings ist die Zeitspanne, die zwischen der Erzählsituation und dem erzählten Ereignis liegt, unterschiedlich groß. Während Lukas und Laura ihren Erziehungsalltag momentan als Teil ihrer aktuellen Lebensphase erleben, liegt dieser bei Sybille und Karl-Heinz bereits einige Jahrzehnte zurück. Somit scheint es plausibel anzunehmen, dass bei den Großeltern Bauer bereits Neu- bzw. Umdeutungen der erinnerten Ereignisse stattgefunden haben, die sich von den ursprünglichen Deutungen und Selbstdeutungen unterscheiden. So kann man an unterschiedlichen Stellen des Interviews bereits aufgrund der Ausdrucksweise erkennen,

dass im Unterschied zu der Zeit der tatsächlichen Kindererziehung bestimmte Neubewertungen und Reflexionsprozesse eingesetzt haben, die ein anderes Licht auf die erzählten Ereignisse werfen. Beispielsweise markiert Sybilles Einschub „wie ichs heute formulieren würde“ ein reflexives Moment im zeitlichen Abstand zu ihrem damaligen Erziehungsverhalten. Ähnliches zeigt sich auch, wenn Sybille sagt: „Heute wissen wir natürlich (.) dass wir auch viel viel Irrtümer begangen haben also auch so (.) ich sage mal so (.) ja politisch jetzt betrachtet oder wie auch immer ähm (.) es relativiert sich (.) im Laufe des Lebens.“ Dabei scheint in dieser Hinsicht gerade das Thema Erziehung in der Herkunftsfamilie für beide Generationen eine besondere Rolle zu spielen, wie man an den folgenden beiden Zitaten gut erkennen kann.

KH: „Ja und die Herausforderung ist einfach aber trotzdem (.) sich dann bewusst zu werden (.) wie so eine familiäre Situation geprägt ist durch die eigenen unbewusst gemachten Erfahrungen (.) durch die eigene Rolle die man in der Familie gespielt hat (.) durch die Ehrlichkeit oder Unehrllichkeit der Eltern und und und  
L da ham

S: L Mmh  
 und da unterhalten wir uns übrigens heute wo die Kinder aus dem Haus sind ganz oft drüber L (.) äh dass wir uns darüber unterhalten (.) wie ist das in unserer Kindheit  
|  
L Ja

KH: L Ja  
 S: gelaufen (.) welche Einflüsse hat das gehabt auf (.) auf unsere Kinder die wir erzogen haben (.) also wir reflektieren jetzt viel viel mehr als früher als wir so mittendrin standen.“

(Sybille und Karl-Heinz)

Lu: „°Mhm° (2) genau man: (.) irgendwie: (.) zumindest geht's uns so wir reflektieren (.) welche Erziehung wir genossen haben (.) und ähm: man kann dann ja irgendwie mit fortgeschrittenem Alter stellt man fest (.) ob sich das (.) der eigenen Meinung nach bewertet oder nicht (.) ähm (.) wie man das so im Nachhinein bewertet (.) und das was man: für gut erachtet wendet man selbst an (.) das bei denen man feststellt dass es (.) nicht so: (.) sinnvoll war (.) das lässt man dann möglichst (.) ähm: (.) genau also da haben wir dann schon auch einiges verändert

La: Ja.“

(Laura und Lukas)

Die hier zutage tretende Reflexivität lässt sich als eine Art retrospektiv gerichtete Arbeit an der eigenen Biografie bzw. der Familienbiografie verstehen, die den Charakter einer Vertiefung des (Selbst-) Verständnisses hat. Allerdings schließt dies nicht aus, dass die retrospektive Überformung weit zurückliegender Ereignisse auch Familienmythen reproduzieren kann, in

denen biografischer Sinn eher „eingeschlossen“ als „aufgeschlossen“ erscheint:

KH: „Ich bin als Fremdenverkehrs=ä:h=planer hier oben hab ich immer große Feste und Feierlichkeiten mit Leuten aus aller Welt geplant und (.) dann hatten wir hier so ne ganz idyllische Grillecke und da bin ich zu dem Wirt gegangen (.) der das nutzen durfte auf dessen Privatgelände das stand (.) und das war romantisch wie in Kanada (.) und ich sach Helmut du musst jetzt mir mal das Grillen wieder organisieren deine Zuchpferde rausholen Bollerwagen und ä:h Pferde und so weiter (.) Kutschfahrt da hin (.) ne sacht er geht nicht mehr (.) ich sach wie geht nicht mehr? (.) ist weg (.) ich sag wie die Grillhütte ist weg? (.) ja die Hütte ist gesprengt (2) <sup>L</sup> ich sach (.) Jahre später (2) da ham die die-  
sen

S: <sup>L</sup> Jahre später ham wir raus gefunden dass  
das Lukas war

KH: ganzen Grill und dann die Grillhütte gleich mit (.) mit einer Megasuperbombe gesprengt.“

(Sybille und Karl-Heinz)

Abschließend soll in diesem Unterabschnitt auf die Frage eingegangen werden, inwieweit bei Paarinterviews davon ausgegangen werden kann, ob es eine gemeinsame ‚Paarwirklichkeit‘ gibt, oder eigentlich nur individuelle Sichten auf die gemeinsamen Erlebnisse. Präzisieren lässt sich das Problem dahingehend, dass sich jede Erzählung durch ihre jeweils spezifische Versionshaftigkeit auszeichnet<sup>84</sup> und somit Paare in der Befragungssituation selbst stets eine spezifische Version ihrer gemeinsamen Paargeschichte erzählen.<sup>85</sup> Auch die beiden von uns befragten Paare erzählen uns eine bestimmte Fassung der Paargeschichte, nämlich diejenige, die sich vornehmlich auf die gemeinsam gestaltete Elternschaft bezieht. Dass es sich hierbei um eine gemeinsame Konstruktion einer Geschichte und damit auch um eine gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion handelt zeigt sich auch daran, dass die beiden Paare durchaus Konflikte im Interview zulassen und im Fall von Lukas und Laura sogar direkt benennen:

La: „Obwohl (.) ich muss dazu sagen dass (.) dass ich da schon mehr <sup>L</sup> (tu was wo du willst) oder

Lu: <sup>L</sup> Ja (2) du  
machst das schon mehr <sup>L</sup> aber

La: <sup>L</sup> Also mich wundert dass du als Lehrer dass du da so:  
@ (3) @

Lu: Hat ja auch manchmal auch mit der Zeit- <sup>L</sup> ä verteilung Einteilung zu tun

La: <sup>L</sup> Das ist schon (.) denke ey °na gut°

<sup>84</sup> Vgl. Kruse 2015.

<sup>85</sup> Vgl. Burkart et al. 1989.

- Lu: Es geht ja auch nicht darum wer das macht sondern da<sup>L</sup>ss wir beide wissen  
dass=s gemacht werden muss eher
- La: <sup>L</sup>Na:,
- Lu: °Da- das ist ja der Punkt°
- La: Ja gut is ja egal @(. )@
- Lu: Aber ihr hört schon das (.) gibt natürlich das n ist birgt <sup>L</sup> auch Konfliktpotenzi-  
al ä:hm
- La: <sup>L</sup> Sind so Reibungs-  
punkte manchmal [...].“
- (Lukas und Laura)

An dieser Stelle zeigt sich, dass hier gerade die gemeinsame Befragung im Paarinterview ein „Konfliktpotential“ und „Reibungspunkte“ (Laura) zutage fördert, die in der aktuellen Interaktion im Gespräch ebenso präsent sind, wie im Erziehungsalltag, der Gegenstand der Erzählungen ist. Beide Datenquellen verweisen auf eine konsistente Struktur. Allerdings ist nicht davon auszugehen, dass dies sich in anderen Fällen genauso verhält. Aber auch das Aufzeigen einer Differenz wäre nichts anderes als eine Herausforderung an eine konsistente interpretative Auslegung des Sprachmaterials.

## 5. Fazit

Im Hinblick auf die in Abschnitt 2 aufgeworfenen Fragen können aus der Fallanalyse Bauer einige interessante Ergebnisse herausgestellt werden. Tatsächlich zeigt das Großelternpaar Bauer mit ihrer Entscheidung, ihre Kinder in einer ländlichen, naturnahen Umgebung groß zu ziehen, um ihnen eine freiere, den spontanen Bedürfnissen folgende und die kindliche Neugierde und Experimentierfreude unterstützende Entwicklungsumwelt zu bieten, eine Affinität zum Erziehungsdiskurs der „Achtundsechziger“. Sie verbinden diese pädagogischen Absichten mit Orientierungen an einem alternativen Lebensstil, der in Opposition zu der selbst erfahrenen Kindheit in der Familie in den 1950er Jahren steht, und der – von der 68er-Bewegung und der ihr vorausgehenden Hippie-Kultur inspiriert – auch mit einer politisch links stehenden Protesthaltung verbunden ist, wie u.a. die Aktivität von Sybille bei den „Grünen“ dokumentiert. Allerdings zeigt der Fall ebenso, dass diese Lebensform in dem damaligen sozialen und kulturellen Umfeld zugleich eine relative Isolation im sozialen Mikrosystem des Dorfes mit sich brachte, wie eine erhebliche Distanz zu anderen Mitgliedern der aus dem bürgerlichen Milieu (Herr Bauer) bzw. dem Arbeitermilieu (Sybille) stammenden Herkunftsfamilie. Diese Sonderstellung prägte das Binnenmilieu der Familie auf eine Weise, die von Lukas Bauer als einem der in diesem Milieu aufgewach-

senen Kinder als ausgesprochen belastend und einengend empfunden wurde. Der seit Ende der 1970er Jahre geltende Einstellungsstopp für Lehrer wirkt sich im Sinne eines prekären Berufseinstiegs aus, der für die materielle Versorgung der Familie Kompromisse forderte und bei der raschen Folge von vier Kindern eine traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Partnern nahelegte. So zeichnen die Großeltern Bauer ein hybrides und zum Teil auch spannungsreiches Bild ihrer frühen Familienphase, in dem sich Einflüsse der neuen sozialen Bewegungen ebenso bemerkbar machen, wie die Tradierung konventioneller Lebensformen (Ehe, Arbeitsteilung). Die diesem, in starkem Maße auf die Gewährung förderlicher Entwicklungsbedingungen für ihre Kinder herum organisierten Lebensstil zugrunde liegende Erziehungspraxis ist vor allem von einer großen Freizügigkeit geprägt, die dem Ziel einer frühen Selbstständigkeitserziehung und mentalen wie auch körperlichen Robustheit der Kinder dienen soll. Retrospektiv beschreiben die Großeltern ihre Erziehungspraxis – durchaus positiv konnotiert – als mit einer gewissen Tendenz zum ‚Chaos‘ und zur Improvisation ausgestattet, sich darin deutlich von der strukturierten Lebensplanung und Erziehungspraxis ihrer Kinder unterscheidend. Allerdings sehen sie auch selbst, dass sich in den letzten Jahrzehnten die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen Beruf, Familie und Erziehung miteinander verbunden werden müssen, stark gewandelt haben. Deutlich wird in der Fallanalyse aber auch, dass es sich um eine stark von einem bestimmten (akademisch-studentischen und dazu noch professionell-pädagogisch infiltrierten) Sozialmilieu geprägte Familien- und Erziehungspraxis handelt, die es nicht nur im zeitlichen Längsschnitt, sondern auch im Querschnitt durch andere sozialstrukturelle Milieus zu differenzieren gilt. Zwar gibt es markante Hinweise auf direkte Bezüge beider Elternpaare Bauer zu übergreifenden sozialen Erziehungsdiskursen (Ratgeberliteratur, Freunde, usw.), aber auch hier wäre genauer zu bestimmen, in welchen Milieus diese Diskurse einen spürbaren Niederschlag gefunden haben.

Das Elternpaar Lukas und Laura Bauer unterscheidet sich in ihrer berichteten Lebens- und Erziehungspraxis erkennbar von dem untersuchten Großelternpaar Bauer, teils sogar im Sinne einer oppositionalen Haltung gegenüber der vorherigen Elterngeneration. Dennoch sind die Erziehung zur Selbstständigkeit und das Verhandeln als Interaktionsmodus zwischen Eltern und Kindern wichtige Pfeiler ihrer pädagogischen Praxis. Lukas und Laura legen als Eltern Wert auf eine klar strukturierte Lebenspraxis, die funktional auf die gemeinsame Bewältigung der aktuellen Lebensumstände bezogen ist und von einer materiellen und sozialen Sicherheit versprechenden Lebensplanung getragen wird. Der Anspruch auf eine geschlechtergerechte Verteilung von Berufsarbeit und Familienarbeit scheint selbstverständlich und nicht begründungsbedürftig. Der Realisierung dieses Anspruchs versuchen sie in einer

situationsflexiblen und pragmatischen Weise nachzukommen, was keinesfalls ausschließt, dass dabei nicht auch Konflikte entstehen, die es zwischen ihnen auszuhandeln gilt. Deutlich wird in der Selbstdarstellung des Elternpaares auch, dass dieser funktionale Pragmatismus der Lebensführung auf einen hohen Belastungslevel reagiert, der sich aus den beruflichen Anforderungen beider berufstätigen Eltern, dem Alltag von Familie und Kindererziehung und der (sich auch auf den Bildungserfolg ihrer Kinder bezogenen) Verantwortung für eine sichere und befriedigende Zukunft ihrer Kinder ergibt. Familie im weiteren Sinne (insbesondere die weitere Verwandtschaft) stellt in diesem Zusammenhang eine wichtige soziale und emotionale Unterstützungsressource dar, ganz im Unterschied zu der entsprechenden Familienphase der Großeltern Bauer, die sich mit ihrem oppositionellen Lebensstil aus dem weiteren Familienkontext separierten. Der mit dem Lebensentwurf von Lukas und Laura Bauer korrespondierende Erziehungsstil lässt sich als ‚strukturierte Selbstständigkeitserziehung‘ kennzeichnen, in der auf der Basis einer entwicklungsförderlichen Grundhaltung relativ klar begrenzte Erfahrungsräume markiert und altersentsprechende Entwicklungserwartungen und Beteiligungsformen am Familienalltag kommuniziert werden. Deutlich stärker als bei den Großeltern Bauer wird die Selbstständigkeitserziehung mit strukturierenden und kontrollierenden Praktiken verbunden, die auch ‚Konsequenzen‘ für den Fall der transparent gehaltenen Regeln des Erziehungs- und Familienalltags vorsehen. Allerdings wird auch hier sichtbar, dass pragmatisch auf soziale Funktionalität hin ausgerichtete Handlungsroutinen das elterliche Erziehungskonzept durchkreuzen können. Der ‚Verhandlungsrahmen‘ ist so bei dem jungen Elternpaar Bauer gewiss enger gestrickt als dies bei den Großeltern früher der Fall war. Doch zeigt die Flexibilität in der Anpassung dysfunktionaler Erziehungspraktiken an neue Erfahrungen oder Erkenntnisse eine hohe Reflexivität des familialen Erziehungsgeschehens, ein Merkmal, das im Übrigen beide Elternpaare auch wieder miteinander verbindet. Obwohl sich in der familialen Erziehungspraxis von Laura und Lukas Bauer traditionelle Elemente wie die Betonung der verwandtschaftlichen Bindungen oder eine gewisse Strenge in der Regulierung der Eltern-Kind-Beziehungen wiederfinden lassen, so handelt es sich dabei eigentlich nicht um einen Traditionalismus im Sinne einer unreflektierten Kontinuität mit dem Althergebrachten sondern um einen kalkulierten Rückgriff auf Erziehungspraktiken, die im Rahmen eines reflektierten Erziehungskonzepts übernommen werden. So lässt sich abschließend feststellen, dass die Ergebnisse der Fallinterpretation die These von einer Transformation der ‚Verhandlungsfamilie‘ in den letzten drei bis vier Jahrzehnten im Wesentlichen stützen.

Inwieweit diese These sich über den Fall und dessen Milieubezug hinaus bestätigen lässt, welche Bedeutung den sozialen Figurationen dabei zukommt, in die der milieuspezifische Alltag eingebettet ist, und mit welchen abweichenden historischen Prägungen der Entwicklung von familialen Erziehungspraktiken zu rechnen ist, wenn man die unterschiedlichen historisch-gesellschaftlichen Voraussetzungen in Ost- und Westdeutschland berücksichtigt, kann erst in einem Vergleich mit weiteren Fällen rekonstruiert werden.

## Literatur

- Adam, Ursula/Mühling, Tanja/Förster, Mandy/Jakob, Désirée (2014): Enkelkinderbetreuung. Facetten einer wichtigen intergenerationalen Leistung. Opladen.
- Baader, Meike Sophia (2008a): Das Private ist politisch. Der Alltag der Geschlechter, die Lebensformen und die Kinderfrage. In: Baader, Meike Sophia (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche!“. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 153–172.
- Baader, Meike Sophia (2008b): Von der sozialistischen Erziehung bis zum buddhistischen Om. Kinderläden zwischen Gegen- und Elitekulturen. In: Baader, Meike Sophia (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 16–35.
- Baader, Meike Sophia (2008c): Vorwort: Erziehung und Bildung: übersehene Dimensionen in der 68er-Retrospektive. In: Baader, Meike Sophia (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 7–13.
- Baader, Meike Sophia (2014): Die reflexive Kindheit. In: Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang: Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt/New York, S. 414–455.
- Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt/New York.
- Bastin, Sonja/Kreyenfeld, Michaela/Schnor, Christine (2013): Diversität von Familienformen in Ost- und Westdeutschland. In: Krüger, Dorothea Christa/Herma, Holger/Schierbaum, Anja (Hg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim/Basel, S. 126–145.
- Behnke, Cornelia (2012): Partnerschaftliche Arrangements und väterliche Praxis in Ost- und Westdeutschland. Paare erzählen. Opladen/Berlin/Toronto.
- Bertram, Hans/Deuflhard, Carolin (2015): Die überforderte Generation. Arbeit und Familie in der Wissensgesellschaft. Opladen.
- BMFSFJ - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht. Stellungnahme der Bundesregierung zum Bericht der Sachverständigenkommission. Bericht der Sachverständigenkommission.
- BMFSFJ - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2012): Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Achter Familienbericht.



- BMFSFJ - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2015): Familienreport 2014. Leistungen, Wirkungen, Trends.
- BMFSFJ - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2017): Familienreport 2017. Leistungen, Wirkungen, Trends.
- Bohnsack, Ralf (1989): Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen (Biographie und Gesellschaft, Bd. 8). Opladen.
- Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hg.) (<sup>3</sup>2010): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung, Opladen u.a.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.) (<sup>3</sup>2013): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden.
- Bohnsack, Ralf (<sup>3</sup>2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen/Toronto.
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Übers. von Günter Seib. Frankfurt a.M.
- Bois-Reymond, Manuela du/Büchner, Peter/Krüger, Heinz-Hermann/Ecarius, Jutta/Fuhs, Burkhard (1994): Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. (Studien zur Jugendforschung, Bd. 13). Wiesbaden.
- Burkart, Günter/Fietze, Beate/Kohli, Martin (1989): Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konsequenzen (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 60). Wiesbaden.
- Cloos, Peter (2008): Die Neu-Entdeckung der frühen Kindheit? In: Baader, Meike Sophia (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche“. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel, S. 69–87.
- Deutsche Shell-Aktiengesellschaft (Hg.) (<sup>4</sup>1981): Die Einstellung der jungen Generation zur Arbeitswelt und Wirtschaftsordnung 1979. Hamburg.
- Diabaté, Sabine/Lück, Detlev/Schneider, Norbert F. (2015): Leitbilder der Elternschaft: Zwischen Kindeswohl und fairer Aufgabenteilung. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Bd. 48). Opladen u.a., S. 247–268.
- Diabaté, Sabine (2015): Mutterleitbilder: Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48). Opladen/Berlin u.a., S. 207–226.
- Dietrich, Georg (1985): Erziehungsvorstellungen von Eltern. Ein Beitrag zur Aufklärung der subjektiven Theorie der Erziehung. Göttingen u.a.
- Ecarius, Jutta (2002): Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen. Opladen.
- Ecarius, Jutta/Fuchs, Thorsten/Wahl, Katrin (<sup>7</sup>2008): Der historische Wandel von Sozialisationskontexten. In: Hurrelmann, Klaus/Grundmann, Matthias/Walper, Sabine (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Weinheim/Basel, S. 104–116.
- Elias, Norbert (<sup>2</sup>1969): Einleitung. In: Elias, Norbert (Hg.): Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Bern/München, S. LIV–LXX.

- Elias, Norbert (1970): Was ist Soziologie? (Grundfragen der Soziologie, Bd. 1) Weinheim/München.
- Eschner, Carmen (2017): Erziehungskonzepte im Wandel. Eine qualitative Inhaltsanalyse von Elternratgebern 1945 bis 2015. Wiesbaden.
- Gaffer, Yvonne/Liell, Christoph (<sup>3</sup>2013): Handlungstheoretische und methodologische Aspekte der dokumentarischen Interpretation jugendkultureller Praktiken. In: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden, S. 195–221.
- Gründler, Sabine/Dorbritz, Jürgen/Lück, Detlev/Naderi, Robert/Ruckdeschel, Kerstin/Schiefer, Katrin/Schneider, Norbert (2013): Familienleitbilder. Vorstellungen, Meinungen, Erwartungen. Wiesbaden.
- Grundmann, Matthias/Hoffmeister, Dieter (<sup>5</sup>2011): Familie als Interaktions- und Beziehungsgeflecht. Zum Wandel der Familie als Erziehungsinstanz. In: Macha, Hildegard/Witzke, Monika (Hg.): Familie. Handbuch der Erziehungswissenschaft. Paderborn, S. 193–214.
- Henry-Huthmacher, Christine (2008): Eltern unter Druck. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Studie. Bonn.
- Honneth, Axel (2011): Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1975): Jugend zwischen 13 und 24. Vergleich über 20 Jahre. Sechste Untersuchung zur Situation der Deutschen Jugend (Bd. 1: Vorstudie). Hamburg.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1977): Jugend in Europa. Ihre Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. Eine vergleichende Analyse zwischen der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Großbritannien. Siebente Untersuchung zur Situation der Deutschen Jugend (Bd. 1: Vorstudie). Hamburg.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.) (2014): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim/Basel.
- Kassner, Karsten/Rüling, Ameli (2005): „Nicht nur am Samstag gehört Papa mir!“. Väter in egalitären Arrangements von Arbeit und Leben. In: Tölke, Angelika/Hank, Karsten (Hg.): Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. Wiesbaden, S. 235–264.
- Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (2010): Familienformen und Lebensbedingungen in Ost und West. Zur sozioökonomischen Lage von Müttern in Deutschland, Frankreich und Russland. In: Krause, Peter/Ostner, Ilona (Hg.): Leben in Ost- und Westdeutschland. Eine sozialwissenschaftliche Bilanz der deutschen Einheit 1990–2010. Frankfurt a.M., S. 123–143.
- Krause, Peter/Ostner, Ilona (Hg.) (2010): Leben in Ost- und Westdeutschland. Eine sozialwissenschaftliche Bilanz der deutschen Einheit 1990–2010. Frankfurt a.M.
- Kruse, Jan (<sup>2</sup>2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim/Basel.
- Küstors, Ivonne (<sup>2</sup>2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden.
- Küstors, Ivonne (2014): Narratives Interview. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden.
- Lange, Andreas (2010): Bildung ist für alle da oder die Kolonialisierung des Kinder- und Familienlebens durch ein ambivalentes Dispositiv. In: Bühler-Niederberger, Doris/Mierendorff, Johanna/Lange, Andreas (Hg.): Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden, S. 89–114.

- Lange, Andreas (2013): Frühkindliche Bildung: Soziologische Theorien und Ansätze. In: Stamm, Margrit/Edelmann, Doris (Hg.): Handbuch frühkindliche Bildungsforschung. Wiesbaden, S. 71–84.
- Leu, Hans Rudolf (2002): Sozialberichterstattung zu Lebenslagen von Kindern. (DJI-Reihe Kinder, Bd. 11). Opladen.
- Liebenwein, Sylvia (2008): Erziehung und soziale Milieus. Elterliche Erziehungsstile in milieuspezifischer Differenzierung. Wiesbaden.
- Lück, Detlev/Ruckdeschel, Kerstin (2015): Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48). Opladen/Berlin u.a., S. 61–76.
- Lück, Detlev (2015): Vaterleitbilder: Ernährer und Erzieher. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48). Opladen/Berlin u.a., S. 227–246.
- Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generationen. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, eingel. u. hrsg. v. Kurt H. Wolff. Berlin/Neuwied, S. 509–565.
- Müller, Hans-Rüdiger (1999): Das Generationenverhältnis. Überlegungen zu einem Grundbegriff der Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 45, H. 6, S. 787–805.
- Müller, Hans-Rüdiger/Krinninger, Dominik (2016): Familienstile. Eine pädagogisch-ethnographische Studie zur Familienerziehung. Weinheim/Basel.
- Nave-Herz, Rosemarie (<sup>4</sup>2009): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt.
- Nohl, Arndt-Michael (<sup>4</sup>2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden.
- Ostner, Ilona (2015): Elterliches Selbstverständnis im Wandel. Befunde und Analysen. In: Kraul, Margret (Hg.): Private Schulen. (Schule und Gesellschaft, Bd. 58). Wiesbaden, S. 211–230.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (<sup>4</sup>2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, 32. Jg., H. 4, S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2008): Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Stefan (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M., S. 188–209.
- Ricœur, Paul (2005): Was ist ein Text? (1970). In: Ricœur, Paul (Hg.): Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999). hrsg. von Peter Welsen. (Philosophische Bibliothek). Hamburg, S. 79–108.
- Schatzki, Theodore R. (1996): Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social. Cambridge.
- Schleiermacher, Friedrich (1826/2000): Grundzüge der Erziehungskunst (Vorlesungen 1826). In: Winkler, Michael/Branchmann, Jens (Hg.): Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe. Bd. 2. Frankfurt a.M.
- Schneewind, Klaus A./Ruppert, Stefan (1995): Familien gestern und heute. Ein Generationenvergleich über 16 Jahre. München.

- Shell Deutschland Holding (Hg.) (2010): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich. Frankfurt/M.
- Thon, Christine (2008): Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen. Bielefeld.
- Wrana, Daniel (2015): Zur Analyse von Positionierungen in diskursiven Praktiken. Methodologische Reflexionen anhand von zwei Studien. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. (Interdisziplinäre Diskursforschung). Wiesbaden, S. 123–142.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2017): Das Paarinterview. Methodologie – Methode – Methodenpraxis. Wiesbaden.

### **Anschrift der Autor/innen**

Prof. Dr. Hans-Rüdiger Müller  
ruediger.mueller@uni-osnabrueck.de

Sylvia Jäde, M.A.  
sylvia.jaede@uni-osnabrueck.de

Christoph Kairies, M.A.  
christoph.kairies@uni-osnabrueck.de

Universität Osnabrück  
Institut für Erziehungswissenschaft  
Heger-Tor-Wall 9  
49069 Osnabrück

## Die 68er – The Last Generation?<sup>1</sup>

### 1 Einleitung

Das „Problem der Generation“<sup>2</sup> ist in den Wissenschaften der Erziehung, der Geschichte und der Gesellschaft ein Problem geblieben.<sup>3</sup> Mit dem Generationsbegriff ist zu keinem Zeitpunkt eine organisatorisch eigenständige und konzeptionell konsistente Forschungsrichtung etabliert worden.<sup>4</sup> Das ist wissenssoziologisch und wissenschaftsgeschichtlich umso bemerkenswerter, als der Generationsbegriff in der Öffentlichkeit ausgesprochen populär ist und gerade in den letzten dreißig Jahren immer wieder neue gesellschaftliche Entwicklungen zum Ausruf neuer Generationen geführt haben: „Generation 89“ (Leggewie 1995), „Zonenkinder-Generation“ (Hensel 2002), „Generation X“ (Coupland 1991), „Generation Y“ (Hurrelmann/Albrecht 2014), „Generation Me“ (Twenge 2006), „Generation Merkel“ (Der Spiegel 2014) oder die zuletzt die verbreitete Rede über die „Digitale Generation“.

Das bedeutet: Auf der einen Seite wird dem Konzept der Generation in den öffentlichen Debatten der Gesellschaft ein hohes Kategorisierungspotenzial zugetraut, das ihm auf der anderen Seite im wissenschaftlichen Diskurs regelmäßig abgesprochen wird. Die Philosophin Hilge Landweer hat dem Generationsansatz bereits vor zwanzig Jahren etwas „kategorial Schwammi-

---

<sup>1</sup> Ich danke Kathrin Audehm, Hanns-Georg Brose, Hans Otto Hügel und den beiden Gutachter\*innen des Jahrbuchs für Historische Bildungsforschung für ihre Kommentare zu einer früheren Fassung.

<sup>2</sup> Vgl. Mannheim 1928.

<sup>3</sup> Für die Erziehungswissenschaft siehe Zinnecker 2003, für die Geschichtswissenschaft siehe Niethammer 2003, für die Soziologie siehe Lepsius 2003.

<sup>4</sup> Obwohl es in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie beispielsweise etwa 35 Sektionen gibt, die sich thematisch mit Stichworten wie Kindheit, Jugend, Alter oder Biographie durchaus auf einem dem Generationsproblem ähnlichen Abstraktionsniveau bewegen, kommt Generation in keiner der Sektionen ausdrücklich vor. Ähnliches gilt für prominente internationale Verbände in der Soziologie wie der ISA oder ASA. Für die entsprechenden Verbände in der Erziehungswissenschaft oder der Geschichtswissenschaft lässt sich dies ebenso konstatieren.

ges“<sup>5</sup> attestiert. Interessant ist dabei weiterhin, dass sich die Kommentatoren in der wissenschaftlichen Diskussion durchweg einig sind, Karl Mannheims Aufsatz „Das Problem der Generation“<sup>6</sup> zum Ausgangspunkt ihrer – in der Regel skeptischen – Stellungnahmen zu machen. Und wenn sich Wissenschaftler überhaupt an das Phänomen der Generation heranwagen, dann gibt es nur wenige, denen sie das Prädikat „Generation“ verleihen. Zu ihnen gehören die „Lost Generation“<sup>7</sup> als erste und die „68er“ als womöglich letzte.

Der vorliegende Beitrag befasst sich daher aus wissenssoziologischer und generationstheoretischer Perspektive<sup>8</sup> mit der Frage, ob es sich bei der 68er-Generation um die letzte Generation des 20. Jahrhunderts oder womöglich sogar um die letzte Generation überhaupt gehandelt hat. Dazu werden im ersten Abschnitt die zentralen Kriterien des klassisch-soziologischen Generationskonzepts von Karl Mannheim rekapituliert und dabei zugleich generations- und wissenssoziologisch nachvollzogen, dass Mannheim selbst als Angehöriger der „Lost Generation“ sensu Robert Wohl<sup>9</sup> angesehen werden könnte, der „ersten Generation des 20. Jahrhunderts“. Daraus lässt sich die Frage ableiten, ob Mannheims Konzept als Wissenssystem nicht ebenfalls einen historischen Verfallsindex aufweist und dieser sich aus dem mit dem Generationsbegriff imaginierten Gesellschaftsverhältnis ergeben könnte (1).<sup>10</sup> Vor diesem Hintergrund wendet sich der Beitrag zentral den 68ern zu und identifiziert sie wissenssoziologisch und habitustheoretisch als Wir-Sinn<sup>11</sup> einer Generation für eine spezifische historische Problemkonstellation, die von den Angehörigen dieser Generation als „ihre Zeit“ verstanden wird. Zugehörigkeit zu einer Generation hieße demnach das kollektive Verständnis zu teilen, eine eigene Zeit gemeinsam zu haben. Dies setzt aber eine historische Praxis voraus, innerhalb der die Angehörigen einer Generation sich „ihre Zeit“ durch kollektive Aktionen angeeignet haben. Aus diesem Grund weist Mannheims Konzept der Generation (ohne dies explizit zu machen) eine Verbindung zum Konzept der sozialen Bewegung auf (2).<sup>12</sup>

---

<sup>5</sup> Landweer 1996, S. 89.

<sup>6</sup> Vgl. Mannheim 1928.

<sup>7</sup> Der Begriff wird Gertrude Stein zugeschrieben, vgl. dazu Wohl 1979.

Der Mannheimsche Generationsbegriff wird grundlegend in Corsten 1999 rezipiert und mit neueren Theoriesträngen (Kommunikationssoziologie, Diskursanalyse) verbunden. Die wissenssoziologische Fundierung des Generationskonzepts wird ausführlich in Corsten 2010 beschrieben.

<sup>9</sup> Vgl. Wohl 1979.

Vgl. dazu die Kritiken von Niethammer 2003 oder Roseman 2005. Insofern drängt sich nachgerade die Frage auf, ob es sich beim Generationsansatz um ein „lost concept“ handeln könnte.

<sup>11</sup> Vgl. Corsten 1999.

Der theoriegeschichtliche Hintergrund ist dabei denkbar einfach: Mannheim entwickelt das Generationskonzept analog zum Klassenkonzept in der Hegel-Marx-Lukacs-Linie als Gene-

Der darauffolgende Abschnitt wird daher an den Beispielen späterer Generationen illustrieren, weshalb es bei ihnen nicht mehr mit dem gleichen Verve zur Aneignung einer eigenen Zeit gekommen ist und reflektieren welche theoretischen Konsequenzen dies für einen „historisch-dynamischen“ Begriff von Generation sensu Mannheim haben müsste – würde man das Konzept historiographisch<sup>13</sup> lesen (3).

Diese vermeintlich theoriegeschichtliche Beobachtung ist jedoch kulturhistorisch weitreichender. Wenn die maßgeblichen Gegenstände, die mit einem theoretisch-analytischen Konzept beschrieben werden können, nur in einem bestimmten Jahrhundert (wie hier dem kurzen 20. Jahrhundert) zu identifizieren sind, dann bedeutet dies zugleich etwas für die Bestimmung des Jahrhunderts und seinen Grenzen. Wenn es schwierig geworden ist, Generation als sozialen Zusammenhang zu beobachten, hängt das vielleicht damit zusammen, dass sich bestimmte Sachverhalte, die für das Konzept konstitutiv sind, im 21. Jahrhundert nicht mehr auffinden lassen.<sup>14</sup> Dann wären die 68er vielleicht die letzte Generation gewesen, der wir uns gerade deshalb voller Nostalgie immer wieder gerne zuwenden.

## 2 Theoretischer Bau und historisch-soziale Genese des Generationskonzepts

Bevor wir mit der Beschreibung der 68er als Generation beginnen, soll in diesem Kapitel zuerst die Soziogenese des Generationskonzepts selbst wissenssoziologisch und historiographisch rekapituliert werden. Dazu wird das Generationskonzept nachträglich auf sich selbst, genauer auf seine eigene Entstehungsgeschichte angewendet. Das Erkenntnisinteresse, das Karl Mannheim mit der Untersuchung von Generationen verfolgte, lag in der Erklärung eines Phänomens der kollektiven Verbundenheit trotz möglicher Anonymität. Menschen, die einer Generation angehören, die zur gleichen Zeit geboren wurden und aufwuchsen, mussten sich nicht persönlich kennen,

---

ration an sich, für sich und an und für sich. Demgemäß wird Generation wie Klasse erst als soziale Bewegung historisch vollends sichtbar und relevant.

<sup>13</sup> Das heißt als ein Konzept zum Verständnis der Geschichte, das selbst geschichtlich und durch Geschichtsschreibung produziert wurde und wird, das nach Mannheim (1929a) „dynamisch-relational“ wäre. Zu den verschiedenen Ansatzweisen, um das Verhältnis von Geschichte und Geschichtsschreibung zu klären vgl. Danto 1985, Hacking 2002, White 1973, Iggers/Wang 2008.

<sup>14</sup> So könnte für westliche Gesellschaften im 21. Jahrhundert gelten, dass dort „Versammlungen“ sensu Butler 2017 nicht mehr vorzufinden sind oder aufgrund ihrer Ko-Existenz mit anderen (vor allem digitalen) sozialen Netzwerken die Charakteristik sozialer Verbundenheit verändert haben. Vgl. dazu auch Castells 2012.

um sich in Situationen des Aufeinandertreffens miteinander sinnverwandt zu empfinden.

Was Mannheim zu ergründen suchte, war somit nicht nur eine spezifische Chancen- oder Schicksalslage, die die Mitglieder einer Generation teilen, wie es etwa Glen H. Elder in seiner Studie „The Children of Great Depression“<sup>15</sup> getan hat. Mannheim zielte auf die Erklärung des kollektiven Selbstverständnisses einer Generation von etwa Gleichaltrigen. Sein Ansatz bestand darin, die verschiedenen – positivistischen und hermeneutischen – Traditionen, die sich mit dem Generationsphänomen befasst hatten, in einer Position zu vereinigen, die er dynamisch-relational nannte. Dynamisch meint dabei die zeitlich-historische Veränderlichkeit des Phänomens, relational die komplexe Anordnung seiner verschiedenen sozialen Bezüge.

Mannheim hat die Frage der Generation mit dem aus seiner Sicht natürlich situierten Problem der kulturellen Reproduktion in Verbindung gebracht. Aufgrund des Ablebens alter Kultureliten und des steten Neueintritts junger (und damit neuer) Trägergruppen der Kultur sieht er im Generationswechsel ein beständiges Potenzial für gesellschaftlichen (und kulturellen) Wandel. Allerdings folgte aus diesem vitalen Bezug des Austauschs von Kulturgruppen nach Mannheims Auffassung nicht, dass jede Kohorte von Geburtsjahrgängen naturgesetzmäßig eine neue Generation als eigenen kollektiven Zusammenhang hervorbringen würde. Ganz im Gegenteil konnten aus seiner Sicht Generationen sogar ganz ausfallen, eben weil die zur selben Zeit Geborenen kein kollektives Selbstverständnis ausgebildet haben. Mannheim war sich somit der Unwahrscheinlichkeit der Genese eines generationsspezifischen Selbstverständnisses bewusst, gerade angesichts der verschiedenartigen und gegensätzlichen Weltanschauungen, die in der modernen Gesellschaft und insbesondere in den 1920er Jahren miteinander konkurrierten.

Um die erfahrungsstrukturelle Fundierung, den sinnorientierenden Zusammenhang und die innere Differenzierung der Aktionseinheiten einer Generation zu rekonstruieren, hat er deshalb ein dreistufiges Konzept vorgelegt, in dem zwischen Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheiten unterschieden wird. Auch wenn die drei Sachverhalte verschiedene Ebenen des Generationsphänomens analytisch trennen, so wirken sie bei der (historisch-sozialen) Genese jeder Generation in Form einer Interdependenzverstärkung zusammen.

Mit dem Aspekt der *Generationslagerung* behauptet Mannheim, dass Personen, die im gleichen Zeitraum (im gleichen Jahr, Jahrzehnt) geboren sind, über eine gleich gelagerte biographische Erfahrungsstruktur (Mannheim: „Erlebnis-Schichtung“)<sup>16</sup> verfügen. In seiner Arbeit „The Generation of

<sup>15</sup> Vgl. Elder 1974.

<sup>16</sup> Vgl. Mannheim 1928, S. 180f., 315.



1914“<sup>17</sup> unterscheidet der US-amerikanische Historiker Robert Wohl anhand der Entwicklungen in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien zwei Generationen von 1914: die zwischen 1890 und 1900 geborene Generation der jungen Soldaten des Ersten Weltkriegs und die zwischen 1900 und 1910 geborenen „Kriegsjugendlichen“.<sup>18</sup> Die jungen Soldaten erlebten das Gefühl der Euphorie vor und zu Beginn des Ersten Weltkriegs in der Jugend und das der Ernüchterung als junge Erwachsene im Kriegseinsatz.<sup>19</sup> Die jüngeren Kriegsjugendlichen dagegen waren vor Kriegsbeginn noch Kinder und teilten die Erfahrung nicht mehr als Erwachsene in das Geschehen eingreifen zu können. Die Erfahrungen, die mit der historischen Zäsur des Ersten Weltkriegs einhergingen, machten die beiden unterschiedenen Jahrgangsgruppen in unterschiedlichen Lebensphasen. Das versteht Mannheim im Anschluss an den Kunsthistoriker Wilhelm Pinder (1926) unter der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“. Die gleichzeitig stattfindende Zäsur wird von verschiedenen Generationslagerungen aus ungleichzeitiger lebenszeitlicher Perspektive erlebt. Daraus ergibt sich ein je verschiedenartiger kollektivbiographischer Problemhorizont. Die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ unterscheidet Mannheim zudem vom Zeitgeist einer bestimmten Epoche und vom Stil konkreter Gruppen oder Milieus.

Die parallele Sequenzierung der biographischen Erfahrung allein reicht noch nicht zur Ausbildung eines *Generationszusammenhangs* aus. Dazu bedarf es der Erzeugung eines geteilten Gespürs für den Problemhorizont eines historisch aktuellen Zeitraums innerhalb einer Generationslagerung. Das Paradebeispiel dafür ist die „lost generation“ – das Gefühl der Verlorenheit der jungen Soldaten des Ersten Weltkriegs –, die miteinander das Gespür für eine ihnen entglittene Zeit teilen. Der von Gertrud Stein geprägte Begriff der „Lost Generation“ wurde von den beiden Generationslagen unterschiedlich interpretiert. Während die jungen Soldaten in öffentlichen Manifesten dem Grauen des Ersten Weltkriegs<sup>20</sup> eine Absage erteilten, setzten sich die Kriegsjugendlichen indirekt mit dem Ersten Weltkrieg auseinander, indem sie sich mit sich selbst und ihren älteren Geschwistern beschäftigten.<sup>21</sup>

---

<sup>17</sup> Vgl. Wohl 1979.

<sup>18</sup> Vgl. dazu auch die Beiträge in Dowe 1986, Herbert 2003 oder Corsten 2017.

<sup>19</sup> Vgl. Winock 2003.

<sup>20</sup> Vgl. Erich Maria Remarque „Im Westen nichts Neues“; Ernest Hemingway „Farewell to Arms“.

<sup>21</sup> Vgl. zum Beispiel Frank Matzke „Jugend bekennt“; Ernst Glaeser „Der Jahrgang 1902“; Gründel „Die Sendung der jungen Generation“. Worauf die älteren Geschwister – in der Regel Brüder – auch wieder antworten, etwa Peter Suhrkamps „Absage an den Jahrgang 1902“. Für Großbritannien bspw. repräsentieren Evelyn Waugh's Roman „Vile Bodies“ oder etwa seine Briefe die distanzierte Haltung der ‚intellektuellen‘ Kriegsjugendlichen sich selbst gegenüber als „Bright Young People“. Auf andere Weise dokumentiert das Manifest

Am Gesellschaftsgefühl der jungen Generationen entzündet sich auch in Deutschland die Debatte um das Verhältnis von Gemeinschaft und Gesellschaft. Der Kulturhistoriker Peter Gay hat die Gesellschaft der Zwanziger Jahre in einer luziden Studie als „Gesellschaft der Außenseiter“ charakterisiert.<sup>22</sup> Genau diese Diskurslage, die sich zwischen Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung bewegte, hat Karl Mannheim gegen Ende der 1920er Jahre in zwei Aufsätzen und einer Monographie wissenssoziologisch reflektiert.<sup>23</sup> In dieser „geistigen Situation“ einer historischen Phase,<sup>24</sup> in der gesellschaftliche Differenzierung von Klassen und politischen Weltanschauung, kulturelle Pluralisierung, Verlust von Traditionen und Vergemeinschaftung und Angst vor Anonymisierung, Funktionalisierung und Vermassung als vorherrschende Stimmung, als „Gefühl der Welt“<sup>25</sup> deutlich spürbar waren, suchte Mannheim mit seinem Generationskonzept nach einer Lösung für diese gespannte Erfahrungslage und Denkkrise. Für Mannheim handelte es sich dabei um die „Seinsverlegenheit“ der Moderne im frühen 20. Jahrhundert. Der historische Entstehungsort des Generationskonzepts ist somit eine noch nicht vollmodernisierte Moderne, die nach einem tragfähigen Hintergrund für die Repräsentation ihres Selbstverständnisses sucht.

Der von einem ‚Wir‘ der Generation geteilte Sinn für eine historisch-aktuelle Problemlage entsteht nicht automatisch aus der Erfahrungslage und ist nicht Resultat einer in sich einigen (homogenen) Generation, sondern gerade auch Ergebnis eines generationsinternen „dynamischen Spannungsverhältnisses“ zwischen unterschiedlichen *Generationseinheiten*. Unter Generationseinheiten lassen sich konkrete Strömungen oder Gruppierungen innerhalb einer Generation auffassen, die durch einen einheitlichen Stil<sup>26</sup> ihrer Aktionsformen öffentlich visibel werden. Mannheim hatte dazu bereits Petersen folgend führende, umgelenkte und unterdrückte Generationstypen voneinander abgegrenzt.<sup>27</sup> Wohl weist darauf hin, dass der Diskurs über die „Lost Generation“ in den 1920er Jahren vorwiegend von männlichen Gruppierungen geführt wurde, nahm er doch nicht zuletzt Ausgang von der Erfahrung des Todes von „lost legions of youth“ in den Schützengräben in Flandern. Noch spezifischer mit Bezug auf Osborns Anthologie „The New Elisabethan. A First Collection of the Lives of Young Men who have fallen in the Great War“ ging es um die

---

„Society Racket“ von David Balfour ein Pendant zu Matzkes „Jugend bekennt“. Neuere Untersuchungen zu den „Bright Young People“ finden sich bei Lancaster 2005 und Taylor 2007.

<sup>22</sup> Vgl. Gay 1968, auch Makropoulos 1991.

<sup>23</sup> Vgl. Mannheim 1929a, 1929b.

<sup>24</sup> Vgl. dazu auch die Beschreibung von Jaspers 1931.

<sup>25</sup> Vgl. Bude 2016.

<sup>26</sup> Vgl. Mannheim 1928, S. 323. Dies betont besonders Matthes 1985.

<sup>27</sup> Vgl. Mannheim 1928, S. 324f, und Petersen 1926, S. 146f.

Generationseinheit der jungen, aufstrebenden Akademiker, der „strong, brave, and beautiful minds – they combined great athletic powers with deep classical learning“.<sup>28</sup> Demgegenüber betonten die „Bright Young People“<sup>29</sup>, eine ebenfalls männlich dominierte Generationseinheit der britischen Kriegsjugendgeneration, ironisch-distanzierte Erfahrungsschichten der Moderne zwischen 1910 und 1930, vor allem die Popularisierung („Roaring Twenties“) und Technisierung (Automobilisierung, Flugzeugbau, Radio) der Gesellschaft. Und ähnlich stellt der „Budapester Kreis“, dem der 1893 geborene Karl Mannheim als junger, frisch promovierter ungarisch-deutscher Intellektueller angehörte und der die Auflösung der KuK-Monarchie positiv beförderte, eine konkrete Zeitströmung dar, die als Generationseinheit aufgefasst werden kann. Die dritte Dimension in Mannheims Konzept lässt sich aus neuerer sozialstrukturanalytischer Perspektive auch intersektionalistisch<sup>30</sup> lesen. Innerhalb eines Geburtsjahrgangs, der sich potenziell durch die Probleme seiner Zeit verbunden fühlt, wirken einzelne Einheiten, die durch weitere soziale Differenzen erzeugt werden: Geschlecht, Klasse, Ethnizität. Dass es aber in der Zwischenkriegsphase der 1920er und 1930er Jahre vor allem junge, intellektuelle Männer in Frankreich, England oder Deutschland sind, die als „Lost Generation“, „Bright Young People“ oder Neue Sachliche prominent werden, muss nicht heißen, dass es keine intersektionell korrespondierenden und komplementären Generationseinheiten gegeben hätte. Ganz im Gegenteil zeigt eine Vielfalt von Forschungen zu den 1920er und 1930er Jahren, dass einzelne Strömungen – wie die überwiegend aus der Kriegsjugend rekrutierten Funktionseleiten des NS-Sicherheitsapparats, die Banach und Wildt beschreiben<sup>31</sup>, die „Glamour Girls“ der „Bright Young People“, die von Balfour postuliert und von Taylor untersucht wurden<sup>32</sup>, die von de Ras analysierten Frauenbünde der Jugendbewegung<sup>33</sup> oder „Hitler’s Furies“, die von Historikerinnen wie Harvey oder Lower ausgerufen wurden, als Generationseinheit gelesen werden können<sup>34</sup>.

---

<sup>28</sup> Vgl. Osborn 1919, S. 3; Wohl 1979.

<sup>29</sup> Vgl. Lancaster 2005; Taylor 2007 sowie die literarischen Selbstzeugnisse von Waugh (1928, 1930) und Rattigan (1995, zuerst 1939).

<sup>30</sup> Dieses gegenwärtig in der Geschlechterforschung prominente Konzept geht zurück auf den Mannheim-Schüler C.W. Mills 1959, S. 8.

<sup>31</sup> Vgl. Banach 1998; Wildt 2003.

<sup>32</sup> Vgl. Balfour 1933 mit unmittelbarem Zeitbezug und Taylor 2007 historiographisch retrospektiv. Vgl. auch die biographischen Selbstzeugnisse von Frauen dieser Generation: Paul (1935), Fielding (1964).

<sup>33</sup> Vgl. Fitch 1983 oder de Ras 1988. Insofern sticht die Kritik von Benninghaus 2005 an Mannheims Generationsaufsatz nicht voll.

<sup>34</sup> Vgl. Harvey 2010; Maubach 2011; Lower 2014.

Zum Verständnis des differenzierten Generationskonzepts Mannheims ist es wichtig, die gesellschaftlichen Voraussetzungen präziser zu explizieren, die bei den drei Ebenen mitgedacht sind. So setzt der Aspekt der Generationslagerung die historische Ausbildung eines institutionalisierten Lebenslaufs<sup>35</sup> voraus, der mit der gesellschaftlichen Bedingung einer zeitlich gedehnten Übergangsphase (Adoleszenz) zwischen Jugend und Erwachsenenalter einhergeht, die für einen Großteil der Bevölkerung in Abhängigkeit zum Alter faktisch besteht.<sup>36</sup> Zudem kann der von einer Generation gemeinsam wahrgenommene historisch-aktuelle Problemhorizont nicht allein auf der Wahrnehmung der Generation beruhen, sondern er wird von Krisenerfahrungen gestützt, die in der Gesellschaft insgesamt virulent sind. Der Problemhorizont setzt eine Verunsicherung auch anderer Teile der Gesellschaft voraus.<sup>37</sup> Generationseinheiten sind nicht nur ‚Ableger‘ verschiedener Gruppierungen und Bewegungen der Gesellschaft, sondern intersektionell bestimmbare Kollektive, die im Zuge der aktuell-historischen Ausbildung einer Generation entstehen, indem sie ein Bewusstsein für die eigene kollektive Lage entfalten. Was also können die Ermöglichungsbedingungen eines kollektiven Selbstbewusstseins als Generation trotz der Erfahrungen von Fragmentierung, Anonymisierung, sozialer Differenzierung und sowohl politischer als auch intellektueller Konkurrenz sein, die sich als Hintergrundverständnis einer kollektiven Verbundenheit zwischen den Angehörigen einer Generation auszubilden vermag?

### 3 Die Genese des Wir-Sinns der 68er im Streit um den Aufbruch der Zeiten

Wenn wir nun die von Mannheim entwickelten Kategorien der Generationslagerung, des Generationszusammenhangs und der Generationseinheit auf die 68er übertragen, dann geschieht dies zum Zweck einer „historisch-dynamischen“ und „sozio-genetischen“ Rekonstruktion der 68er als Generation. Generation wird damit als Gegenstand der soziologischen Beschreibung und nicht nur als „Mythos, Chiffre oder Zäsur“<sup>38</sup> begriffen. Generation ist das gesellschaftswissenschaftlich vermutete Phänomen einer spezifischen kollektiven Verbundenheit, durch die eine kollektiv problemverwandte Aneignung eines historischen Zeitraums erfolgt. Das Jahr 1968, das der 68er-Generation

---

<sup>35</sup> Vgl. Kohli 1980.

<sup>36</sup> Vgl. Marini 1984, sowie Mitterauer 1986, S. 44ff., der die Adoleszenz erst im 20. Jahrhundert für die breite Bevölkerung als gegeben ansieht.

<sup>37</sup> Auf diesen Aspekt weist vor allem Beate Fietze (2005) hin.

<sup>38</sup> Vgl. Kraushaar 2000.

ihre populäre Bezeichnung gibt, kann als Kulminationspunkt dieser Generationsbildung angesehen werden. Damit ist es Endpunkt einer Geschichte der Generationswerdung, die sich im Laufe der 1960er Jahre abgespielt hat, und in die außerdem Aspekte einer Vorgeschichte (der Kindheit, der familiären Herkunft) eingegangen sind.

### 3.1 Verbreitete Normalisierung als untergründige Bedingung

Wenn die zunächst noch als potenzielle Angehörige der 68er-Generation zu denkenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen in die 1960er Jahre eintreten, dann blicken sie auf eine Kindheit und Jugend in der Kriegs-, unmittelbare Nachkriegszeit und dem ökonomischen Wiederaufschwung Mitte der 1950er Jahre zurück. Diese biographische Erlebnis-Schichtung teilen Jugendliche und junge Erwachsene in entwickelten Gesellschaften Europas, Nordamerikas, Australiens und Südasiens (vor allem Japan).<sup>39</sup> Was ist genau unter dieser von Mannheim benutzten Kategorie der Erlebnis-Schichtung zu verstehen? Walter Müller hat es in einem frühen Aufsatz auf den entscheidenden Punkt gebracht:

„Sie (gemeint sind Geburtskohorten; MC) bilden deshalb eine zentrale Kategorie zur Analyse sozialen Wandels, weil sie nicht nur das sie definierende Ausgangsereignis zum gleichen historischen Zeitpunkt erfahren, sondern weil sie zudem in jeweils gleicher Distanz zum Ausgangsereignis und damit zu allermeist in den gleichen Phasen des Lebenszyklus in einzigartiger Gemeinsamkeit von zahlreichen anderen historisch kontingenten Ereignissen betroffen sind. Von dieser Betroffenheit *kann* (Hervorhebung MC) dann auch eine Gemeinsamkeit der Reaktion oder des Verhaltens ganz allgemein erwartet werden.“<sup>40</sup>

Es interessieren somit nicht nur die Platzierungen der Lebensereignisse als solche, sondern vor allem die basalen Kontexterfahrungen in den mit den Lebensereignissen verbundenen biographischen Situationen, die eine „konjunktive“ (verbindende) Erfahrungssequenz erzeugen. Für die 68er bedeutete Kindheit nach dem 2. Weltkrieg eben familiäre Kontexte, die zu einem er-

<sup>39</sup> Gemeint sind damit moderne Gesellschaftsformen, die durch nationalstaatliche Intervention eine „Bildungsrevolution“ der Gesellschaft durch die sozialdemographisch flächen- und klassenüberdeckende Institutionalisierung der Elementarbildung hervorgebracht haben. Vgl. Parsons 1972, 120ff. Dementsprechend versammelt der vom Deutschen Historischen Institut in Washington herausgebende Band „1968: Memories and Legacies of a Global Revolt“ Parallelen in Gesellschaften auf fünf Kontinenten und zwar vor allem mit Bezug auf Länder mit jungen Erwachsenen, die bildungsbiographisch bedingte Moratorien der Adoleszenz erfahren haben.

<sup>40</sup> Müller 1978, S. 55.

heblichen Teil keineswegs so ‚wohlgeordnet‘ waren, wie dies in der Figur der modernen Kernfamilie aus Eltern und ‚leiblichen‘ Kindern in den 1950er Jahren familienpolitisch (wieder) gedacht wurde.<sup>41</sup> Die schicht- und milieu-übergreifende Erfahrung von Familienwelten als „Haus ohne Hüter“ (Böll), aus Onkelehen und anderen Notgemeinschaften<sup>42</sup> in der unmittelbaren Nachkriegszeit bis in die erste Hälfte der 1950er Jahre, wurde im Laufe der 1950er abgelöst, durch eine Re-Etablierung des Modells der modernen Kernfamilie. Die „konjunktive Erfahrung“ im Übergang von der frühen Kindheit in die Lebensphase des Schulkinds war für die „Kriegskinder“ (geboren 1939-45) geprägt durch familiäre Normalisierung. Ein ähnlicher Normalisierungsprozess kann auch bei der Erfahrung des Kontexts Schule nachgezeichnet werden. Die Normalisierung betrifft außerdem den wirtschaftlichen Wiederaufschwung in den westlichen Gesellschaften zwischen 1950 und 1970, den „Wirtschaftswunderjahren“.<sup>43</sup> Arbeitsmarktpolitisch wird Ende der 1950er ein Niveau erreicht, das unter dem Namen „Vollbeschäftigung“ in die Wirtschaftsgeschichte eingeht. Für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen der 1960er bedeutet dies, dass sie nach Beendigung der Schulzeit ohne Verzögerung in das erste Arbeitsverhältnis eintreten können und sich in der Regel bereits zwischen dem Lebensalter 18-20 im ersten vollen und unbefristeten Beschäftigungsverhältnis befinden. Diese reibungslosen Übergänge stellen eine weitere Normalisierung in den Biographien derjenigen dar, die uns später als die „68er“ gelten. Und auch für den Auszug aus dem Elternhaus und die Gründung einer Familie finden wir eine Tendenz zur Normalfamilie. Die zwischen 1940 und 1948 geborenen schließen so früh wie keine andere Kohorte Ehen und bekommen so früh wie keine andere auch Kinder<sup>44</sup>. Die kollektivbiographische Erlebnisschichtung legt nach Mannheims Vorstellung zwar eine Tendenz der anschließenden kollektiven Problemsicht nahe, aber er sieht auch Spielräume der Auslegung durch die Angehörigen, vor allem durch die verschiedenen Generationseinheiten. Mannheim geht zwar nicht auf spezifische soziale Differenzen ein, die auf die Erfahrungs- und Orientierungsweise einwirken. Aber es widerspricht seinen Grundannahmen nicht, wenn wir Generationseinheiten in intersektionalistischer Perspektive<sup>45</sup> mit den kollektiv unterschiedlich erfahrenen biographischen Etappen für Männer und Frauen oder für Angehörige verschiedener Klassen oder

<sup>41</sup> Übrigens galt diese familienpolitische Restauration in den 1950er Jahren, wie Herzog (2005, 2013) zeigt, für liberale westeuropäische wie für sozialistische osteuropäische Gesellschaften.

<sup>42</sup> Vgl. Vogel 1983; Preuss-Lausitz 1995.

<sup>43</sup> Vgl. dazu vor allem Angus Maddison 2003.

<sup>44</sup> Vgl. dazu Mayer 2003 für Deutschland, Modell 1989 für die USA oder Becker 2016 für die Niederlande.

<sup>45</sup> Vgl. Crenshaw 1989, daran anschließend Winker/Degele 2009.

ethnischer Gruppen<sup>46</sup> in Beziehung setzen. Diese Divergenzen werden dann zum Gegenstand des Ringens zwischen Generationseinheiten um die Interpretation eines aktuellen Problemhorizonts.

Bevor wir später konkret das Ringen der Generationseinheiten am Beispiel der Geschlechterfrage aufgreifen, bleiben zwei Aspekte der Rekonstruktion der sozialhistorischen Genese der 68-Generation zu ergänzen.

(a) Inwiefern folgt aus der kollektiven Erlebnisschichtung einer Generationslagerung, also der Kohorte aus aufeinander folgenden Geburtsjahrgängen, eigentlich das ihnen gemeinsame Gespür für eine bestimmte dramatische Gestalt der Zeitläufte?

(b) Und wie kann diese dramatische Gestalt dazu führen, dass die in ihren sonstigen sozialen Positionen durchaus verschiedenen Angehörigen einer Generation eine solche dramatische Gestalt zum Hintergrundverständnis ihrer kollektiven Zeiterfahrung erheben?

### 3.2 Überdetermination einer Aufbruchsstimmung

In der biographischen und kulturpsychologischen Forschung zu den 68ern hat sich früh folgende Beobachtung durchgesetzt. Für die Generation der tatsächlichen „Kriegskinder“ (1939-45) wird auf die spezifische frühkindliche Situation „zumeist allein mit den Müttern“ eingegangen<sup>47</sup>. Bude siedelt die formative Phase der 68er am Punkt „der gesellschaftlichen Nullstellung von 1945“ an. Moralische Forderungen und materielle Ausgangslage kulminieren in einer Solidarität der Not, die für eine kontingent zusammengewürfelte Intimgemeinschaft galt. Die Mangelsituation bedingt Intimität und interpersonale Distanzlosigkeit: Die Kinder wurden - notgedrungen - in das Schicksal der sie umgebenden, beliebigen anderen einbezogen. Bindungen und Solidaritäten, also die primären und basalen Inklusionsformen der Person während ihrer Kindheit wurden somit durch historisch bedingte Ausnahmen, nicht durch soziale Prinzipien wie z.B. Verwandtschaft reguliert. Die ‚Ausnahme‘ sollte aber ‚Ausnahme‘ bleiben. Deutlich wird dies im beschleunigten Versuch, insbesondere die familiäre Normalität in den 1950er Jahren wiederherzustellen. Bude spricht davon, dass die im Krieg Geborenen in die „geschlos-

<sup>46</sup> Für die USA zeigt z.B. Modell 1989, S. 247, die höhere Neigung nicht-weißer Frauen zu Teenagerehen in den späten 1950er Jahren. Insgesamt nimmt die Teenagerehe im Laufe der 1950er und 1960er jedoch ab zugunsten des Anstiegs der Erstheirat im ‚Normalter‘ von 21.

<sup>47</sup> Vgl. etwa Preuss-Lausitz 1983; Bude 1995. Diese dramaturgische Aufeinanderfolge von restaurativer Familienbildung und Popularisierung der Jugendphase wurde nicht nur in der deutschen Gesellschafts- und Geschichtswissenschaft, sondern auch für die USA, Großbritannien oder Frankreich festgestellt. Vgl. Hoggart 1957, S. 169ff., 206ff., Faimberg 1985 oder neuerlich wieder Eribon 2017, da vor allem S. 205ff.

senen 50er und in die sich öffnenden 60er“ hineinwuchsen. Diese Restauration der Normalverhältnisse prägte die Adoleszenz der „68er“. So lösen sich Notsituation und nicht-familiäre Bindungen Schritt für Schritt auf.

Die beflissene, hyper-konformistische Haltung, mit der die Re-Normalisierung betrieben wurde, führte zur erneuten Wahrnehmung ‚beengter‘ Verhältnisse.<sup>48</sup> Die symbolische Praxis, die in der Adoleszenz nun der verspürten Enge entgegengesetzt wird, besteht in einer rebellischen „Entfesselungsmetaphorik“. Für diese Entfesselungsmetaphorik finden wir viele Beispiele in der Populärmusik (Animals, Doors, Janis Joplin) aber auch in der Kunst (z.B. Baselitz) sowie im Autorenfilm (z.B. Kluge „Abschied von gestern“) der 1960er Jahre. Ein besonders eindruckliches und aufschlussreiches Beispiel bietet die Rock-Oper „Tommy“ der Gruppe „The Who“, die sich auch für die Komposition und Interpretation des Rocksongs „My Generation“ (1965) verantwortlich zeichnet, das ich hier weniger im Sinne einer Artefaktanalyse heranziehe, sondern als empirische Illustration des oben genannten Sachverhalts der kollektiv-biographischen Erfahrungsschichtung. Das im Sommer 1968 in die Produktion gegangene und im Frühjahr 1969 erschienene Doppelalbum handelt von der Geschichte eines Jungens namens „Tommy“, der im Alter von drei Jahren miterlebt, wie der aus dem Krieg heimkehrende Vater den Geliebten seiner Mutter erschlägt („He saw it all.“). Die in Panik geratenen Eltern beschwören den Jungen in einem anschwellenden Chorus („You didn't hear it, you didn't see it. You won't say nothing to no one ever in your life“) von der ganzen Sache nichts zu wissen und nichts weiterzuerzählen. Daraufhin ist Tommy „deaf, dumb, and blind“. Als behindertes Kind wird er von Verwandten gequält, entwickelt jedoch ein außerordentliches Talent für das Flipperspiel („Pinball Wizard“) und sucht in Anrufen vor dem Spiegel nach Erlösung in der Begegnung mit einem anderen Du: „See me, feel me, touch me, heal me.“ Erst in dem Moment als er den Spiegel zertrümmert, kann er wieder sehen, hören und sprechen, und jubiliert: „I am free!“ Seine Befreiung führt zu einer messianischen Bewegung, dessen Anführer Tommy wird. Allerdings wendet sich am Ende die Bewegung wiederum von ihm ab.<sup>49</sup>

<sup>48</sup> Vgl. dazu Vogel 1989, S. 42ff.

<sup>49</sup> Produktionshistorische Notiz: Erscheinungsdatum: Mai 1969 bei Decca/MCA. Aufgenommen bei IBC Studios London, September 1968–März 1969. Das Album hat sofort nach Erscheinen großen Erfolg in den USA und in England. 1975 wird die Rockoper in Starbesetzung verfilmt. Allerdings gibt es eine aufschlussreiche Veränderung. Während das Original Tommys Geschichte im Jahr 1921 (also nach dem Ersten Weltkrieg) einsetzen lässt, steigt der Film mit dem Jahr 1951, also nach dem Zweiten Weltkrieg ein und parallelisiert somit Tommys Schicksal auch chronologisch eindeutig mit der kollektiv-biographischen Erfahrungssequenz der 68er. Vgl. dazu Marsh 1983; Atkins 2000.



Die Dramaturgie der Oper spielt die Stationen der konjunktiven Erfahrungssequenz der Kollektivbiographie der 68er durch. Erste Station: Unordnung und Schuld am Anfang. Zweite Station: Re-Normalisierung durch Verdeckung des Anfangs. Dritte Station: Reklamation des Verdeckten und Revolte gegen die Verdeckung. Trotzdem: Auch wenn eine die Vergangenheit verdeckende Normalisierung der Lebensläufe für die breite Masse der Geburtsjahrgänge, die in der Regel zu den 68ern gezählt werden, eine sie charakterisierende Bedingungs-lage darstellt, dann ist damit jedoch noch nicht hinreichend erklärt, wie sich aus der Erfahrung einer verdeckenden Normalisierung ein Hintergrundverständnis der Generation entwickelt, das die Richtung hin zu Erneuerung und gesellschaftlichem Aufbruch als entfesselnde Revolte einschlägt.

Dem Generationszusammenhang als kollektiv geteiltes Hintergrundverständnis für eine Zeit geht der Prozess einer allmählichen Ausbildung von Überzeugungen voraus, auf die sich die (potenziellen) Angehörigen einer Generation zurückbeziehen können. Dieses Reservoir aus Überzeugungen, auf den „Raum der Gründe“<sup>50</sup>, auf den Akteure zurückgreifen können, verleiht ihren Handlungen und Orientierungen symbolische Kraft. Sie verfügen dadurch über Gesichtspunkte, auf die sie sich in ihrem Tun mit dem Gefühl der Rechtmäßigkeit – oft sogar der Selbstverständlichkeit – berufen können.

Für Generationen, und hier ganz besonders für die 68er, ist es das Gefühl der ‚neuen Zeit‘, die mit ihnen zieht. Zwar gilt dieses kollektiv geteilte Gefühl, im ‚Zug der Zeit‘ voran zu schreiten, vielen sozialen Bewegungen, doch gewinnt es bei den 68ern einen für die Generation selbstbezüglichen Charakter. In der 68er-Generation kommt die Generation zu sich selbst. In ihr wird die Alt-Jung-Unterscheidung Ausgangspunkt einer zeitbezogenen Massenbewegung, einer Bewegung junger Menschen, die sich am Aufbruch einer ‚Neuen Zeit‘ als junge Menschen anschließen.

Insofern ist die 68er-Generation mehr als die „Studentenbewegung“, „Hippie- oder Gammmlerbewegung“, „Lehrlingsbewegung“, „Schülerbewegung“, „Frauenbewegung“, und so weiter.<sup>51</sup> In den 1960er Jahren zählten alle zur neuen Generation, die sich vom Sog der „Neuen Zeit“ mitreißen ließen, sofern sie sich jung genug dafür fühlten.

Insofern gehörten Popmusik, Mode, Körperkultur und Körperkult dazu, überhaupt alles, was als Zeichen einer neuen Lebensweise artikuliert werden konnte. All diese Zeichen waren zugleich potenzieller Verstoß gegen eine

---

<sup>50</sup> Die Idee eines „Space of Reasons“ geht auf Wilfried Sellars (2007) zurück und wird insbesondere in der Sozialphilosophie Robert F. Brandoms (2000) stark gemacht. Menschen, die die Erfahrungen bestimmter gesellschaftlicher Praxiskontexte teilen, bewegen sich in den (praktisch relevanten) Begründungen, die in den geteilten Kontexten „im Gebrauch“ sind.

<sup>51</sup> Vgl. dazu Beiträge von Andresen 2011; Schildt 2003; Faulstich 2003; Landweer 1996.

überkommene Ordnung. Aber mit der Durchsetzung eines jeden artikulierten neuen Zeichens wurde eine Neue Zeit gegen die alte Ordnung durchgesetzt.

Dieses Lebens- und Zeitgefühl entsteht schon in den frühen 1960er Jahren.<sup>52</sup> Es schließt an Entwicklungen der Jugend- und Populärkultur der späten Fünfziger an. In London, Hamburg oder Paris wird zu schnellen Rhythmen getanzt, zu Twist und Beat. Die neuen Rhythmen gehen einher mit kollektiven Ausdrücken von Euphorisierung. Massen von jungen Frauen geraten auf Konzerten ihrer Lieblingsbands außer sich. Die Kleidung wird lockerer, die Frisuren werden wilder. Zugleich zeigen sich Momente der Eskalation: die Schwabinger oder Pariser Unruhenächte von 1962 beispielsweise. Aber die Genese der 68er als Generation geht nicht allein von der Popkultur aus. Sie ist nur ein Nexus. Man könnte sie – wie z.B. Norbert Frei<sup>53</sup> dies tut – auch politisch erzählen, als Aneinanderreihung zivilgesellschaftlicher Revolten, beginnend mit den Greensboro Four und der Civil Rights Bewegung. Denkbar wäre hier genauso gut Frankreich mit der gesellschaftsspaltenden Erfahrung des Algerienkonflikts. Für viele weitere Länder wurden Bewegungen des Aufbruchs identifiziert.<sup>54</sup> Aber neben Pop und Politik verändert sich auch die Lebensweise, hier vor allem sichtbar in veränderter Sexualmoral<sup>55</sup> und in Experimenten mit Drogenerfahrungen, die zwar auch in der Popmusik reflektiert werden, aber dort nicht entstehen. Die kollektiv artikulierte Idee der „Flower Power“ ist so eine Bewegung, die die „Neue Zeit“ über die Veränderung der Lebensweise artikuliert. Und die neue Lebensweise geht einher mit der Hinterfragung von Erziehungsstilen und der Autoritätsbeziehungen in Familie und Schule. Aus ihr heraus entfalten die 68er Kommunebewegung und Projekte neuer Pädagogik (z.B. Summerhill, Kinderläden).<sup>56</sup> Auch Lehrlings- und Schülerbewegung knüpfen an die „anti-autoritären“ Konzepte an, nicht nur die Studentenbewegung.

Die Auflistung der Beispiele und Ebenen der gesellschaftlichen Veränderungen, die von den 68ern teils aufgegriffen, teils selbst initiiert wurden, werden hier als Belege für eine Überdetermination der Veränderungstendenzen angesehen. Das Besondere der 1960er Jahre bestand nicht darin, dass aus einzelnen gesellschaftlichen Innovationen heraus eine Umkehrung der Verhältnisse mit einem Mal vollzogen wurde. Sondern in den 1960er Jahren überlagerten sich eine Vielzahl von gesellschaftlichen Tendenzen, die mehr und mehr als Ausdruck von Neuerungen und Neuerungsbedarf interpretiert wurden. Das

<sup>52</sup> Vgl. dazu Siegfried 2006; Faulstich 2003; Schild/Siegfried 2006.

<sup>53</sup> Vgl. Frei 2008, auch Kraushaar 1998 (aber nur bezogen auf das Jahr 1968 selbst).

<sup>54</sup> Vgl. Gassert/Klimke 2009.

<sup>55</sup> Vgl. dazu und zu den entsprechenden Mythen: Herzog 2005, 2013.

<sup>56</sup> Vgl. dazu Baader 2008.

Charakteristische lag also darin, dass sich die Vorstellung „mit der Zeit gehen zu müssen“ massenhaft durchgesetzt hat. Insofern gehören die Postulate von Bob Dylan („The Times, they are a-changing“) und den Rolling Stones („Time is on my side.“) zusammen. Für die 68er ändern sich die Zeiten nicht nur – die Zeit ist auf ihrer Seite.

### 3.3 Das Ringen innerhalb der Generation

Zusammenschlüsse von Menschen, die (von sich selbst und von anderen) als soziale Einheit bezeichnet und behandelt werden, sind nie homogen. Mit jedem Versuch einer Identitätsbildung geht die Produktion von Differenz einher. Wer sich einig darin ist, mit der neuen Zeit zu ziehen, muss nicht darüber einig sein, wie sich der Neuen Zeit gerecht werden lässt. Systemtheoretisch<sup>57</sup> ließe sich Generation als die soziale Form denken, die im Medium der Zeit nach Identität, nach Selbstbezeichnung strebt. Damit verfängt sich Generation in einem Ringen um Selbst- und Weltauslegung. Auch dies lässt sich an den 68ern sehr gut studieren.

Der Aufsatz wird sich im Folgenden jedoch nicht auf die Aufsplitterung der 68er Bewegung in den 1970er Jahren beziehen<sup>58</sup>, sondern sich einem konkreten Dokument aus dem Jahr 1968 zuwenden, um daran die Analysehaltung aufzuzeigen, anhand der sich in den Stellungnahmen einer Generationseinheit deren spezifische Reaktionsweise auf den Problemhorizont eines Generationenzusammenhangs ablesen lässt.

Dazu wird Helke Sanders „Rede des Aktionsrats zur Befreiung der Frauen“ auf der 23. Delegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentebundes (SDS) in Frankfurt am Main ausgewählt.<sup>59</sup> Das Dokument und sein Kontext sind bereits Ausdruck einer sozialen Differenzierung der 68er. Wir haben es hier nicht mit der Kommunebewegung, nicht mit den Lehrlingen, nicht mit Schülern der Zeit, sondern mit einer besonderen Gruppe der Studierenden zu tun, den linkspolitischen Aktivist\*innen. Hochschulbesuch stellte für die Generation der 68er, also für die zwischen 1938 und 1948 Geborenen, eine Ausnahme dar. So besuchten 1962 rund 4,5% der 22-jährigen Männer und knapp 2,0% der 22-jährigen Frauen eine Universität. Im Jahr 1968 waren es 6,3% der 22-jährigen Männer und 3,7% der 22-jährigen Frauen. Zum

---

<sup>57</sup> Vgl. dazu etwa Brosziewski 1997.

<sup>58</sup> Vgl. dazu Reichardt 2014.

<sup>59</sup> Zitiert nach „CheSchahShit. Ein BilderLeseBuch“ (1984), S. 273-282. Abgedruckt findet sich die Rede auch im Materialienband zur Studentenbewegung von Wolff/Windaus (1977, S. 219ff.). Dort ist auch die an Sanders Rede anschließende Diskussion nachzulesen.

Vergleich: 1968 hatten bereits rund 40% der 22-jährigen Frauen (des Jahrgangs 1946) geheiratet und ihr erstes Kind geboren.<sup>60</sup>

Helke Sander greift gleich zu Beginn ihrer Rede Konflikte und Konfliktgruppen innerhalb der sozialistischen Studierenden auf, die sie zunächst mit „Liebe Genossinnen, Genossen.“ begrüßte und anschließend davon sprach, „jahrelang verdrängte Konflikte endlich im Verband zu artikulieren.“<sup>61</sup>

Bereits diese Einordnung ist bemerkenswert, denn sie wählt die für die politischen Aktivisten (und Aktivistinnen) der 68er typische Ausdrucksform der Entlarvungsrhetorik. Helke Sander behauptet zudem die „Auseinandersetzung zwischen den Antiautoritären und der KP-Fraktion“ zu erweitern und sich damit „gleichzeitig gegen beide Lager“ zu stellen. Auch dieser Hinweis operiert auf der selbstverständlichen Hintergrundvoraussetzung einer bereits existierenden Differenzierung der politischen Bewegung. Und innerhalb der Gegenüberstellung antiautoritär vs. KP-Fraktion lässt sich unschwer die Unterscheidung „jung/alt“, „neu/traditionell“ wiedererkennen. Aber diese Unterscheidungen gilt es zu erweitern.

Im Verlauf ihrer Rede knüpft Sander an eine ganze Reihe von Topoi der 68er an: namentlich an die Notwendigkeiten, „Konflikte zu artikulieren“, „auf Ausbeutung hinzuweisen“, „Privatleben nicht vom gesellschaftlichen Leben abzutrennen“, Tabuisierungen entgegen zu treten. Besonders betont sie die Trennung zwischen Privatleben und gesellschaftlichem Leben, welche die Frau „immer zurück in den individuell auszutragenden Konflikt ihrer Isolation“<sup>62</sup> werfe. Die Rednerin greift somit zwar auf der einen Seite mit den von allen als typisch unterstellten Konflikten und mit der gemeinsamen Arbeit an diesen Konflikten das Allgemeine der Generation auf, stellt es jedoch auf der anderen Seite dem besonderen (Generations-) Schicksal der Frauen gegenüber. Hierzu skizziert sie durchaus faktenorientiert die Lage der studierenden Frauen:

„es sind eben jene privilegierten Frauen, die die Erfahrung gemacht haben, dass der bürgerliche Weg zur Emanzipation der falsche war, die erkannt haben, dass sie sich mit den Mitteln des Konkurrenzkampfes nicht emanzipieren können, [...]. Diese Frauen merken spätestens, wenn sie Kinder bekommen, dass ihnen alle ihre Privilegien nichts nützen.“<sup>63</sup>

<sup>60</sup> Eigene Berechnungen von Daten der Fachserien 11 „Bildung und Kultur, Reihe 4.1. Studierende an Hochschulen“ für die Jahre 1962 und 1968 sowie 1 „Gebiet und Bevölkerung, Reihe 1.4: Geburten“ für die Jahre 1960 bis 1968.

<sup>61</sup> Alle Zitate, CheSchahShit 1984, S. 273. Zu den geschlechterpolitischen Implikationen und Konflikten vgl. Baader 2012.

<sup>62</sup> CheSchahShit 1984, S. 275.

<sup>63</sup> Ebd., S. 276.

Sanders hebt in ihrer Rede eine Spannung hervor, die zwischen einer leichten Politisierbarkeit und gleichzeitigen Sprachlosigkeit<sup>64</sup> der Frauen bestehe. Zwischen den Stühlen des Emanzipationsversuchs qua Studium und dem Eingehen einer Ehe und der damit verbundenen Hausfrauen- und Mutterrolle würden die „Frauen auf Verhaltensmuster zurückgeworfen, die sie meinten dank ihrer Emanzipation schon überwunden zu haben.“<sup>65</sup> Von dieser Situation ausgehend beklagt Sander erstens eine mangelnde Solidarität und ein fehlendes Verständnis auf Seiten der Männer im SDS. Zweitens führt sie dies auf eine Tendenz zur Verdrängung bei den Männern selbst zurück. Sie vollzögen nach wie vor die Trennung von Privatleben und öffentlichem Leben, das sie intellektuell und politisch kritisierten.<sup>66</sup> Drittens leitet sie daraus ab, dass sich die Frauen im SDS von der Arbeit der Männer zurückgezogen hätten, um in eigenen Kreisen, die tabuisierten Probleme zu behandeln. Und aus dieser Problemreflexion folge eine Neuausrichtung der politischen Arbeit auf die Kinderladenarbeit und daran anschließend auf Schule und Lehrlingsausbildung, hier insbesondere der Mädchen und jungen Frauen: „Es ist nicht mehr nötig, dass 90% der Arbeiterinnen ungelernte Arbeiterinnen sind.“<sup>67</sup>

Die Rede Sanders zeichnet sich erstens dadurch aus, dass sie ihr Anliegen im Rahmen eines Generationszusammenhangs formuliert. Dies wird schon daran erkennbar, wie sich Sanders im Raum der Gründe bewegt, die sowohl für die politischen Aktivistinnen der Studentenbewegung als auch darüber hinaus für andere Fraktionen der 68er Generation nachvollziehbar sind. Zu diesen Gründen gehört ebenso der veröffentlichte Impetus, der sich gegen Tabuisierung, Verschweigen und Verdecken von Konflikten richtet. Sie bezieht sich auf das von Generation insgesamt in Anspruch genommene Recht, öffentlich in Erscheinung zu treten, indem sie ein ihnen spezifisches Anliegen reklamieren. Der Schub der „Neuen Zeit“ wird von ihr als Hinweis auf eine gemeinsame Arbeit der 68er bezogen, mit der sie sich den Herausforderungen der Zeit stellen. Hier setzt aber im Raum der Gründe eine Differenzmarkierung an, die das Defizit der Verdrängung an der Haltung der männlichen Protagonisten der Bewegung identifiziert und beklagt. Für die Frauen reklamiert sie, dass sie aufgrund ihrer spezifischen Erfahrungen von den proble-

---

<sup>64</sup> Diese Beobachtung des Problems eines unaussprechlichen oder zumindest schwer artikulierbaren Leids, das hier bereits thematisch ist, wird vor allem durch Vertreterinnen der nächstjüngeren Generation der Frauenbewegung, etwa von Theoretikerinnen wie Judith Butler (1997) elaboriert.

<sup>65</sup> CheSchaShit 1984, S. 276.

<sup>66</sup> Z.B. „Ihr seid voll von Hemmungen, die ihr als Aggressionen gegen die Genossen auslassen müsst, die etwas Dummes sagen oder etwas, was ihr schon wisst. [...]. Warum sagt ihr nicht endlich, dass ihr kaputt seid vom letzten Jahr. [...] Diese Verdrängungen wollen wir nicht mehr mitmachen.“ (CheSchaShit 1984, S. 279)

<sup>67</sup> CheSchahShit 1984, S. 281.

matischen Folgen der Trennung von Privatem und Öffentlichem sich im besonderen Maße veranlasst sähen, für die aktuellen Herausforderungen eine angemessenere Antwort finden zu können. Kurzum: Sanders stellt heraus, dass die Generationseinheit der Aktivistinnen den Herausforderungen der Zeit, die sie ähnlich sehen wie ihre männlichen Zeitgenossen, besser gerecht werden können, indem sie dem Problem unverstellter begegnen (müssen). Zweitens zeigt Sanders Rede damit in nuce eine Form der Differenzbildung innerhalb der 68er-Generation, die sich vom Aufbruch einer Neuen Zeit angerufen fühlt, sich jedoch schon ab dem Ende der 1960er Jahre durch die Aufspaltung in Generationseinheiten radikalisiert. Die an die Haltung der Revolte, des Bruchs mit der alten Zeit anknüpfenden Generationseinheiten versuchen sich somit gegenseitig immer mehr zu übertreffen. Der Generationenzusammenhang als diskursiv geteilter Raum der Gründe bietet zwar eine Einheit im Hintergrundverständnis. Aber das geteilte Hintergrundverständnis sichert keine Konsensfindung und keine koordinierte Aktion der Generationseinheiten, die daran anknüpfen könnten. Genau umgekehrt scheint es bei den 68ern einen erbitterten Wettkampf gegeben zu haben, sich gegenseitig mit umso radikaleren Antworten auf den „Aufbruch der Zeit“ zu überbieten.

#### 4 Nach 68: Generationen als popkulturelle Etikettierungen

Der Hang zur Radikalisierung, der sich in vielen Generationseinheiten der 68er beobachten ließ, ist sicher auch eine Ursache des Verves, mit dem sich die 68er insgesamt in die Geschichte des 20. Jahrhunderts eingeschrieben haben. Insofern überrascht es nicht, dass es nach den 68ern keiner Generation mehr gelungen ist, mit einer ähnlichen Durchsetzungskraft und Nachhaltigkeit in die öffentliche Debatte zu gelangen. Dies ist bereits daran zu erkennen, dass die Autoren, die über sie schreiben, sich unsicher über die Bezeichnung der nachfolgenden Generationen sind. So hat sich beispielsweise trotz Mauerfalls und Untergangs des ostmittel- und osteuropäischen Sozialismus nie die Bezeichnung 89er durchgesetzt.<sup>68</sup> Und bei dem gegenwärtig oft verwendeten Etikett „Generation Y“ sind sich die meisten Kommentatoren uneins, auf welche Geburtsjahrgänge es angewendet werden soll.<sup>69</sup>

<sup>68</sup> Vgl. Leggewie 1995; Glogauer 2012; Herma 2016.

<sup>69</sup> Vgl. Howe/Strauss (1997), die den Begriff „Generation Y“ als erste systematisch einführen, dann aber von „Millennials“ sprechen, im Unterschied zu Twenge (2006), die eine ‚narzisstische‘ „Generation Me“ ausruft oder Hurrelmann/Albrecht (2014), die den Begriff „Generation Y“ für die deutschsprachige Diskussion aufbereiten. Die der „Generation Y“ zugerech-

In der Regel lassen sich zwei Gründe anführen, warum die Bedeutung späterer Generationen vergleichsweise unklar geblieben ist. Erstens sind die Generationen, die auf die 68er folgten von der Wucht der Aufbruchsstimmung der 1960er Jahre überschattet geblieben. Die 1970er und 1980er Jahre erscheinen den zeitgeschichtlichen Kommentaren meist blass. Für die 1970er gelten Radikalisierung (kommunistische Sektierer, RAF, Deutscher Herbst) und Rückzug (Landkommunen, Esoterik, Selbsterfahrungsgruppen). Auch die Entstehung der Alternativbewegung und die Wahl der Partei „Die Grünen“ in den Bundestag werden selten als Indiz für eine neue Generationsbewegung genommen. Hierzu überwiegt die Einschätzung, dass es sich um altersübergreifende ‚neue soziale Bewegungen‘ handelt, die sich aus dem Anwachsen der neuen sozialberuflichen Dienstklasse ergeben.

Es mag sogar sein, dass sich die „Zaungäste“ der „pragmatischen Generation“ in ihren Forderungen und Lebensweisen deutlich von den 68ern unterscheiden.<sup>70</sup> Was ihnen aber fehlt, ist eine dezidierte Absage an eine vergehende Zeit, die dadurch getragen wäre, dass ihr die Gewissheit einer heranbrechenden Neuen Zeit entgegengesetzt werden würde. Zwar bleiben die neuen sozialen und politischen Bewegungen der Siebziger und Achtziger Jahre kritisch, aber sie zeigen nicht auf die Ankunft einer Neuen Zeit. Im deutlichen Unterschied zu den 68ern fehlen den späteren Generationen Fortschrittsglaube und Geschichtsoptimismus.

Zweitens wird bei den jüngsten Generationen beobachtet, dass diese gar nicht politisch und auch nicht öffentlich in Erscheinung treten, zumindest nicht erkennbar als altersspezifisches Kollektiv. Insofern können Artikulationen im „world wide web“, zum Beispiel über Twitter, hohe Resonanz und viele Follower erlangen – aber die Follower sind sozial nicht eindeutig bestimmbar. Zudem handelt es sich zu einem beträchtlichen Teil um Äußerungen mit erfundenen Account-Namen, Pseudonymen mit mehr oder weniger genauen Personenangaben (zu Alter, Geschlecht, Wohnort, Bildungs- oder Berufsabschluss). Man kann diese soziale Unkenntlichkeit von Sprecher\*innen im öffentlichen Raum gut oder schlecht finden. Mit diesen Kommunikations- und Adressformen kann aber keine kollektive Selbstidentifikation als Generation hergestellt werden, weil in ihnen genau auf solche sozialen Markierungen der Selbst- und Fremdbeschreibung (in hinreichendem Ausmaß) verzichtet wird. Insofern erscheint das Auftreten von neuen Generationen, denen ein ähnliches Wirkpotenzial wie den 68ern zugeschrieben werden könnte, als

---

neten Jahrgänge werden von 1982-1994 (ursprüngl. Howe/Strauss) bis 1985-2000 (Hurrelmann/Albrecht) angesetzt.

<sup>70</sup> Das Etikett „Zaungäste“ stammt von Mohr (1982), das von der „pragmatischen Generation“ von Behr (1990).

eher unwahrscheinlich. Aber liegt es wirklich allein am langen Schatten der 68er und an der Veränderung öffentlicher Kommunikationsmodi?

Zunächst einmal lässt sich an den 68ern zeigen, worum es sich bei einem Generationszusammenhang im Sinne Mannheims handelt. Es geht um die kollektive Verbundenheit von Menschen, die zur gleichen Zeit in eine historische aktuelle Problemlage hineinwachsen, um ihr Zeitgefühl, um ihre Art, sich ‚ihre Zeit‘ anzueignen. Die 68er haben dies getan, indem sie ihre Zeit als eine Zeit des gesellschaftlichen Aufbruchs verstanden haben. Dieses Verständnis potenzierte sich, indem immer neue Einheiten der 68er-Generation an die Deutung des Aufbruchs anknüpften und sich zugleich verschiedene Phänomene der 1960er Jahre als Zeichen der Zeit auslegen ließen.

Damit ist jedoch noch nicht geklärt, was das Hintergrundverständnis der 68er zu einem so kraftvollen Selbstverständnis einer Generation gemacht hat. Um dies darlegen zu können, gilt es auf die drei Bedingungskomplexe der Generationslage, des Generationszusammenhangs und der Generationseinheiten zurückzugehen.

Als Generationslage sind die zwischen 1938 und 1948 geborenen 68er *erstens* durch eine Re-Normalisierung des Lebenslaufs und der Standardisierung der Übergänge ins Erwachsenenalter gekennzeichnet. Da bei den 68ern die Übergänge ins Erwachsenenalter biographisch recht schnell erfolgten, kamen sie biographisch früh in der Gesellschaft an. Ähnlich wie im Film „The Graduate“ (1967) ergibt sich aus dieser frühen Ankunft die Frage nach dem Sinn bzw. der gesellschaftlichen Bewährung. So wie die „Halbstarken“ (1956), die „Rebels Without a Cause“ (1955) wissen die 68er nicht so recht, was sie mit ihrer Ankunft im Erwachsenenstatus anfangen sollen. Aber sie haben mit der frühen Ankunft keine Erfahrung der Hemmung, des Bruches, des Wartens oder der Unsicherheit gemacht.

*Zweitens* können sie eine Reihe von gesellschaftlichen Entwicklungen auf unterschiedlichen Ebenen insofern als gleichgerichtet erfahren, als sie alle Ausdruck einer im Aufbruch befindlichen Zeit erscheinen. Die Auslegung der Gesellschaft als eine sich ändernde Zeit ist in den 1960ern überdeterminiert. In der Politik, in der Kultur, im Bildungswesen, in der Familie und auch in der Technik (z.B. Apollo-Programm) überlagern sich Wandlungsprozesse, die sich als Durchsetzung des Neuen lesen lassen.

Diese Gleichgerichtetheit der gesellschaftlichen Veränderungstendenzen wird in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Kontexten erkannt und führt somit *drittens* zu einer semantischen Verdichtung des Raums der anerkennungsfähigen Gründe. Egal, ob man sich in Kindergärten oder Schulen über Erziehung, mit den Eltern oder der Geliebten über Formen der Familie oder über Sexualität, oder in der Politik mit Bürgern oder staatlichen Eliten über Freiheits- oder Gleichheitsrechte streitet, überall spielt sich dies in



Raum von Gründen ab, der durch die rahmende Differenz neu/alt und durch die Hintergrundüberzeugung, dass die Zeiten sich ändern, bestimmt ist. Die semantische Dichte wird dadurch verstärkt, dass immer mehr Einheiten der Generation diese Differenz erfassen und in ihre eigene Artikulation aufnehmen. Dies haben wir exemplarisch am Beispiel des von Helke Sanders vorgebrachten Manifestes des „Aktionsrates zur Befreiung der Frauen“ im SDS rekapituliert.

Spätere Generationen unterscheiden sich in folgender Weise von den 68ern:

1. Die kollektiven Lebensverläufe, oder spezifischer ausgedrückt: die institutionalisierten biographischen Übergangsereignisse sind in nachfolgenden Generationen unbestimmter und unsicherer. Als Generationslagerung fehlt ihnen eine Aufschichtung biographischer Erfahrungen, die sie miteinander verbindet.
2. Die Interpretation der Zeiten, in welche die nachfolgenden Generationen hineinwachsen, ist uneindeutiger geworden. So fallen chronologischer Lauf der Zeit, Wandel der Zeit und Fortschritt nicht mehr in eins. Eine historisch aktuelle Zeit zerfällt insofern in verschiedene Entwicklungen, Wandlungstendenzen und Problemlagen. Die gesellschaftlichen Veränderungstendenzen, die von nachfolgenden Generationen erfahren werden, sind somit weniger gleichgerichtet und verstärken sich daher nicht gegenseitig, sondern enthalten Spannungen und Blockierungen. Für Angehörige nachfolgender Generationen wird es schwieriger, für sich einen einheitlichen Raum der Gründe zu reklamieren.
3. Insofern fällt es den unterschiedlichen Einheiten in der Gruppe der jungen Erwachsenen leichter, auf unterschiedliche Räume der Gründe zurückzugreifen. Die gesellschaftlich anerkennungsfähige Semantik ist in verschiedene „Räume von Gründen“ aufgesplittert. Es gibt keine symbolische Prägnanz, an die verschiedene Gruppen der Gesellschaft gleichermaßen anknüpfen könnten. Die Fortsetzbarkeit eines Hintergrundverständnisses der Generation ist eingeschränkt. Die semantische Dichte (der Grad der semantischen Inferenz) nimmt somit innerhalb der Lagerungen potenzieller Generationen ab.

## **5 Kann es im 21. Jahrhundert noch Generationen geben?**

Was aber folgt nun aus dieser Beobachtung der 68er als womöglich letzter Generation? Und weshalb überlebt die Semantik der Generation als Chiffre, Mythos und Bezugspunkt öffentlicher Debatten?

Von den 68ern bleibt, dass wir es mit einem historisch ganz außergewöhnlichen Fall einer kollektiven Verbundenheit zu tun haben. Vielleicht handelt es sich sogar um die einzige Generation im modernen (Mannheimschen) Sinne,

einer Generation, die nicht nur Ausdruck einer geistigen (intellektuellen) Elite, sondern einer ganzen Jugend war, indem sie sämtliche Szenen, Kreise, Mainstream- und Subkulturen einer Jugendgeneration in sehr vielen Regionen der modernen Weltgesellschaft (und nicht nur weiße, westliche, junge Männer) bewegte.

Modern war sie vor allem auch, weil sie nicht wie ihre Vorläufer-Generationen durch das Schicksal historischer Zäsuren bestimmt gewesen ist, wie etwa die jungen Soldaten und die Jugendlichen des Ersten und Zweiten Weltkriegs, die als „Lost Generation“ oder „skeptische“ „Ohne-Mich-Generation“ in die Bände der Generationsgeschichte Eingang gefunden haben. Schließlich kann sie darüber hinaus als modern gelten, weil sie sich auf ein Zentrum der sich wandelnden Zeit beziehen konnte, von dem aus ein markantes Bild des gesellschaftlichen Aufbruchs gezeichnet und durch verschiedene Generationseinheiten als „Grundintention“ „wahrhaft fortsetzbar“ geworden ist.

Als Generationszusammenhang ist ihr die Erzeugung einer kollektiven Verbundenheit möglich gewesen. Was die 68er geeint hat, war das Hintergrundverständnis ihrer Zeit. Und auf der Basis dieses gemeinsamen Problemhorizonts hat sich diese Generation sehr schnell wieder in viele radikal revoltierende und nach Antworten auf die Herausforderung der Neuen Zeit suchende Generationseinheiten entzweit.

Die Auseinandersetzung mit den 68ern als Generation förderte somit folgende Ergebnisse zu Tage: Aus seiner historischen und soziogenetischen Ausgangslage heraus zielt das Konzept der Generation auf die Rekonstruktion einer kollektiven Syntheseleistung, die mit der generationsspezifischen Aneignung eines Hintergrundverständnisses der eigenen Zeit einhergeht. Die Ausbildung eines solchen zeitbezogenen kollektiven Selbstverständnisses gilt schon gemäß Mannheims ursprünglichem Konzept als sehr unwahrscheinlich. Es spricht allerdings viel dafür, dass für die 68er ein solches Selbstverständnis tragend gewesen ist, und zwar im rahmenden Bild der 1960er Jahre als Zeit des Aufbruchs. Die Herausforderung der „aufbrechenden Zeit“ ist der „Raum der Gründe“, auf den sie sich gemeinsam beziehen konnten. Die davon ausgehende Syntheseleistung darf jedoch nicht überschätzt werden. Wie wir am Beispiel der Abspaltung des Aktionsrats im SDS gesehen haben, können sich Generationseinheiten auf der Basis eines Hintergrundverständnisses von anderen abgrenzen und dies sogar in polarisierender und exkludierender Form. Zugleich werden darüber wiederum neue soziale Differenzlagen, neue soziale Fragen und neue soziale Bewegungen erzeugt, hier etwa die von der Frauenbewegung der 70er Jahre fokussierte Frage nach den reduzierenden Tendenzen und Wirkmächtigkeiten sexueller Identitäten.

Bei der Frage, ob es in Zukunft ähnlich prägnante Generationen wie die 68er geben wird, lässt uns der Vergleich mit ihren Nachfolgern eher skeptisch zurück.

## Quellen und Literatur

- Atkins, John (2000): *The Who on Record: A Critical History, 1963–1998*. Jefferson.
- Baader, Meike Sophia (Hg.) (2008): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche!“ Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim.
- Baader, Meike Sophia (2012): „Wir streben Lebensverhältnisse an die das Konkurrenzverhältnis von Männern und Frauen aufheben.“ Zur Kritik von Frauen an Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von 1968. In: Dies./Bilstein, Johannes/Tholen, Toni (Hg.): *Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies*. Wiesbaden, S. 103-116.
- Balfour, Patrick (1933): *Society Racket. A Critical Survey of Modern Social Life*. London.
- Banach, Jens (1998) *Heydrichs Elite*. Paderborn.
- Becker, Henk (2012): *Generations of Lucky Devils and Unlucky Dogs*. Amsterdam.
- Behr, Michael (1990): Die pragmatische Generation. In: Rammstedt, Otthein/Schmidt, Gerd (Hg.): *BRD ade!: Vierzig Jahre in Rück-Ansichten von Sozial- und Kulturwissenschaftlern*. Frankfurt/M., S. 287-318.
- Benninghaus, Christina (2005): Das Geschlecht der Generation. Zum Zusammenhang von Generationalität und Männlichkeit um 1930. In: Jureit, Ulrike/Wildt, Michael (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hamburg, S. 127-158.
- Berghoff, Hartmut/Jensen, Uffa/Lubinski, Christina/Weisbrod, Bernd (Hg.) (2013): *History by Generations*. Göttingen.
- Brandom, Robert F. (2000): *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Cambridge/Mass.
- Brumberg, Johanna A. (2013): Preceding the Baby Boom Generation: The „Generational Gap“ in American Intellectual Discourse During the 1960s and 1970s. In: Berghoff, Hartmut/Jensen, Uffa/Lubinski, Christina/Weisbrod, Bernd (Hg.): *History by Generations*. Göttingen, S. 82-106.
- Bude, Heinz (1995): *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948*. Frankfurt/M.
- Bude, Heinz (2016): *Das Gefühl der Welt*. München.
- Butler, Judith (1997): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt/M.
- Butler, Judith (2017): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Frankfurt/M.
- Castells, Manuel (2012): *Networks of Outrage and Hope*. Cambridge (UK).
- CheSchahShit (1984): *Die Sechziger Jahre zwischen Cocktail und Molotow*. Berlin.
- Corsten, Michael (1999): The Times of Generations. In: *Time & Society* 8, S. 249-272.
- Corsten, Michael (2003): Biographical Revisions and the Coherence of a Generation. In: Mayall, Bery/Zeiher, Helga (eds.) *Childhood and Generation*. London, S. 46-67.
- Corsten, Michael (2010): *Karl Mannheims Kulturosoziologie*. Frankfurt/M./New York.

- Corsten, Michael (2017): Generation, sozialer Kontext und historische Zäsur. In: Fasora, Lukas/Hiebl, Ewald/Popelka, Petr (Hg.) Generationen in der Geschichte des langen 20. Jahrhunderts – methodisch-theoretische Reflexionen Reihe: Mitteleuropäische historische Perspektiven. Münster, S. 7-27.
- Coupland, Douglas (1991): *Generation X. Tales for an Accelerated Culture*. New York.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics," *University of Chicago Legal Forum*: Vol. 1989: Iss. 1, Article 8, S. 139-167.
- Daniel-Rops [Pseud. f. Henri Petiot] (1932): *Le Monde Sans Ame*. Paris.
- Danto, Arthur (1985): *Narration and Knowledge*. New York.
- De Ras, Marion E.P. (1988): Körper, Eros und weibliche Kultur. Mädchen im Wandervogel und in der Bündischen Jugend 1900-1922. Pfaffenweiler.
- Dowe, Dieter (Hg.) (1986): Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich. Bonn.
- Edmunds, June/Turner, Bryan S. (2002): *Generations, Culture, and Society*. Buckingham.
- Faimberg, Haydé (1985): Die Ineinanderrückung der Generationen. Zur Genealogie gewisser Identifizierungen. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 21, S. 8-17.
- Fasora, Lukas/Hiebl, Ewald/Popelka, Petr (Hg.) (2017): Generationen in der Geschichte des langen 20. Jahrhunderts – methodisch-theoretische Reflexionen Reihe: Mitteleuropäische historische Perspektiven. Münster.
- Faulstich, Werner (Hg.) (2003): *Die Kultur der 60er Jahre*. München.
- Fielding, Daphne (1964): *The Duchess of Jermyn Street: The Life and Good Times of Rosa Lewis of the Cavendish Hotel*. London.
- Fietze, Beate (2005): *Historische Generationen*. Bielefeld.
- Fitch, Noel R. (1983): *Sylvia Beach and the Lost Generation*. New York.
- Frei, Norbert (2008): 1968. Jugendrevolte und globaler Protest. München.
- Gassert, Philipp/Klimke, Martin (Hg.) (2009): 1968: Memories and Legacies of a Global Revolt. *Bulletin of the German Historical Institute*, Supplement 6. Washington.
- Giesen, Bernhard (2003): Generation und Trauma. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, S. 59-72.
- Glaeser, Ernst (1928): *Der Jahrgang 1902*. Potsdam.
- Glogauer, Martin (2012): *Generation 1989? Zur Kritik einer populären Zeitdiagnose*. Bielefeld.
- Goldthorpe, John H. (1987): *Social Mobility and Class Structure in Modern Britain*. Oxford.
- Goltz, Anna von der (Hg.) (2011): „Talkin’ bout my Generation. Conflicts in Generation building and Europe’s ‚1968‘. Göttingen.
- Gründel, Günther (1932): *Die Sendung der jungen Generation*. München.
- Harvey, Elizabeth (2010): „Der Osten braucht dich.“ Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik. Hamburg.
- Hacking, Ian (2002): *Historical Ontology*. Cambridge/Mass.
- Hemingway, Ernest (1929): *A Farewell to Arms*. New York.
- Herbert, Ulrich (2003): Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert., In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, S. 95-114.

- Herma, Holger (2016): 89 und die 89er: Selbstthematization im innerdeutschen Transformationsprozess. In: Corsten, Michael/Gehler, Michael/Kneuer, Marianne (Hg.): *Welthistorische Zäsuren. 1989 – 2001 – 2011*. Hildesheim, S. 101-118.
- Herzog, Dagmar (2005): *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhundert*. München.
- Herzog, Dagmar (2013): *What Incredible Yearnings Human Beings Have*. In: *Contemporary European History* 22, S. 303-317.
- Hoggart, Richard (1957): *The Uses of Literacy*. London.
- Howe, Neil/Strauss, William (1997): *The Fourth Turning: What the Cycles of History Tell Us About America's Next Rendezvous with Destiny*. New York.
- Hurrelmann, Klaus/Albrecht, Erik (2014): *Die heimlichen Revolutionäre*. Weinheim
- Iggers, Georg/Wang, Edward Q. (2008): *A Global History of Modern Historiography*. London (with contributions from Supriya Mukherjee).
- Jaspers, Karl (1931): *Die geistige Situation der Zeit*. Berlin.
- Jureit, Ulrike/Wildt, Michael (Hg.) (2005): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hamburg.
- Kohli, Martin (1980): *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, S. 1-30.
- Kraushaar, Wolfgang (1998): *1968. Das Jahr, das alles verändert hat*. München.
- Kraushaar, Wolfgang (2000): *1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur*. Hamburg.
- Lancaster, Marie-Jacqueline (2005): *Brian Howard: Portrait of a Failure*. London.
- Landweer, Hilge (1996): *Generationskonflikte und Sachdifferenzen. Das Beispiel Frauenbewegung*. In: *Transit*, Heft 11, S. 87-100.
- Lepsius, Rainer M. (2005): *Kritische Anmerkungen zur Generationenforschung*. In: Jureit, Ulrike/Wildt, Michael (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hamburg, S. 45-52.
- Lower, Wendy (2013): *Hitler's Furies. German Women in the Nazi Killing Fields*. New York.
- Maddison, Angus (2003): *The World Economy: Historical Statistics*. Paris.
- Makropoulos, Michael (1991): *Tendenzen der Zwanziger Jahre*. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 39, S. 675-687.
- Mannheim, Karl (1928): *Das Problem der Generationen*. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 7, S. 157-185, 309-330.
- Mannheim, Karl (1929a): *Ideologie und Utopie*. Bonn.
- Mannheim, Karl (1929b): *Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen*. In: *Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (Hg.): Verhandlungen des 6. Deutschen Soziologentages vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen*. Tübingen, S. 35-83.
- Marini, Margaret Mooney (1984): *The Transition from Youth to Adulthood*. In: *Sociology of Education* 57, S. 63-84.
- Marsh, Dave (1983). *Before I Get Old: The Story of The Who*. London.
- Matějka, Ondřej (2013): *Uses of a „Generation“: The Case of the Czech „68er“*. In: Berghoff, Hartmut/Jensen, Uffa/Lubinski, Christina/Weisbrod, Bernd (Hg.): *History by Generations*. Göttingen, S. 258-278.
- Matthes, Joachim (1985): *„Das Problem der Generation“ – neu gelesen*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 14, 5, S. 363-372
- Matzke, Frank (1930): *Jugend bekannt*. Leipzig.
- Franka Maubach: *Rezension zu: Harvey, Elizabeth: „Der Osten braucht Dich!“*. Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik. Hamburg 2010, in: *H-Soz-*

- Kult, 17.06.2011, <[www.hsozkult.de/publicationreview/view/id/rezbuecher-14221](http://www.hsozkult.de/publicationreview/view/id/rezbuecher-14221)>. Letzter Zugriff 1.4.2018.
- Mayer, Karl Ulrich (2003): Lebensverlauf. In: Schäfers, Bernhard/Zapf, Wolfgang (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen, S. 438-451.
- Mills, C. Wright (1959): *The Sociological Imagination*. New York.
- Mitterauer, Michael (1986): *Sozialgeschichte der Jugend*. Frankfurt/M.
- Modell, John (1989): *Into One's Own. From Youth to Adulthood in the United States 1920-1975*. Berkeley.
- Mohr, Reinhard (1982): *Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam*. Frankfurt/M.
- Müller, Walter (1978): Der Lebenslauf der Geburtskohorten. In: Kohli, Martin (Hg.): *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt, S. 54-77.
- Niethammer, Lutz/Plato, Alexander v. (Hg.) (1983ff.): *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet*. 3 Bände. Bonn.
- Niethammer, Lutz/Plato, Alexander v./Wierling, Dorothee (1991): *Die volkseigene Erfahrung: eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*. Berlin.
- Niethammer, Lutz (2003): Sind Generationen identisch? In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, S. 1-16.
- Osborn, E.B. (1919): *The New Elizabethans*. London.
- Paul, Brenda Dean (1935): *My first Life*. 1935. London.
- Parsons, Talcott (1972): *Das System moderner Gesellschaften*. Weinheim.
- Pinder, Wilhelm (1926): *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas*. Berlin.
- Preuss-Lausitz, Ulf (Hg.) (<sup>4</sup>1995): *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*. Weinheim.
- Rattigan, Terence (1995): *After the Dance*. London. Uraufführung 1939. (London: Hamish Hamilton)
- Remarque, Erich Maria (1929): *Im Westen nichts Neues*. Berlin.
- Reulecke, Jürgen (Hg.) (2003): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München.
- Roseman, Mark (2005): Generationen als „Imagined Communities.“ Mythen, generationelle Identitäten und Generationskonflikte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. In: Jureit, Ulrike/Wildt, Michael (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hamburg, S. 180-199.
- Schildt, Axel (2003): Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, S. 229-251.
- Schildt, Axel/Siegfried, Detlef (Hg.) (2006): *Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960-1980*. New York.
- Sellars, Wilfrid (2007): *In the Space of Reasons. Selected Essays of Wilfrid Sellars*. Ed. by Kevin Scharp and Robert B. Brandom. Cambridge/Mass.
- Siegfried, Detlef (2006): *Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*. Göttingen.
- Suhrkamp, Peter (1932): *Söhne ohne Väter und Lehrer*. In: *Neue Rundschau* 43 (1932), S. 681-696.
- Taylor, David John (2007): *Bright Young People. The Lost Generation of London's Jazz Age*. New York.
- Twenge, Jean (2006): *Generation Me*. New York.
- Vogel, Angela (1989): Familie. In: Benz, Wolfgang (Hg.): *Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Band 3. Gesellschaft. Frankfurt/M., S. 35-86.

- Waugh, Evelyn (1928): *Decline and Fall*. London.
- Waugh, Evelyn (1930): *Vile Bodies*. London.
- Wierling, Dorothee (2002): *Geboren in Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR und seine historischen Erfahrungen*. Berlin.
- Wildt, Michael (2005) *Die Generation des Unbedingten*. Hamburg.
- White, Hayden (1973): *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*. Baltimore.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse gesellschaftlicher Ungleichheiten*.
- Winnock, Michel (2003): *Das Jahrhundert der Intellektuellen*. Konstanz.
- Wohl, Robert (1979): *The Generation of 1914*. Cambridge/Mass.
- Wolff, Frank/Windaus, Eberhard (Hg.) (1977): *Studentenbewegung 67-69. Protokolle und Materialien*. Frankfurt/M.
- Zehrer, Hans Thomas (1929): Absage an den Jahrgang 1902. In: *Die Tat* 21 (1929-1930), S. 740-748.
- Zinnecker, Jürgen (2001): „Das Problem der Generationen“. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, S. 33-58.

### **Anschrift des Autors:**

Prof. Dr. Michael Corsten  
Universität Hildesheim  
Institut für Sozialwissenschaften  
Universitätsplatz 1  
31141 Hildesheim  
Email: corsten@uni-hildesheim.de

## Die Kinder von 1968

Bei den Quellen handelt es sich um eine Quelle aus dem Jahre 1970 und eine aus dem Jahre 2009. Die Quellen sind veröffentlicht. Beide Texte thematisieren das Generationenverhältnis, weshalb wir sie für das Jahrbuch „À propos 68: Generation und Geschlecht“ unter dem Aspekt der Passung zu dessen konzeptionellen Perspektiven ausgewählt haben. Der Text von Anna Negri nimmt zudem das Geschlechterverhältnis in den Blick. Beide Texte sind auch als Teil einer Intellektuellengeschichte in Deutschland und in Italien zu sehen, denn beide Autorinnen sind Kinder prominenter Vater- und Mutterfiguren, die den öffentlichen gesellschaftspolitischen Diskurs der 1960er und 1970er Jahre in Deutschland und in Italien mit bestimmten. Allerdings gehören die Autorinnen unterschiedlichen Generationen an, und es liegen etwa 30 Jahre zwischen ihren Geburtsjahrgängen. Die Autorin der ersten Quelle ist 1932 und damit ein Jahr vor der Machtergreifung in Deutschland geboren, die Autorin des zweiten Textes ist 1964 in Italien zur Welt gekommen. Der Text aus dem Jahre 1970 ist im Zusammenhang mit Überlegungen zur anti-autoritären Kinderladenerziehung in Westdeutschland entstanden und spricht über die Kinder der 1968er. Im zweiten Text kommt eines dieser Kinder zu Wort, das sich als Erwachsene vor dem Hintergrund ihrer eigenen Biographie Gedanken über die Erziehung der 1968er macht.

### 1 Generation und Sexualität

Der Text aus dem Jahre 1970 stammt von Monika Seifert<sup>1</sup> und reflektiert das Generationenverhältnis aus der Sicht einer Erwachsenen und Pädagogin, thematisiert werden Sexualität und Sexuaufklärung<sup>2</sup> in der „Kinderschule Frankfurt“, die von Seifert geleitet wurde. Es handelt sich dabei um den Auszug des Kapitels „Sexualität“, dieses bildet eines unter anderen Kapiteln des Beitrages, der unter dem Titel „Kinderschule Frankfurt“ die pädagogische

---

<sup>1</sup> Seifert 1970.

<sup>2</sup> Zur Geschichte der kindlichen Sexuaufklärung vgl. Sager 2015.



Ausrichtung der Kinderschule beschreibt. Die zentrale These des Kapitels zur „Sexualität“ lautet, dass die Art und Weise, wie Erwachsene in der Erziehung mit kindlicher Sexualität umgehen, immer auch etwas mit ihrem eigenen Verhältnis zu Sexualität zu tun habe. Deshalb sei dieses zu reflektieren, um eine Übertragung zu vermeiden. Angesichts aktueller und emotionalisierter Debatten um kindliche Sexualaufklärung wollten wir diese Sichtweise zur Diskussion stellen und auf ihre Aktualität hin befragen.

Der Text enthält aber nicht nur Perspektiven, die wir nach wie vor für aktuell halten, sondern auch solche, die zutiefst befremden. Seifert sprach in ihrem Beitrag einen um 1970 viel diskutierten Text aus dem Jahre 1969 zur Sexualaufklärung aus der Kommune II mit dem Titel „Kindererziehung in der Kommune“ an, der eindeutig als missbräuchlich zu bezeichnen ist. Auch die immer wieder kontrovers erörterte Frage, ob Kinder beim Sexualverkehr der Eltern zuschauen sollten, kann heute allenfalls irritiertes Kopfschütteln erzeugen. Auf beides, den Text aus der Kommune und die umstrittene Frage, bezieht sich Seifert ohne sich diesbezüglich zu positionieren.<sup>3</sup>

Insgesamt macht der Auszug deutlich, welch großer Stellenwert der kindlichen Sexualität in der Erziehung der Kinderschule und auch in anderen Kinderläden im Kontext von 1968 zukam. Die Sexualerziehung der Kinder von 68 wird zu einem anspruchsvollen Projekt insbesondere der Selbstthematisierung und Therapeutisierung der Eltern. Diese hohe Bedeutung kann heute eindeutig als überschätzt betrachtet werden.<sup>4</sup> Sie folgt letztlich einer einfachen Logik von Repression und Befreiung, wie sie Foucault in seinen Schriften zur Sexualität wiederholt kritisiert hat, wenn er sagt, die „sogenannten Bewegungen“ zur sexuellen Befreiung müssen, so glaube ich, als affirmative Bewegungen ‚ausgehend‘ von der Sexualität verstanden werden“<sup>5</sup> und dazu auffordert, den „König Sex“ zurückzuweisen.<sup>6</sup>

Die psychoanalytisch ausgebildete Autorin, Monika Seifert (geb. 1932), Tochter von Alexander und Melitta Mitscherlich, hat 1967 die Frankfurter Kinderschule gegründet. Der Text ist in einem Sammelband „Erziehung zum Ungehorsam“<sup>7</sup> veröffentlicht. Dieser basierte auf einem Film, der in der ARD am 1. Dezember 1969 ausgestrahlt wurde und – unter dem gleichnamigen Titel – die Kinderläden zum Thema hatte. Der Film wurde öffentlich breit diskutiert, die Reaktionen sind in dem Sammelband dokumentiert und umfassen ein breites Spektrum von euphorischer Zustimmung bis zu vehementer

---

<sup>3</sup> Vgl. Baader 2017a.

<sup>4</sup> Vgl. Baader 2017b.

<sup>5</sup> Foucault 1978, S. 183.

<sup>6</sup> Foucault 1978, S. 176.

<sup>7</sup> Bott 1970.

Ablehnung. Der Sammelband präsentiert die pädagogischen Konzepte dreier Kinderläden in den Städten Stuttgart, Frankfurt und Berlin.

## 2 Quelle

*Monika Seifert: Kinderschule Frankfurt, Eschersheimer Landstraße<sup>8</sup>*

### „Sexualität

Die kindliche Sexualität kann prinzipiell nicht isoliert von den gesamten anderen Lebensäußerungen des Kindes gesehen werden. Die sexuellen Bedürfnisse und Äußerungsformen des Kindes, die nach psychoanalytischem Terminus als prägenital (d.h. als Vorstufe der Triebentwicklung im Verhältnis zur genitalen Sexualität der Erwachsenen) bezeichnet werden, haben innerhalb der diffusen – nach dem Lustprinzip ausgerichteten – Triebstruktur des Kindes im Sinne der Erwachsenensexualität keine bestimmten Ziele; sie spielen im Zusammenhang der kindlichen Gesamtentwicklung keine von anderen Erfahrungs- und Umweltbewältigungsprozessen gesonderte und losgelöste Rolle. Dazu kommt es erst durch die Erziehung.

Den schon früher (z.B. im Zusammenhang mit der Selbstregulierung) erwähnten eigenen ungelösten Schwierigkeiten der Erwachsenen, besonders ihren unbewußten Konflikten, Ängsten und damit verbundenen Abwehrmechanismen, muß in erster Linie Rechnung getragen werden, will man auf dem Gebiet der kindlichen Sexualität sinnvoll diskutieren und zu relevanten Ergebnissen gelangen.

Wir müssen davon ausgehen, daß die Erwachsenenproblematik hier in besonders starkem Maße Unsicherheitsfaktoren liefert, die eine positive Einstellung zur Sexualität der Kinder blockieren; denn es ist eine Tatsache, daß keiner der Erwachsenen in unserer grundsätzlich sexual- und lustfeindlichen Gesellschaft ein ungestörtes Verhältnis zur Sexualität entwickeln konnte.

Wir leben in einer kapitalistischen Gesellschaft, wo der Tausch- und Warencharakter vorherrscht, das Besitz- und Eigentumsdenken sich auch in den herrschenden Ehe- und Familienvorstellungen reproduziert. Die bestehenden Zweierbeziehungen (in der sich die beiden Partner weitgehend als wechselseitigen Besitz betrachten, was sich u.a. in der Verpflichtung auf sexuelle

<sup>8</sup> In: Bott, Gerhard (Hg.): Erziehung zum Ungehorsam. Kinderläden berichten aus der Praxis der antiautoritären Erziehung. Frankfurt a.M. 1970: März-Verlag, S. 45-61. Der Text ist ein Auszug von S. 53-57 und ist dem Kapitel „Sexualität“ des genannten Textes entnommen.

Treue ausdrückt) und die Kleinfamilien dienen, da wir überdies in einer Klassengesellschaft leben, als Sicherheits- und Ausgangs- bzw. Rückzugsbasis. Denn da eine kollektive, solidarische Massenbasis fehlt, bietet die Zweierbindung mit gegenseitiger Treueverpflichtung die einzig bewährte Möglichkeit, sich gegen die Anforderungen und Ausbeutung der feindlichen Umwelt zu solidarisieren und zu wehren, zumindest aber bis zu einem garantierten Grade Schutz und Sicherheit zu finden. Diese Faktoren müssen reflektiert und analysiert werden, was einen Lernprozeß der Erzieher und Eltern von nicht absehbarer Dauer zugrundelegt. Es ergeben sich die Fragen: Wie kann man von dieser Basis der ungelösten Probleme aus eine angemessene Haltung zur Sexualität der Kinder einnehmen? Wie können wir angesichts der eigenen Problematik auf die Kinder eine positive Einstellung zur Sexualität übertragen?

Selbstverständlich zeigt sich bei den an unserem Projekt engagierten Erwachsenen keine offene Sexualfeindlichkeit. Aber aufgrund unserer Erfahrung kann man sagen, daß das gestörte Verhältnis des Erwachsenen zur Sexualität sich auch der Lösung anderer Erziehungsprobleme in den Weg stellt (z.B. bei Fragen der Gesunderhaltung der Kinder) und daß bestimmte Reaktionen und Verhaltensweisen als Surrogate eines gehemmten, verqueren sexuellen Selbstverständnisses aufzufassen sind; (häufig sind z.B. auch bei aufgeklärten, progressiven Eltern unbewußte, verdrängte und damit irrationale sexuelle Ängste und nicht reale Befürchtungen um Gesundheit und Sicherheit der Kinder die Ursache dafür, daß man unter Hinweis auf eine Erkältungs- und Erkrankungsgefahr die Kinder davor warnt oder sie daran zu hindern sucht, sich die Kleidung auszuziehen und nackt zu spielen, wenn nicht gerade sommerliche Temperaturen herrschen, die ein solches Vorgehen „legitimieren“).

Die Tatsache, daß die Kinder in mancher Hinsicht noch nicht in der Lage sind, alle ihre Bedürfnisse selbst zu regulieren, wird dadurch verstärkt, daß die Erwachsenen selber nicht fähig sind, ihre eigenen Bedürfnisse zu regulieren, ja selbst noch unverarbeitete infantile Bedürfnisse mit sich herumtragen. Wir müssen es offenlassen, welche neuen und variablen Formen kindliche Selbstregulierung annehmen kann (speziell jetzt bezogen auf die Sexualität) innerhalb eines veränderten Gesellschaftssystems, das sich nach sozialistischen Prinzipien aufbaut, in dem z.B. Zweierbeziehungen nicht mehr den auf Konvention und Moral beruhenden Ausschließlichkeitscharakter besäßen, die bisherige Form der Familie wahrscheinlich abgelöst würde durch Wohnkommunen und Großfamilien.

Daß die Erwachsenen aus dem Sektor der Sexualität die meisten Abwehrmechanismen produzieren, hier die größte Verdrängungsarbeit geleistet wird, hat zur Folge, daß unbeabsichtigtes Fehlverhalten und nicht reflektierbare

Fehlleistungen eine große Rolle spielen. Das bedeutet, daß für die Arbeit und das Zusammenleben der Erwachsenen mit den Kindern folgende Voraussetzungen geschaffen werden müssen:

1. Die Erwachsenen müssen versuchen, ihre sexuellen Schwierigkeiten in der ganzen auto-biographischen und gesamt-gesellschaftlichen Komplexität aufzudecken und zu analysieren, was gleichzeitig
2. bedeutet, daß sie diese eigene Problematik kollektiv im politischen Kontext zu verarbeiten suchen müssen.
3. Sie müssen ihre Beziehungen zu den Kindern relativieren, d.h. ihre Fixierungen an das Kind abbauen, um damit autoritäre Fixierungen der Kinder an die Erwachsenen und die Übertragung ihrer sexuellen Problematik auf die Kinder von vornherein zu verhindern.

Von diesen Forderungen her gesehen, ist zwar eine liberale Einstellung zur Sexualität der Kinder ein Fortschritt gegenüber der herkömmlichen autoritären, lustfeindlichen Sexualpädagogik, kann jedoch nicht den Ansprüchen einer Erziehung zur Selbstregulierung genügen. Gerade im Bereich der sexuellen Bedürfnisse ist die Gefahr am größten, daß unbeabsichtigte pädagogische Einflüsse die Kinder treffen. Gerade um jene ungewollten Übertragungen der Erwachsenen auf die Kinder, unbewußte Verschleierungen und Manipulation zu vermeiden, müssen die Erzieher gezielt und bewußt in der Form Einfluß nehmen auf die Entwicklung der kindlichen sexuellen Bedürfnisse: a) daß Fixierungen einzelner Kinder auf einzelne Erwachsene und umgekehrt vermieden werden; b) daß Gruppenprozesse gefördert werden, die es den Kindern ermöglichen, kollektiv zu lernen, mit neu auftretenden Bedürfnissen umzugehen. Das heißt, daß auch die sexuellen Bedürfnisse und Äußerungsformen der Kinder auf der Grundlage solidarischen Verhaltens als Ausdrucksform zwischenmenschlicher Kommunikation eingeübt werden.

Die Bejahung der auto-erotischen, narzißtischen Komponenten kindlicher Sexualität durch die Erwachsenen und die Einbeziehung dieser Komponenten in die sozialen Beziehungen der Kinder untereinander könnte einerseits die Trennung von Befriedigungsaspekt (d.h. Lösung physiologischer Spannungen) und Beziehungsaspekt (also objektbezogene, auf den Partner gerichtete Sexualität) verhindern – andererseits die Grundlage schaffen für Formen neuer Sozialbeziehungen.

Unser Ziel wäre hier, den Kindern – auch über das Entwicklungsalter hinaus – die Möglichkeit offen zu lassen, frei von psychischen und gesellschaftlichen Zwängen und konventionellen Moralvorstellungen, auf der Basis eines kollektiven solidarischen Bewußtseins, ihre Bedürfnisse bei der Wahl sexueller Partner selbst zu regulieren.

Die theoretische und reflektorische Auseinandersetzung mit der kindlichen Sexualität wird in erster Linie durch unsere praktische Arbeit mit den Kindern in der Kinderschule immer wieder neu provoziert. Die Praxis löst in zunehmendem Maße Fragestellungen aus, die zuvor in der Diskussion nicht berücksichtigt wurden. Grundsätzlich gehörte es von Anfang an zu unserem Erziehungskonzept, die kindliche Sexualität in ihren verschiedensten Äußerungsformen (Onanie; kindlicher Exhibitionismus; Voyeurismus; analerotische Tendenzen; sexuelle Spiele – Vater, Mutter, Kind – Doktorspiele usw.) nicht nur zur Kenntnis zu nehmen und zu dulden, sondern voll und ganz zu bejahen. Wir sind der Ansicht, daß Duldung der sexuellen Aktivitäten allein nicht ausreicht, um dem Kind innerhalb unserer repressiven – trotz aller Liberalisierungstendenzen immer noch sexualfeindlichen – Umwelt (der es ja permanent ausgesetzt ist) zu einer stabilen positiven Entwicklung seiner Sexualität zu verhelfen. Das Kind braucht hier noch mehr als bei allen anderen Aktivitäten (Spiel, Lernen, Essen usw.) die Bestätigung durch den Erwachsenen, die ihm ein Gefühl der Sicherheit gibt. Man kann sich den Ausdrucksformen der kindlichen Sexualität gegenüber nicht neutral verhalten, während man zu allen anderen Lebensäußerungen des Kindes Stellung nimmt, es merken läßt, daß es akzeptiert und bejaht wird. Fehler bestehen nicht nur darin, die kindliche Sexualität zu unterdrücken und abzulehnen, mit Strafen und Liebesentzug zu reagieren, zu verbieten und abzulenken. Es ist genauso falsch, sich den kindlichen sexuellen Äußerungsformen gegenüber distanziert zu verhalten, sie nicht zu beachten und damit nicht ernstzunehmen. Allen anderen – mit Lernprozessen verbundenen – Betätigungen der Kinder (wie z.B. dem Essen und Trinken) wenden die Erwachsenen genügend Aufmerksamkeit zu – nicht zuletzt, damit das Kind genießen lernt (etwas wie Eß- oder Trinkkultur entwickelt). Zu einem „kultivierten“ Körpergefühl, und damit zu sexueller Genuß- und Liebesfähigkeit, kann das Kind nur dann gelangen, wenn es auch in dieser Hinsicht nicht sich selbstüberlassen bleibt, sondern die anerkennende, positive Einstellung und Zuwendung des Erwachsenen erlebt.“

### 3 Generation, Geschlecht und Gefühle

Anna Negris *Con un piede impigliato nella storia* (2009) ist die Autobiographie einer Angehörigen jener Generation, die der Schriftsteller Sandro Veronesi in einem seiner Romane als Generation der Berührten bezeichnet.<sup>9</sup> Die Berührten waren während der langen Welle von 1968, die in Italien erst mit

---

<sup>9</sup> Sandro Veronesi Roman *Gli sfiorati* (1990) erschien erst 2014 bei Klett-Cotta in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Die Berührten*.

den Haftbefehlen vom 7.4.1979 endgültig vererbte, Kinder. Sie wurden auf unterschiedliche Art von den Ereignissen berührt, gestreift. In ihrer Autobiographie zeigt Anna Negri (geb. 1964), inwiefern die Berührung mit jener historischen Epoche einer zarten Falle ähnelt: Man bleibt – so der Buchtitel – mit einem Fuß in ihr hängen. Man bekommt eine Identität angeheftet, die mit dem Phantasma des Vaters (in ihrem Fall Toni Negri, geb. 1933) zu tun hat, der Geschichte gemacht hat. Die eigene Geschichte müssen die Kinder dagegen noch schreiben. Sie fängt mit einer Auseinandersetzung mit '68 an.

Die Kinder von 1968 sind genauso unterschiedlich wie ihre Mütter und Väter in jenen Jahren. Die einen kämpften damals mit der Feder und auf den Straßen oder im Untergrund, die anderen standen qua Amt oder aus politischer Überzeugung auf der andere Seite der Barrikaden. Die einen wie die anderen wurden auf unterschiedliche Weise von den Ereignissen überwältigt: sie wurden verfolgt, verhaftet (T. Negri), in die Luft gesprengt (G. Feltrinelli), erschossen (M. Calabresi, W. Tobagi). Dementsprechend unterschiedlich fallen die Erinnerungen der Kinder aus.

Das erste Buch erschien 1999 von Carlo Feltrinelli (geb. 1962) über seinen Vater, den berühmten Milliardenerben, Verleger, Buchhändler, politischen Aktivisten und zuletzt einsamen Kämpfer im Untergrund. Es trägt den Titel *Senior Service* nach der Zigarettenmarke, die Giangiacomo Feltrinelli (geb. 1926) gerne rauchte. Die Trauerarbeit für den abwesenden Vater, der starb als Carlo zehn Jahre alt war, realisiert sich in einer historisch akribischen Biographie über den Vertreter einer Generation, die es gewagt hat, sich mit der Geschichte anzulegen. Die Biografie von Carlo Feltrinelli ist 2001 auf Deutsch im Hanser Verlag erschienen und in der Bundesrepublik breit rezipiert worden.

Ein weiteres Buch, das von einem italienischen 68er-Kind verfasst wurde, ist das von Manolo Morlacchi (geb. 1970). Unter dem Titel *La fuga in avanti. La rivoluzione è un fiore che non muore mai* (2007) erzählt der Sohn von Pierino Morlacchi (1958-1999)<sup>10</sup> und Heide Reut Peusch (1941-2003)<sup>11</sup> den Alltag des bewaffneten Kampfes aus der Perspektive eines Kindes. Das Buch ist in Form eines Tagesbuchs verfasst, es enthält zahlreiche Briefe von den Eltern, die sie auf der Flucht oder aus dem Gefängnis an die Mitglieder ihrer großen proletarischen Mehrgenerationenfamilie schrieben. Die Geschichte der Familie Morlacchi aus einem traditionellen Arbeiterviertel der Peripherie

---

<sup>10</sup> Pierino Morlacchi war zusammen mit Mara Cagol und Renato Curcio (im September 1969) Mitbegründer des *Collettivo Politico Metropolitano* (CPM), der ersten Brigade mit dem fünftzackigen Stern.

<sup>11</sup> Heide Reut Peusch wurde in der DDR geboren, sie ging nach einer Zeit als Hippie in West-Berlin, London und Mailand in den Untergrund und schloss sie sich dem bewaffneten Kampf an.

von Mailand wird zu einer historischen Rekonstruktion des bewaffneten Kampfes innerhalb der italienischen Arbeiterbewegung: vom Zweiten Weltkrieg als *partigiani* bis in die Nachkriegsjahre als *brigate rosse*.<sup>12</sup>

Im selben Jahr wie das Buch von Morlacchi erschien *Spingendo la notte più in là* (2007) von Mario Calabresi. Der Journalist und heutige Chefredakteur der Tageszeitung *La Repubblica* war zwei Jahre alt, als sein Vater, der Kommissar Luigi Calabresi, am 17.05.1972 erschossen wurde. Der Ermordung von Calabresi war eine heftige, vor allem von der außerparlamentarischen linken Gruppe ‚Lotta Continua‘ geführte politische Kampagne vorausgegangen. Dem Kommissar wurde vorgeworfen, für den Tod des Anarchisten Giuseppe Pinelli am 15.6.1969 verantwortlich zu sein.<sup>13</sup> Die Mutter von Mario, Gemma Capra Calabresi, war zu dem Zeitpunkt, als ihr Mann erschossen wurde, mit ihrem dritten Kind schwanger. In Mario Calabresis Buch, das den Kindern der „Opfer“ der Siebzigerjahre gewidmet ist, spielt sie eine zentrale Rolle. Sie ist diejenige, die den Kindern beibringt zu trauern, ihnen aber auch hilft, über das Dunkel der Trauer hinauszugelangen – oder wie es in dem im Buchtitel zitierten Vers heißt – die Nacht wegzuschieben.<sup>14</sup> Das journalistisch angelegte Buch macht aus der Bearbeitung einer individuellen Geschichte eine kollektive Angelegenheit: Erinnerungsarbeit jenseits des politischen Ressentiments.

Im Jahr 2009, vierzig Jahre nachdem auf der Basis des „Teorema Calogero“ eine Verhaftungswelle ausgelöst wurde, die in den „Processo 7 Aprile“ mündete, der schließlich das tragische Ende einer sehr breiten sozialen Bewegung markierte,<sup>15</sup> sind noch zwei Bücher erschienen, diesmal verfasst von zwei Töchtern über ihre berühmten Väter. In ihrem Stil und in ihrem Fokus auf die

<sup>12</sup> Der Titel von Morlacchis Buch „Flucht nach vorne. Die Revolution ist eine Blume, die niemals stirbt“ enthält eine Anspielung auf die im berühmten Widerstandslied „Bella ciao“ besungene Blume des Partisanen. Morlacchi stellt damit den antifaschistischen Kampf der Großeltern in eine historische Tradition mit dem bewaffneten Kampf der Eltern in den Siebzigerjahren.

<sup>13</sup> Giuseppe „Pino“ Pinelli war im Dezember 1969 unter falschem Verdacht festgenommen worden und während des u.a. von Luigi Calabresi geleiteten Verhörs unter nie geklärten Umständen durch einen Sturz aus dem Fenster des Polizeigebäudes zu Tode gekommen. Pinellis Geschichte wurde weit über die Grenzen Italiens bekannt, nicht zuletzt dank des Theaterstücks von Dario Fo: Zufälliger Tod eines Anarchisten (1970).

<sup>14</sup> Calabresis Buchtitel zitiert Verse aus einem Gedicht von Tonino Milite: *Passa // Passa / una vela, // spingendo / la notte / più in là*.

<sup>15</sup> Ausgehend von der Hypothese einer Kooperation zwischen der außerparlamentarischen linken Bewegung *Autonomia Operaia* und den bewaffneten Kämpfern der *Brigate Rosse* sowie auf der Basis eines Straftatbestands – Verbrechen einer kriminellen Vereinigung –, der bis dato nur in den Prozessen gegen die Mafia angewandt worden war, erließ der Paduaner Staatsanwalt Pietro Calogero 22 Haftbefehle, 15 davon richteten sich gegen prominente Vertreter von *Autonomia Operaia*, die Universitätsprofessoren, Journalisten oder Studenten waren.

Siebzigerjahre schreiben Benedetta Tobagi (geb. 1977) und Anna Negri (geb. 1964) sehr unterschiedlich über zwei abwesende Väter.

Walter Tobagi (1947-1980), exponierter Journalist der Tageszeitung *Corriere della sera*, Historiker und Chronist der italienischen Sozialbewegungen, wurde am 28.5.1980, nur knapp ein Jahr nach der Ermordung von Aldo Moro (21.3.1979), in einer Phase großer politischer Destabilisierung von sechs Vertretern einer neuen linksradikalen, von Kindern der Mailänder Bourgeoisie gegründeten Gruppe, Brigata XXVIII marzo, erschossen. Im Buch über ihren Vater rekonstruiert die Tochter, die 1980 drei Jahre alt war, als Historikerin die private und öffentliche Figur des Vaters im Kontext der komplexen Siebzigerjahre auf der Basis der Analyse von Briefen, Zeitungsartikeln und unterschiedlichen Publikationen. Gegenstand ihrer Erinnerungsarbeit ist nicht die Figur eines Märtyrers, sondern eines vertrauten Unbekannten.

Das Buch von Anna Negri ist dagegen kein Buch über ihren Vater, es ist in erster Linie eine Auseinandersetzung mit ihm. In zweiter Linie ist es auch eine Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, deren Krisen verschiedene Formen und Aspekte des Geschlechterkonflikts in den Siebzigerjahren zum Ausdruck bringen. Anna Negri, heute eine erfolgreiche Regisseurin, schreibt über ihre Kindheit und ihre Jugend, über den Blick, den sie und ihr jüngerer Bruder, Francesco, auf ihren Vater und ihre Mutter, auf die Militanten, die in ihren Wohnungen in Padua und in Mailand verkehrten, und auf die Hippies, die sie bei Demos und Festivals trafen, hatten. Der Text wurde als Drehbuch konzipiert und *malgré lui* zu einer Autobiografie. Umgekehrt werden die Filme von Anna Negri, die im Kontext einer Renaissance des Autorenfilms Mitte der Neunzigerjahre in Italien zu betrachten sind, als „cine-letteratura“ bezeichnet. Protagonistinnen dieser Renaissance sind vor allem junge Regisseurinnen, die der ökonomischen und emotionalen Prekarität von Frauen eine Stimme und ein Gesicht geben wollen. In *Un piede imbrigliato nella storia* sind bildhafte Sequenzen zu lesen, die sich einer eindeutigen Auslegung entziehen: Anna Negris Erinnerungen an den kulturellen und sozialen Reichtum jener Jahre mischen sich mit dem Schmerz, dass sie zu schnell erwachsen werden musste. Der konservative Wunsch der Kinder nach Normalität steht im Kontrast zu der Fantasie der Erwachsenen, die bürgerliche Normalität überschreiten zu können. Doch wenn im Buch ein Vorwurf formuliert wird, so richtet sich dieser nicht gegen 68 an sich, sondern betrifft eher die Tatsache, dass die Revolte an der Oberfläche geblieben ist. Die Achtundsechziger sind nach Anna Negri in Sachen Geschlecht und Generation nicht weit genug gegangen, sie seien nur „Touristen der Gefühle“ gewesen.



## 4 Quelle

*Anna Negri: Con un piede impigliato nella storia. Mailand 2009: Feltrinelli.*

*Abdruck der Auszüge mit freundlicher Genehmigung des Verlags; Übersetzung aus dem Italienischen von Catrin Dingler. Die Herausgeberinnen danken dafür Bianca Dinapoli (Foreign Rights – Feltrinelli) und Catrin Dingler.<sup>16</sup>*

„Das unaufhörliche Klingeln an der Wohnungstür hat mich geweckt. Ich bin zwölf Jahre alt und schlafe in Unterwäsche, es ist schon warm. Ich schaue auf die Armbanduhr, die ich nie ablege, es ist Viertel vor sieben. Es klingelt weiter, ich weiß wirklich nicht, wer es so früh sein könnte. Ich gehe im Halbschlaf zur Tür, als ich sie öffne wird mir schwindlig: vor mir steht eine dunkelblaue Wand von schwer Uniformierten, sie halten Waffen im Arm und haben blaue Kapuzen auf dem Kopf, mit einem schwarzen Plastikstreifen über den Augen, der sie mysteriös aussehen lässt, wie Marsmenschen. Sie sind stumm, regungslos, dann drückt mir einer den Lauf des Maschinengewehrs gegen den Bauch: Ich fühle die Kälte des Metalls und fühle ein Schaudern, ein Gefühl des Ekels gemischt mit Angst, es gelingt mir nicht, zu sprechen. Jetzt kommt auch Armida, die Frau, die bei uns wohnt, als sie sie sieht, hebt sie die Hände und schreit mit gebrochener Stimme: „Ich habe nichts damit zu tun!“, dann flüchtet sie in ihr Zimmer. Einer folgt ihr, daraufhin nehme ich den entgegengesetzten Flur und renne im Dunkeln bis zum Zimmer von Mama und Papa. „Die Polizei ist da!“ rufe ich. „Wie ‚die Polizei‘?!“ Mein Vater setzt sich ruckartig auf, das Leintuch rutscht zur Seite.

Ich gehe in den Eingang zurück, der jetzt voller blauer Polizisten ist, immer noch mit heruntergeklappten Visieren und den Maschinengewehren im Arm. Bei ihnen steht allein mein Bruder Francesco, in Unterhosen. Er ist neun Jahre und klein für sein Alter, vor diesen Riesenmännern noch kleiner. Sie stehen alle da, wortlos, wissen nicht genau, was tun.

Meine Mutter erscheint wie eine Furie, im flatternden Nachthemd, das ihr bis zu den Füßen reicht. „Seit ihr verrückt? Mit Maschinengewehren, inmitten der Kinder, im Dunkeln?“ Dann macht sie das Licht an. [...]

Dann kamen Mama und Papa noch einmal zu uns, sie brachten uns Wasser und gaben uns einen Gute-Nacht-Kuss. Wenn sie weggingen, machten sie das Licht aus, nur das am Eingang ließen sie an, es schien dann durch die Tür

---

<sup>16</sup> Die Auszüge sind den Seiten 7, 18, 20, 21-25, 32-33, 38-40, 44, 52 und 55-56 der italienischen Ausgabe entnommen.

mit den gelben Glasscheiben zu uns herein. In diesem goldenen Halbschatten, während mein Bruder im unteren Bett schon schlief, träumte ich vor dem Einschlafen mit offenen Augen von der Normalität. In dieser pastellfarbenen Phantasie waren wir eine normale Familie: Papa war ein sanfter Gymnasiallehrer, beinahe schüchtern, Mama war Hausfrau und trug Röcke, weiße Strümpfe, ein Twinset, und mein Bruder und ich waren ruhige, gut gekämmte Kinder. Jeden Abend ergänzte ich zu meiner Beruhigung ein Detail: wir hatten einen Hund, wir wohnten in einer kleinen Villa und Papa fuhr uns mit einem kleinen Autobianchi in der Gegend herum, das war etwas ganz anderes als der graue, verbeulte Käfer von Mamma, den sie wie eine Verrückte fuhr. Mama und Papa waren das totale Gegenteil von jenem Traum, sie lebten in einem Zustand permanenter Erregung und waren voller Eifer, voller Emotionen, aber auch ein bisschen peinlich, während ich alles tat, um nicht aufzufallen. [...]

Um besser klar zu kommen, war ich eine kleine Zelig geworden, besonders gut darin, mich entsprechend meinem Gegenüber anzupassen. Es war für mich ganz natürlich: schon in der ersten Klasse der Grundschule wurde aus der tadellosen katholischen Schülerin, die ich bei meinen Lehrerinnen war, das etwas hippiemäßige Mädchen bei den Freunden von Mama und Papa oder das verwöhnte Kind bei den Großeltern.

Es machte mich wütend, dass alle Erwachsenen dachten, was sie wollten, mehr noch, dass sie sich ständig widersprachen. Ich betrachtete sie als Dummköpfe, die ich an der Nase herumführte, indem ich ihnen die Rolle vorspielte, die jeweils von mir verlangt wurde.

Ich veränderte je nach der Situation die Art des Sprechens, aber auch die Dinge, die ich sagte, die Art zu scherzen, und ich kam mir dabei besonders schlau vor. Schade nur, dass ich am Ende nicht mehr wusste, wer ich wirklich war, und dass ich mich nie wohlgeföhlt habe, weder zu Hause noch Draußen, so als würde ich zu nichts und niemandem gehören.

Auf unserem Treppenabsatz wohnte eine Schneiderfamilie. Der Vater und die Mutter arbeiteten zu Hause, an einem großen Tisch in der Mitte der Wohnküche. Ich sah ihnen gerne dabei zu, wie sie, bei ständig laufendem Radio, gemeinsam nähten, es gefiel mir, die Kreide zu sehen, die die Stoffe markierte, die an die Schneiderbüste gehefteten Jacken und den Stoff, der sich im Laufe weniger Tage in ein Kleidungsstück verwandelte. Sie hatten zwei Kinder, mit denen wir immer spielten: Osvaldo war zwei Jahre jünger als Checco [Francesco], Antonella drei älter als ich. Ich bewunderte Antonella, die mir als die Ältere alles beibrachte, mich aber auch ein bisschen drangsalierte. Wenn meine Mama im Sommer rauchend und nur in Unterhose und BH durch die Wohnung ging, machte mich Antonella darauf aufmerksam, dass es ein bisschen komisch war, halb nackt herumzulaufen. Ich zuckte mit

den Schultern und antwortete, dass sie zu Hause machen konnte, was sie wollte, aber ich wusste nur zu gut, dass sie Recht hatte. [...]

[...] Meine Mama versuchte eine Vorzeigemutter zu sein, wie Oma Myrta eine gewesen war – eine Hausfrau während des Booms der Fünfzigerjahre –, nur war sie abgelenkt von der Politik, der Universität, der sexuellen Revolution...kurz gesagt, sie verzettelte sich. Wann immer sie konnte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, um ihre Abschlussarbeit über Fanons „Schwarze Haut, weiße Masken“ zu schreiben, denn sie hatte wieder mit der Universität angefangen, nachdem sie sie bei meiner Geburt aufgegeben hatte, als sie nur noch zwei Examen und die Abschlussarbeit zu machen hatte. Doch als ich mit der Grundschule anfang, hat sie beschlossen, dass ich morgens richtig frühstücken musste, also machte sie mir einen Toast und eine Tasse Tee. Allerdings war sie oft bis spät in der Nacht auf Versammlungen gewesen und so verschlafen, dass sie vergaß, die Käsescheibe aus ihrer Hülle zu nehmen, sodass aus dem Toaster der Gestank von verschmortem Plastiks aufstieg. Dann rief ich: „Mamaaaaa!“ und sie kam, noch kaum angezogen, fluchend in die dämmrige Küche. Danach begleitete sie mich eilig zur Schule, kaufte mir unterwegs beim Bäcker ein warmes Rosinenbrötchen, das mir viel besser schmeckte. [...]

Mein Papa war anders, er war immer gutgelaunt, und mit seinem lauten Lachen war er zu Hause der Mittelpunkt, er war Toni, derjenige, den alle besuchen kamen. Mama himmelte ihn an, und ebenso Armida. Auch ich war ihm gegenüber die ‚vorlaute Göre‘ und manchmal war er in Stimmung und umarmte mich, aber er war nicht so spontan wie Mama. Ich spürte seinen amüsierten Blick auf mich und auf Checco gerichtet, er sah uns an, so als wären wir zwei wilde Kreaturen, die er sich nicht erklären konnte, ein bisschen wie jene kleinen Hunde, die er zu Hause vorfand und die ihm die Socken zerbissen. Wir waren fast nie allein mit ihm, ohne meine Mama, die uns zusammen brachte. Die wenigen Male, in denen wir mit ihm allein auf die Piazza dei Signori ein Eis essen gingen, waren wir verlegen, wir wussten nicht genau, was wir mit ihm sprechen sollten. In der Nacht schlüpfen mein Bruder und ich oft in das Bett von Mama und Papa, manchmal brachten wir auch den Hund mit, und wenn wir morgens aufwachten, sagte uns Papa, der schlecht geschlafen hatte, in sarkastischem Ton, das wir wirklich ein schönes Fest veranstaltet hätten. Sonntags blieben Mama und Papa lange im Bett, tranken Kaffee, lasen Zeitungen und rauchten Zigaretten, seit ich klein war lief ich nach unten, um sie auf der Piazza zu kaufen, Nazionali und Super mit Filter. Abends haben wir alle gemeinsam gegessen: Papa lachte und redete ununterbrochen am Kopf des Tisches, er war wie ein König und wir sein Hofstaat, auch wenn er uns dazu drängte, ihm zu widersprechen, denn er hatte wirklich

Gefallen an der Diskussion. Eines Abends habe ich ihm aufgeregt erzählt, dass ich bei Oma Aldina gewesen war, die in einem Häuschen mit Garten wohnte, das einst am Stadtrand von Padua lag, von Feldern umgeben, jetzt aber eine Baustelle gegenüber hatte, auf der sie fünfzehnstöckige Mietskasernen errichteten. Plötzlich hatten wir einen Riesenschrei gehört. Oma war hinausgerannt, um zu sehen, was los war und bestürzt zurückgekommen, ein Arbeiter war vom Baugerüst gefallen und gestorben. Obwohl ich erst sechs Jahre alt war, hat mein Vater zum ersten Mal so mit mir gesprochen, als wäre ich schon erwachsen, und er hat mir erklärt, dass der Chef Schuld daran war, dass der Arbeiter gestorben ist, weil er, um mehr zu verdienen, die Arbeiter ohne Schutzvorkehrungen arbeiten ließ.

Mama und Papa wollten die Revolution machen und die Revolution hätte diese Ungerechtigkeiten beendet. Es würde dann einen offenen Krieg zwischen den Arbeitern und den Fabrikbesitzern geben, aber in der Zwischenzeit wollte ich nicht, dass diese beiden Welten im Mikrokosmos meiner Familie zusammenstießen, denn ich wollte mich nicht entscheiden. Wie an jenem Sonntag, an dem Mama Freunde zu den Großeltern in Asolo eingeladen hatte. Die Leute waren schlampig, mit langen Haaren und Schlaghosenjeans, sie tollten im Garten herum, kletterten an einem Seil auf einen Baum und ließen sich kopfüber nach unten baumeln. Oma und Opa saßen im Wohnzimmer und schauten durch die Fenster nach draußen. Auf einmal hat Oma gesagt: „Mir ist, als wäre ich im Zoo und würde Tiere in freier Wildbahn beobachten“, aber dann hat sie gemerkt, dass sie mich damit gekränkt hatte und hat noch hinzugefügt: „Oder vielleicht ist es umgekehrt, die Tiere im Käfig sind wir und sie schauen uns an.“ Als die Freunde weg waren, ist der übliche Streit zwischen Mama und Oma ausgebrochen, sie waren einfach immer unterschiedlicher Meinung. Papa und Opa Marino warteten wie ohnmächtig im Wohnzimmer, dazu gezwungen, peinlich berührt ihre Schreierei anzuhören. Das war der große Unterschied zwischen meinen Eltern: mein Vater kritisierte gewisse Dinge, aber in seinem Alltag ließen sie ihn kalt, während Mama alles am eigenen Leib erlebte. Dann kamen Mama und Oma ins Wohnzimmer zurück und fragten, was wir zum Abendessen wollten, Opa legte eine Oper auf, die wir zusammen anhörten, wenigstens Mozart gefiel allen. [...]

Mama und Papa waren so damit beschäftigt, Politik zu machen, dass mein Bruder und ich im Sommer zwei oder drei Monate mit Oma und Opa in einer Ferienanlage in der Lagune von Venedig verbrachten, die Opa, der Architekt war, in den Sechzigerjahren entworfen hatte. [...] Es war wirklich eine andere Welt verglichen mit unserem Zuhause in Padua, doch Checco und ich fühlen uns dort sehr wohl: es ging soweit, dass wir uns mit dem Nachnamen der Großeltern, Meo, rufen ließen, um besser dazuzugehören. So tauchten jeden

Sommer aus dem Nichts Anna Meo und Francesco Meo auf, und das Komische war, dass niemand protestierte, auch Papa nicht, diplomatisch wie immer. Es war eine Freude, in diese neue Identität zu schlüpfen, die viel bequemer war. Ich vergaß die Politik und ich fühlte mich wirklich mehr wie die Tochter meiner Großeltern, statt meiner Eltern, die mir wie ältere und ein wenig rebellische Geschwister vorkamen. [...]

Eines Tages, wir waren erst seit Kurzem [nach Mailand] umgezogen, hat uns Mama ins Auto gesetzt und wir haben nach ein bisschen Grün Ausschau gehalten. Wir waren immer nur zu dritt: Sie fuhr und wir saßen auf dem Rücksitz. Während wir von einer Peripherie in die nächste kamen, merkten wir, dass die Stadt nie aufhörte. Schließlich haben wir an einer Stelle angehalten, an der hinter einem Schild „Erba“ [Gras] ein Feld mit Leitungsmasten war und ein wenig weiter entfernt eine Müllhalde. Mama lachte, denn es gab überhaupt kein Gras, mir aber war zum Weinen. Ich dachte an die Ausflüge an den Fluss in der Nähe von Padua, als wir eine Decke mitnahmen und Picknick machten oder an die sanften Hügel um Asolo. Checco und ich beschwerten uns, weil die Landschaft abscheulich war, da hat Mama geseufzt und uns gesagt, sie würde uns etwas Wichtiges zeigen. Sie hat uns dann nach Arese gebracht, zu einem Streikposten von Alfa Romeo. Es war eine große Straße mit einer ewig langen grauen Umzäunung, dahinter lag die Fabrik. Vor den Toren standen viele Arbeiter im Blaumann. Mama hat gesagt: „Los Kinder, steigt aus!“ und wir haben ein paar der Männer begrüßt. Sie hatten strenge Gesichter, aus dem Süden, aber zu Mama waren sie sehr freundlich. Auf dem Rückweg nach Hause hat sie uns erklärt, dass es einen Streik gab und die Arbeiter den Streikposten machten, um die Streikbrecher daran zu hindern, in die Fabrik zu gehen und trotzdem zu arbeiten, weil dann der Chef gewonnen hätte und die Forderungen der anderen Arbeiter nicht angehört hätte. Ich stellte mir diese Streikbrecher wie riesengroße Kekse vor, nur der Kopf, die Füße und die Arme waren die von Arbeitern. [...]

Mein Vater ging zu noch mehr Versammlungen als früher und schien immer sehr aufgekratzt. Er hatte ein großes Zimmer, mit Bücherregalen an drei Wänden und einer große Korkplatte an der vierten, die voll hing mit Plakaten und Fotografien. Eines Abends stand ich dort und beklagte mich bei ihm, dass ich mich alleine fühlte, als Mama gerade von einer Räumung besetzter Häuser zurückkehrte. Sie sagte mir gereizt, dass sie eben Kinder in meinem Alter gesehen hatte, die man in einen Hinterhof stieß, mit den wenigen Sachen, die sie hatten, und die nicht wussten, wo sie in jener Nacht schlafen würden. Was hatte ich mich zu beklagen? [...]

Einmal haben Checco und ich mit Papa einen Western geschaut. Er hieß Red River und eine der Hauptpersonen hatte alles verloren, um die Armen zu verteidigen. Papa hatte damals gesagt: „Seht ihr? Er ist wirklich einer von

Potere Operaio!“ Damals fiel mir der Penner ein, der einmal im Bahnhof von Padua auf einer Marmorbank geschlafen hat, genau vor dem Fahrkartenschalter, an dem ich mit meinem Vater und meinem Bruder in der Schlange stand. Dann war ein Polizist gekommen, der ihn an den Haaren gezogen hat, um ihn aufzuwecken. Mein Papa hat sich sehr aufgeregt und ihm gesagt, dass er den Mann in Ruhe lassen soll, dass er auch als Polizist kein Recht dazu hatte, ihn an den Haaren zu ziehen. Der Polizist wollte daraufhin den Ausweis von Papa sehen, der ihm dann seinen Staatsdienerausweis gab, mit dem er auch eine Ermäßigung für die Züge erhielt. Der Polizist ist dann murrend weggegangen und ich war sehr stolz auf meinen Papa.

Im Sommer '73 hat sich Potere Operaio aufgelöst und es gab ein großes Fest auf dem Land zu Tonis 40. Geburtstag. Es gab lange Tischreihen voller Menschen, ein großes Feuer, mein Vater war sehr betrunken und lachte, er war umgeben von Freunden. Es schien eines jener Feste auf der letzten Seite von Asterix. Ich betrachtete alle neugierig, es war eine verkehrte Welt, wie auf den alten Bildern, die ich von Opa kannte, auf denen das Zicklein den Mann röstete: Papa vergnügte sich viel mehr als ich, so als wäre er das Kind und ich die Langweilerin, die immer ernst war und nie Spaß hatte. Papa hatte mir erklärt, dass man von der Organisation zur Bewegung übergegangen war, an der sich viele Personen beteiligten, die alle das Gleiche wollten und jeder Politik machte, ohne sich von irgendjemandem kommandieren zu lassen. [...] Allerdings war es nicht so, dass ich wirklich verstand, was Mama und Papa machten, damit die berühmte Revolution losging. Mama erzählte uns immer, dass sich Papa, als wir noch klein waren, um die Zeitungen machen zu können, verschuldete und sie uns dann die Möbel gepfändet haben. Diese Zeitungen umgab etwas Legendäres, Papa und seine Freunde, die so viele andere Dinge machten, dass sie alle Artikel erst am letzten Abend schrieben, bevor die Zeitungen in den Druck gingen. Sie waren besessen von den Zeitungen: sie machten Politik damit.

Eines Nachmittags, ich mag zehn Jahre alt gewesen sein, hat Mama uns in bester Laune abgeholt, dann hat sie uns in eine Druckerei gebracht, um den Ausdruck der ersten Nummer von „Rosso“ anzuschauen. Als ich eintrat, spürte ich mein Herz hüpfen: es war ein riesiger Lärm und die Rotationsmaschine bewegte sich rasend schnell, genau wie in den Schwarz-Weiß-Filmen. Sie haben uns ein Heft gegeben, das noch warm war und nach Druckerfarbe roch. Ich war glücklich, denn endlich sah ich, was Mama und Papa jenseits des ganzen Geredes und aller Geheimnisse machten. Ja, da war immer ein Gefühl der Geheimhaltung und der Gefahr. Zum Beispiel habe ich immer gewusst, dass unser Telefon abgehört wurde und man aufpassen musste, was man sagte. Ich hatte Mama gehört, wie sie Freunden von Mikrofonen erzählte, die in den Häusern gefunden wurden, und wie sie daraus den Schluss zog,

dass der einzig sichere Ort für Versammlungen die Autos waren. Aber was hatten sie sich zu sagen? Warum waren die Polizisten ständig hinter ihnen her? Wie viel Wahrheit steckte dahinter? Ich hatte schon kapiert, dass einige der Verhaltensweise nicht echt waren, sondern so ein bisschen wie ein Spiel, in dem wir auf der Seite der Guten waren und die anderen uns verfolgten. [...]

Bei mir zu Hause war die nackte Realität das tägliche Brot. Es gab keine Filter: die ganze Empörung und Wut meiner Eltern, die sie nicht zurückhielten, weil sie viel zu wütend waren, um uns gegenüber die Tatsachen zu verbergen, nur weil wir noch Kinder waren, kamen über mich wie eine Lawine. [...]

Im September sind wir nach London gereist, zusammen mit Mariuccia Ferrari Bravo, die Ehefrau von Luciano, und ihrer Tochter Francesca, die ein hübsches Mädchen geworden war, mager und sehr introvertiert. Mariuccia war dagegen rundlich, blaue Augen und dauergewellte blonde Haare. Ich mochte sie sehr gerne, obwohl sie sich immer über mich lustig machte. Für uns Mädchen war es die erste Reise ins Ausland, doch wir waren mit unseren Müttern, die, endlich einmal allein unterwegs, nicht besonders nett von ihren jeweiligen Ehemännern sprachen. Mariuccia, die von Luciano verlassen worden war, war sehr feministisch. Ich erlebte es das erste Mal, dass sich meine Mama für bestimmte Themen interessierte. Sie lagen ausgestreckt auf dem Bett und plauderten stundenlang, in der Art der Autocoscienza-Gruppen, beim Rein- und Rausgehen aus ihrem Zimmer schnappten wir Töchter Gesprächsfetzen auf, die uns viel zu intime Einzelheiten ihrer Beziehungen verrieten. Francesca und ich waren zwölf und elf Jahre alt und wir hassten sie, denn eigentlich waren wir die Teenager, doch sie waren so rebellisch, dass sie uns übertrafen. Sie klauten alles. Mit demselben Eifer, mit dem Touristinnen ihres Alters shoppen gingen, klauten unsere Mütter Kleider in den großen Kaufhäusern, Bücher aus den Buchhandlungen, eine Spieldose mit einer singenden Nachtigall im Käfig bei Hamsley, dem größten Spielwarengeschäft der Welt, sogar ein handgesticktes Kissen von den Kirchenbänken der Westminster Abbey. Wir haben sie dafür angebrüllt: Wir hatten Angst, dass wir, wenn sie verhaftet würden, uns alleine in der Großstadt hätten zurechtfinden müssen. Sie lachten: für sie war es eine Art Spiel geworden, scheinbar ärgerten sie uns absichtlich. [...]

Ich trat in die Pedale des alten gelben Heimtrainers, den uns Oma Myrta geschenkt hatte und weinte, dabei hörte ich ununterbrochen ein Lied, in dem es hieß: „Fünfzehn Jahre, fünfzehn Jahre, fünfzehn Jahre, Poesie eines Alters, das nicht wiederkehrt...“ Es war eine Art zukünftige Wehmut, denn ich dachte daran, dass ich nie auf diese Weise fünfzehn Jahre alt gewesen sein würde, so wie in American Graffiti, einem Film, der mir sehr gefallen hatte. Mein

Bruder und ebenso Mama und Papa lachten über mich, am Abendessen sangen sie alle zusammen: „Fünfzehn Jahre, fünfzehn Jahre, fünfzehn Jahre, Poesie eines Alters, das nicht wiederkehrt...“ Sie fanden es lustig, dass ich schon mit zwölf Jahren meiner Zeit mit fünfzehn Jahren nachtrauerte. Eines Tages kam mein Vater in mein Zimmer und fand mich heulend auf dem Heimtrainer, er sagte, ich solle mich beruhigen, andernfalls würde ich wie meine Mutter werden. Ich habe ihm einen bösen Blick zugeworfen, so als würde ich sagen, „Was weißt du schon, wie wir uns fühlen?“ Für mich war er ein Tourist der Gefühle, der eher zufällig mit uns die Wohnung teilte und nebenbei auch noch mit uns verwandt war, der aber darauf achtete, nicht zu sehr verstrickt zu werden, denn er hatte an Wichtigeres zu denken. [...]“

## Literatur

- Baader, Meike Sophia (2017a): Pädosexualität, Kindheit und Geschlecht im wissenschaftlichen Diskurs. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 14, H. 1, S. 3-20.
- Baader, Meike Sophia: (2017b): Zwischen Politisierung, Pädosexualität und Befreiung aus dem „Ghetto der Kindheit“. Diskurse über die Entgrenzung von kindlicher und erwachsener Sexualität in den 1970er Jahren. In: Baader, Meike Sophia/Jansen, Christian/König/Julia/Sager, Christin (Hg.): Tabubruch und Entgrenzung. Kindheit und Sexualität nach 1968. Köln/Weimar/Wien, S. 55-84.
- Bott, Gerhard (1970) (Hg.): Erziehung zum Ungehorsam. Kinderläden berichten aus der Praxis der antiautoritären Erziehung. Frankfurt a.M.
- Calabresi, Mario (2007): Spingendo la notte più in là. Mailand.
- Feltrinelli, Carlo (1999/2001): Senior Service: Das Leben meines Vaters Giangiacomo Feltrinelli. München.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Michel Foucault. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Morlacchi, Manolo (2007): La fuga in avanti. La rivoluzione è un fiore che non muore mai. Mailand.
- Sager, Christin (2015): Das aufgeklärte Kind. Zur Geschichte der bundesrepublikanischen Sexuaufklärung (1950-2010). Bielefeld.
- Seifert, Monika (1970): Kinderschule Frankfurt, Eschersheimer Landstraße. In: Bott, Gerhard (Hg.): Erziehung zum Ungehorsam. Kinderläden berichten aus der Praxis der antiautoritären Erziehung. Frankfurt a.M., S. 45-61.
- Tobagi, Benedetta (2009): Come mi batte forte il tuo cuore. Storia di mio padre. Turin.
- Veronesi, Sandro (1990/2014): Die Berührten. Stuttgart.



## **Takt versus Rhythmus. Körper, Körperwissen und Körpererziehung zu Beginn des 20. Jahrhunderts**

### **1. Einleitung**

„Welcher Gebildete spricht heute nicht über Gymnastik und Sport?“<sup>1</sup> so fragte 1927 der Musiktheoretiker Wolfgang Graeser in dem seinem Freund Oswald Spengler gewidmeten Buch „Körpersinn“.

Doch nicht nur in gebildeten Kreisen, sondern nach dem Krieg mehr und mehr auch in der breiten Bevölkerung wurde der Umgang mit und die Arbeit am Körper zum Thema. Diese Hinwendung zum Körper bildet bekanntlich ein zentrales Element der Lebensreformbewegung des frühen 20. Jahrhunderts und war Teil mannigfaltiger reformpädagogischer Konzepte. Im Kontext von technischem Fortschritt und Kulturkritik wurden der Körper und seine Bewegungen gleichsam zum Spiegel der Verfasstheit von Individuum und Gesellschaft. Neues Körperwissen aus der Physiologie, aber auch der Psychologie schufen neue Körperideale und Bewegungsästhetiken. Darstellungen und Erörterungen des Körpers, insbesondere als Körper in Bewegung, seines Gebrauchs und Energieverbrauchs, seiner Gesundheit und Pflege besiedelten unterschiedlichste diskursive Felder wie etwa die Arbeit, Medizin, Kunst, Militär, Sport, Freizeitgestaltung und ebenso die Pädagogik.<sup>2</sup> Die normativ-erzieherischen Thematisierungen rückten in der Weimarer Republik in den Vordergrund, je mehr der Körper in den Brennpunkt politischer Diskurse geriet und als Medium der Vergemeinschaftung wahrgenommen wurde.<sup>3</sup>

Die Konjunktur der Körperbewegungsthematik ist aufs engste verknüpft mit den technischen Entwicklungen im Bereich bildgebender Verfahren, namentlich der Chronofotografie und des Films. Hoof spricht in Bezug auf die Zeit nach 1880 von einem regelrechten „Visualisierungsschub“ und betont deren

---

<sup>1</sup> Graeser 1927, S. 1.

<sup>2</sup> Vgl. Berner 2018.

<sup>3</sup> Vgl. Cowan/Sicks 2005.

epistemologischen Stellenwert.<sup>4</sup> Weit mehr als lediglich ein visuelles Darstellungsmittel zu sein, wirken sich medientechnologische Innovationen auf die Sicht der Welt aus, normieren den Blick und schaffen Wirklichkeiten. Deren Verwendung in unterschiedlichen Handlungsfeldern, vom Management im produktiven Betrieb über den Hochleistungssport<sup>5</sup> bis zum künstlerischen Ausdruckstanz, steht für die Verflechtung des neuen Wissens und technischer Innovationen mit neuartigen Disziplinierungspraktiken. Ästhetische Kodierungen und deren Wandel spielen eine Schlüsselrolle, indem sie maßgeblich zur erzieherischen Wirkmächtigkeit von Diskursen beitragen. Dem Körper als Ort des Niederschlags ästhetischer Normen kommt durch seine Allgegenwart eine vorrangige Bedeutung zu.

Die Wechselbeziehung zwischen Bewegungsvisualisierung, Körperwissen und -normen sowie Formen der Subjektivierung und Körpererziehung am Beispiel der Zeit vor und nach der Wende zum 20. Jahrhundert bildet den Fokus dieses Beitrags. Der Konnex zwischen (Körper-)Wissen und Darstellungstechniken wird im folgenden 2. Kapitel anhand von Entwicklungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts rekonstruiert. In diesem Zeitraum erweist sich das thermodynamische Paradigma, vermittelt über die Allegorie von Mensch und Motor bzw. Maschine, als dominant. Deren Verfügbarkeit sowohl im wissenschaftlichen wie populären Diskurs lässt sich bis in die Weimarer Republik nachweisen. Allerdings geht der Rückgriff auf die Maschinenmetapher nach dem Krieg zunehmend einher mit einer Krisenrhetorik und gewinnt somit als Negativum einen festen Platz in den kulturkritischen Erörterungen von Technik und Moderne. Ausgehend von Texten von Siegfried Kracauer und Fritz Giese verweist Kapitel 3 auf die Funktion, die der Analogsetzung von Mensch und Maschine für die ästhetische Kodierung des Körpers zukommt. Diese ist von hervorragender Bedeutung auch im körperpädagogischen Diskussionszusammenhang (Kap. 4). In dessen Zentrum und als Ausdruck unterschiedlicher Bewegungsnormen steht die Gegenüberstellung von Takt vs. Rhythmus. Diese lebensphilosophisch geprägte Dichotomie fügt sich nahtlos ein in die geläufigen Dualismen wie Gesellschaft vs. Gemeinschaft, Zivilisation vs. Kultur, Geist vs. Seele oder das Mechanische vs. das Organische. Daraus ergibt sich eine semantische Strukturierung des Gegensatzpaares, die den Bezug auf das zu erziehende Subjekt und seinen Körper transzendiert und auf der Basis fundamental differenter Wissensordnungen (experimentell-naturwissenschaftliches vs. organizistisch-ganzheitliches Paradigma) kulturelle und gesellschaftlich-politische Normgegensätze evoziert. Kapitel 5 schließlich fasst die wichtigsten Ergebnisse zusammen. Dabei werden im Hinblick auf eine zwar unbedingt interdisziplinäre, dabei

---

<sup>4</sup> Hoof 2015, S. 32.

<sup>5</sup> Vgl. Mackenzie 2005.

aber stärker erziehungswissenschaftlich fokussierte Beschäftigung mit der umrissenen Thematik neue Forschungsperspektiven sichtbar.

## **2. Körperwissen und Darstellungstechniken am Übergang ins 20. Jahrhundert**

### **2.1 Motor Mensch**

Die Industrialisierung und der Positivismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts brachten ein Bild des Menschen hervor, dessen Körper einer Maschine als analog gedacht wurde. Wegweisend im Hinblick auf das zugrundeliegende energetische Paradigma waren, so Rabinbach in seiner Studie zu Physiologie und industrieller Gesellschaft, die Arbeiten des deutschen Physikers Hermann von Helmholtz.<sup>6</sup> Dieser formulierte 1847, Newtons Prinzip der Erhaltung der mechanischen Kraft ausweitend auf die organische Natur, den so genannten Energieerhaltungssatz. Demnach sind sämtliche Kräfte (mechanische, elektrische, chemische etc.) Formen einer einzigen Naturkraft. Sie sind in ihrer Gesamtheit unveränderlich, wobei sich die verschiedenen Naturkräfte als Energien quantitativ bestimmen und ineinander überführen lassen. Diese thermodynamische Perspektive veränderte nicht nur den Arbeitsbegriff entscheidend. Indem sie die Wahrnehmung entsprechend den Grundsätzen der neuen Dampfkrafttechnologie industrialisierte und in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Physik naturalisierte, beeinflusste jene ebenso den Blick auf den menschlichen Körper und seine Funktionsweisen.<sup>7</sup> Die Eigenschaften eines Energie umwandelnden Motors fanden eine direkte Übertragung auf die Physiologie des Körpers, aber wie sich zeigen sollte, ebenso auf soziale und psychische Phänomene. Der menschliche Körper wurde im Anschluss an dieses energetische Paradigma als identisch oder zumindest analog zu einer thermodynamischen Maschine betrachtet, der Kampf zwischen Arbeit und Kapital und die soziale Frage insgesamt schienen – und zwar vorerst quer durch das ganze politische Spektrum – auf objektiver Basis lösbar. Als universelles Konzept fungierte das physikalische Gesetz als Grundlage der Deutung und Problematisierung eines im Kontext von Industrialisierung, gesellschaftlicher Modernisierung und Fin-de-siècle-Stimmung als geradezu epidemisch wahrgenommenen Phänomens: nämlich der Müdigkeit bzw. Ermüdung.

---

<sup>6</sup> Vgl. Rabinbach 1992.

<sup>7</sup> Vgl. Rabinbach 1998.

Eine Pionierrolle in der wissenschaftlichen Erforschung der Ermüdung nahm der Turiner Physiologe und Bildungsreformer Angelo Mosso ein, dessen Publikation „La Fatica“ von 1891 bereits ein Jahr später auf Deutsch erschien und sofort zu einem Klassiker wurde. Im Zusammenhang mit der Leistungs- bzw. Ermüdungsmessung leistete Mosso einen bedeutsamen Beitrag in der Entwicklung der grafischen Methode. So entwickelte er den so genannten Ergografen (1884), einen Apparat zur Messung der physischen Arbeit nach dem Vorbild von Helmholtz' Myografen (1850). In diesen Jahren verlagerte sich der Forschungsfokus zunehmend vom Muskel- auf das Nervensystem, und die Psychophysiologie der Muskelarbeit wurde im Zuge dessen lediglich als Sonderfall der Psychophysiologie der geistigen Arbeit betrachtet. Von hier aus folgte in den Jahrzehnten um 1890 bis 1920 auf die Physiologie des arbeitenden Muskels die Physiologie des arbeitenden Gehirns.<sup>8</sup> Mosso selber brachte diese Analogie deutlich zum Ausdruck:

„Die größte Freude, die ich im Laufe meiner Studien über die Ermüdung empfunden habe, war die Entdeckung, daß das von der Tätigkeit des Denkens oder von derjenigen der Bewegung bewirkte Nachlassen der Kräfte identische Wirkungen erzeugt. Ob der Mensch nun mit Muskeln oder mit dem Gehirn arbeitet, die Natur der Ermüdung ist stets dieselbe, weil es nur eine Wirkungskraft gibt: die Nerven- kraft.“<sup>9</sup>

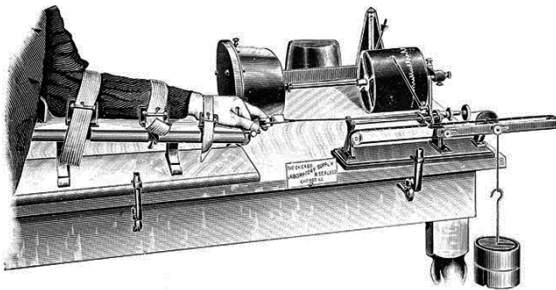


Abb. 1 Ergograf

Neben vielen anderen Wissenschaftlern stimmte auch Ernst Meumann mit der Annahme überein, dass zwischen körperlicher und geistiger Ermüdung kein grundsätzlicher Unterschied bestehe. Gemäß dem Exponenten der deutschen experimentellen Pädagogik gab es „überhaupt keine rein körperliche Arbeit, vielmehr ist jede körperliche Tätigkeit zugleich eine mehr oder weni-

<sup>8</sup> Vgl. Vatin 1998.

<sup>9</sup> Mosso 1904, S. 216, zit. n. Vatin 1998, S. 356f.

ger mannigfaltige geistige Arbeit“.<sup>10</sup> So verließ sich Meumann bei der Erforschung geistiger Arbeit u.a. ebenfalls auf den Ergografen.<sup>11</sup>

## 2.2 Von der Bewegungsgrafik zum bewegten Bild

(Psycho-)Physiologische Forschung und technologische Entwicklungen gingen im hochindustriellen Zeitalter Hand in Hand und waren eng verzahnt mit darstellungs- und medientechnologischen Innovationen. Gerade die frühe Geschichte der Bewegungsaufzeichnung zeigt, dass sich die Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und kreativ-künstlerischer Praxis nur allmählich ausdifferenziert hat. Rabinbach spricht in diesem Zusammenhang von einer Gleichzeitigkeit des Einflusses der Thermodynamik auf die Auffassung des Arbeitskörpers und auf die Repräsentation von Zeit und Raum in Kunst und Philosophie.<sup>12</sup> Insbesondere in Bezug auf Instrumentarien und Verfahren der Wissensproduktion im physiologisch-experimentellen Laboratorium und der Erfindung von Fotografie und Film lässt sich, anknüpfend an das vorherige Kapitel, ein enger Wissens- und Techniktransfer nachzeichnen. Als vermittelndes Glied fungierten Versuche mit Zeit- und Bewegungsstudien, wie sie in der sich entwickelnden Betriebs- und Arbeitswissenschaft zum Einsatz kamen.

Die Minimierung des Energieverbrauchs und damit der Ermüdung stand – neben einem spezifischen Lohnsystem – im Mittelpunkt von Frederic Winslow Taylors „Scientific Management“,<sup>13</sup> wie es kurz vor dem Ersten Weltkrieg in Europa rezipiert wurde. Zu diesem Zweck griff dessen Mitarbeiter Frank B. Gilbreth auf ausgeklügelte Methoden der Bewegungsaufzeichnung zurück, etwa indem er Lichtquellen am Körper der Versuchsperson befestigte. Mittels so genannter Cyclografie konnten die durch Bewegung verursachten Lichtspuren durch Langzeitbelichtung auf einer Fotoplatte festgehalten werden. Die Bewegungsabläufe ließen sich so registrieren, analysieren und zu neuen Bewegungsabfolgen synthetisieren. Ziel war, möglichst flüssige Bewegungen und somit einen effizienten Arbeitsvollzug zu generieren.<sup>14</sup> Diese Zeit- und Bewegungsstudien fanden rasch Verbreitung, so etwa bei den Berliner Straßenbahnbetrieben.<sup>15</sup> Hier dienten die Bewegungsanalysen dem Zweck, die kürzeste Bewegung bei der Betätigung der Notbremse zu eruie-

---

<sup>10</sup> Meumann 1920, S. 55, Hervorhebung im Original.

<sup>11</sup> Vgl. ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Rabinbach 1992.

<sup>13</sup> Vgl. Taylor 1903, 1911.

<sup>14</sup> Vgl. Hoof 2015.

<sup>15</sup> Vgl. Tramm 1921.

ren, d.h. die Reaktionszeit und damit das Unfallrisiko zu minimieren. Die Ergebnisse fanden sowohl bei der Auslese wie der Ausbildung von Berufsanwärtern Verwendung.

Das Instrumentarium für diese und ähnliche Versuchsanordnungen war in den Grundlagen bereits Jahrzehnte vorher von dem französischen Physiologen, Arzt und Biomechaniker Etienne-Jules Marey entwickelt worden. Marey stand nicht nur in Kontakt mit Helmholtz, sondern arbeitete 1874 in Paris auch kurze Zeit mit Mosso zusammen.<sup>16</sup> Am Beginn seiner Forschung stand die Entwicklung von Apparaturen zur grafischen Aufzeichnung der Herztätigkeit oder Bewegungen bei Menschen und Tieren (Flügelschlag von Vögeln, Gangarten der Pferde etc.). Letzteres brachte ihn in Kontakt mit Eadweard Muybridge. Diesem wiederum war es im Auftrag des kalifornischen Eisenbahntycoons Leland Stanford, Begründer der gleichnamigen Universität, erstmals gelungen, die einzelnen Phasen des Bewegungsablaufs eines galoppierenden Pferdes festzuhalten. Marey lud Muybridge nach Paris ein und entwickelte die von ihm erfundene Chronofotografie weiter. Die Konstruktion eines Fotorevolvers, der es ihm erlaubte, zwölf Bilder pro Sekunde zu schießen, ermöglichte ihm den Einbezug der Zeitdimension in die Zerlegung von Bewegung.

Diese Erfindungen erregten über den engeren Kreis der Wissenschaft hinaus die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit. Zu den Gästen und dem interessierten Publikum seiner Soirées, bei denen er seine neuesten Techniken vorführte, gehörten neben Helmholtz und anderen Wissenschaftlern und Philosophen auch namhafte Künstler. Wie Mosso propagierte auch Marey seine Erkenntnisse als Ausgangspunkt von Bildungsreformen. Er gelangte mit mehreren Unterstützungsaufrufen an die französische Regierung, in denen er den Nutzen seiner Bewegungsstudien für die militärische Ausbildung und die Erhaltung der nationalen Arbeitskraft anpries. Aufgrund dessen initiierte das Bildungsministerium dann tatsächlich die Überarbeitung der Lehrpläne für die körperliche Erziehung.<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Vgl. Rabinbach 1998.

<sup>17</sup> Vgl. Rabinbach 1992.

Zweifellos trug Marey mit seiner Methode, Bewegung durch segmentierte Bildsequenzen analytisch zu dekomponieren, wesentlich zur Einführung einer neuen Sprache für die Beschreibung des Körpers sowie zu dessen Neukodierung in den Dimensionen Zeit und Raum bei. Marcel Duchamps „Nu descendant un escalier“ (1912) war gemäß Aussage des Künstlers „die Zusammenfassung verschiedener Interessen in meinem Kopf, darunter der damals noch in den Kinderschuhen steckende Film, und die Aufteilung statischer Positionen in den Chronophotographien eines Marey in Frankreich und eines Eakins und Muybridge in Amerika“.<sup>18</sup>

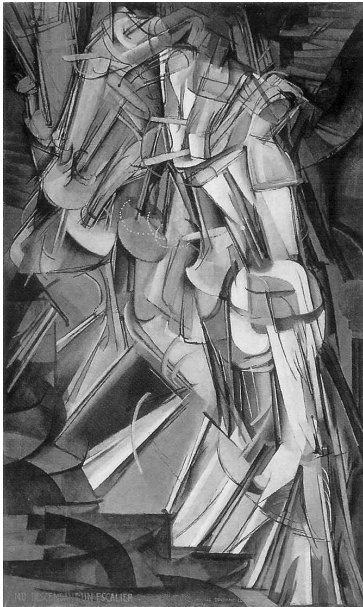


Abb. 2 Marcel Duchamps „Nu descendant un escalier“ (1912)

Die Industrialisierung, medientechnologische Innovationen und schließlich mit dem Aufkommen des Kinos und Spielfilms auch die Popularisierung entsprechender Techniken haben die Wahrnehmung des Körpers und seiner Bewegung einschneidend beeinflusst.<sup>19</sup> Einen Beleg für die gesteigerte Zeichenhaftigkeit des Körpers geben die vielfältigen Erörterungen von Körperrepräsentationen und Bewegungsästhetiken im Kontext des modernen Großstadtlebens und ihrer Unterhaltungsindustrie vor und nach dem Ersten Weltkrieg.

<sup>18</sup> Duchamp 1992, S. 47f.

<sup>19</sup> Schon Mauss (1935/1975) beschreibt das Phänomen, wie sich die „amerikanische Gangart“ nach dem Krieg durch das Kino in Frankreich verbreitet habe (S. 202).

### 3. Die Kodierungen des Körpers zwischen Kapitalismus- und Kulturkritik

Die Maschinenmetapher und damit das energetische Körpermodell stellten zu Beginn des 20. Jahrhunderts adäquate Deutungsmuster zur Verfügung, um die Verfassung des Subjekts wiederzugeben. Angesichts einer zunehmenden „Steigerung des Nervenlebens“ durch die Beschleunigung und Technisierung des Großstadtgetriebes, so Georg Simmels Diagnose bereits 1903, wurde „Müdigkeit“ (vgl. Kap. 2.1) nicht nur als ein zu bekämpfendes Problem, sondern mehr und mehr auch als prophylaktische Abwehrreaktion des menschlichen Organismus gegen die Zumutungen der Moderne betrachtet. Die sich in den Metropolen ausbreitende nun bald so genannten „Freizeitindustrie“, Lichtspielhäuser, Variététheater und die neuen aus den USA importierten Tanz- und Musikstile, löste bei manchen kritischen Beobachtern ein generelles Unbehagen an der Zivilisation, identifiziert mit Rationalisierung, Effizienzstreben und Nutzenmaximierung, aus. Paradigmatisch und entsprechend vielfach kommentiert von Autoren ganz unterschiedlicher Provenienz waren die aus den USA importierten Revuetanztruppen, allen voran die „Tiller-Girls“. Bei diesen handelte es sich um eine ursprünglich aus Manchester stammende Tanzformation, die ihre ersten großen Erfolge jedoch in den USA feierte, von wo aus sie auf ihren Touren durch Europa ein enormes Publikum anzog, vielfach nachgeahmt wurde und zu einem Emblem der ‚Goldenen Zwanziger‘ avancierte.

#### 3.1 „Tanzmaschinen“

In diversen Artikeln im Feuilleton der Frankfurter Zeitung und insbesondere in „Das Ornament der Masse“ beschäftigte sich auch Siegfried Kracauer mit dieser Erscheinung.<sup>20</sup> Er bewertete die neuen Tanzmoden als Indiz einer spezifischen gesellschaftlichen Verfasstheit, gekennzeichnet durch eine allgemeine Tendenz zur Formalisierung und Mechanisierung und des Sinnverlusts, und zieht sogleich eine Analogie zu den neuen Produktionsmethoden. Das ornamentale Muster, modellhaft hervorgebracht von neumodischen Tanzshows und Gymnastikvorführungen, die ganze Stadien füllten, bildet gemäß Kracauer einen ästhetischen Reflex auf die Rationalität des vorherrschenden Taylorismus. Im nach Maßgabe der wissenschaftlichen Betriebsführung organisierten arbeitsteiligen Fabrikationsprozess wie im Formations-tanz entstehe das Produkt durch die Ausführung spezifischer Tätigkeiten

---

<sup>20</sup> Vgl. Kracauer 1927/1963.



durch einzelne (Körper-)Glieder einer anonymen Masse. Erst innerhalb der abstrakten, rationalisierten Totalität, die die Individuen transzendiert, nehmen die einzelnen Aufgaben Bedeutung an. Paradigmatisch hierfür sind wiederum die „Tiller-Girls“, „Produkte der amerikanischen Zerstreuungsfabriken [...] keine einzelnen Mädchen [...], sondern unauflösliche Mädchenkomplexe, deren Bewegungen mathematische Demonstrationen sind“.<sup>21</sup>

Zu den umfangreicheren Texten, die sich mit den neuen Tanzmoden beschäftigten, gehört auch ein mit Frauenkörpern in Tanzposen reich bebildeter Band des Psychologen und Psychotechnikers<sup>22</sup> Fritz Giese mit dem Titel „Girl-Kultur“.<sup>23</sup> Die „Tiller-Girls“ repräsentierten das damit bezeichnete Phänomen geradezu ikonisch. Girl-Kultur umschrieb in den 20er Jahren den amerikanischen Import eines neuen Frauentyps, dessen ästhetische Erscheinung durch Bubikopf, schlanke, sportliche Figur, Agilität und einen entsprechenden Kleidungsstil gekennzeichnet war.<sup>24</sup> Während verschiedene Kommentatoren diesem Trend mit Feminisierungsängsten respektive der Angst des Niedergangs westlicher Kultur und ihrer geistigen Werte begegneten,<sup>25</sup> brachte Giese dem Typus der tüchtigen, unkomplizierten und durch Arbeitsfähigkeit auch oftmals relativ unabhängigen Frau durchaus Sympathie entgegen und bejahte den damit einhergehenden Wandel der Geschlechterrollen.

Giese hatte sich wie Kracauer eingehend mit dem neuen Medium Film beschäftigt<sup>26</sup> und konstatierte denn auch einen Einfluss des Films auf die Revueästhetik wie die Motorik, Raumkultur und die visuelle Wahrnehmung überhaupt: „Der Film löst alles in Motorik auf.“<sup>27</sup> „Konzentration, Rhythmik, schnelle Auffassung: das sind Erziehungswirkungen der Filmkultur und alles finden wir in der Girlidee wieder vereinigt.“<sup>28</sup> Die Maschinenhaftigkeit der Girls zeigte sich dem Zuschauer in Tempo, Takt und Elementarisierung der Körperbewegung, die an die künstliche Rhythmik der Fließbandarbeit im

<sup>21</sup> Ebd., S. 50.

<sup>22</sup> Der Begriff ‚Psychotechnik‘ wurde teilweise synonym mit angewandter Psychologie verwendet. Als Begründer der ‚Psychotechnik‘ gilt Hugo Münsterberg. Gemäß seiner Definition kommt diese überall dort zur Anwendung, „wo die Untersuchung des Bewusstseinslebens den Aufgaben der Kultur dienstbar gemacht werden kann“ (Münsterberg 1912/1997, S. 12). Mit Aufgaben der Kultur sind Praxisfelder wie Medizin, Strafrechtspflege, Erziehung, Unterricht, Wirtschaft und Sozialreform gemeint. Weiter handelt es sich um eine rein „technische Wissenschaft“, die lediglich nach den richtigen (effizientesten) Mitteln fragt, sich jedoch jedweder normativer Zwecksetzung enthält (ebd., S. 21).

<sup>23</sup> Vgl. Giese 1925.

<sup>24</sup> Vgl. Dogramaci 2005.

<sup>25</sup> Vgl. Volkering 2005; McCormick 2001.

<sup>26</sup> Vgl. Baxmann 2009.

<sup>27</sup> Giese 1925, S. 51.

<sup>28</sup> Ebd., S. 54.

„Maschinen- und Großbetriebszeitalter“ erinnerte.<sup>29</sup> Die Frauenkörper bzw. deren Körperglieder selbst bilden Serien, die Bewegungen sind Sequenzabfolgen, Takt und Tempo Geschwindigkeit und Gleichzeitigkeit verstärken den mechanischen Charakter. Auch die Stereotypie, die die Gebärden und Handlungen im Stummfilm notwendig prägte, fanden sich wieder in den Revuen der Girltruppen. Die erzieherische Wirkung des Films zeigte sich Giese etwa darin, dass die Untertitel für das deutsche Publikum im Vergleich zum amerikanischen zuerst länger, d.h. über die betreffenden Sequenzen hinaus eingeblendet werden mussten, da dessen filmungewohntes Auge beim gleichzeitigen Textlesen und Bildbetrachten zuerst nicht mitkam.

Giese streicht das Nutzenkalkül der jungen Frauen hervor, denn es handle sich bei den tanzenden Girls keineswegs um „leichte“ Mädchen – schon mancher europäische Revuebesucher sei mit seinen Annäherungsversuchen enttäuscht worden –, sondern um „geschäftlich klug benutzte Maschinchen“.<sup>30</sup> Mit genug Geschäftssinn ausgestattet, seien die Mädchen nicht so sehr auf „Mission ihres Tanzichs eingestellt, sondern auf die nüchterne Frage, zweckmäßig berufstätig zu sein“.<sup>31</sup>

Kulturkritische Töne schlägt Giese an, wenn es um die (kleinbürgerlichen) KonsumentInnen kommerzialisierter Freizeitvergnügen geht. Dass die Masse an jener Art der leichten, anspruchslosen Tanz- und Bühnenunterhaltung Gefallen finde, stimme mit dem Befinden der modernen Fabrik- und Büroangestellten überein. Giese deutet diese Erscheinungen Bezug nehmend auf das energetische Paradigma: Jene Arbeitstätigkeit führe vielfach zu einer „Ausbeutung des Ichs“, sie bedeute „eine derartige Intensivierung der psychologischen Energieabgabe, dass für die Freizeit nichts mehr an vollwertigem übrig ist“.<sup>32</sup> Und, mit Bezug auf das Herkunftsland dieser Entwicklungen: Was soll überhaupt „dieser arme, gehetzte Dollarmacher außer seinen Berufsdingen noch für geistige Inhalte erobern können?“<sup>33</sup> Distanz gegenüber der Oberflächlichkeit populärer Freizeitvergnügen ebenso wie die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen Technisierung, entfremdeter Arbeit und kommerzialisierter Freizeitgestaltung gehörten durchaus zum Standardrepertoire nicht nur der bildungsbürgerlichen Kulturkritik. So erinnert Gieses Sicht an Siegfried Kracauers Analyse in „Die Angestellten“.<sup>34</sup>

In Kracauers geschichtsdiagnostischer Perspektive standen diese Erscheinungen für ein Durchgangsstadium im antagonistischen Kampf zwischen Mythos

---

<sup>29</sup> Ebd., S. 29.

<sup>30</sup> Ebd., S. 17.

<sup>31</sup> Ebd., S. 102.

<sup>32</sup> Ebd., S. 99.

<sup>33</sup> Ebd., S. 107.

<sup>34</sup> Kracauer 1930.

und Ratio. Ein Zurück ist nicht möglich. Kracauer ruft deshalb in „Das Ornament der Masse“ dazu auf, die Rationalisierung weiter zu treiben, in der Hoffnung, damit das der Ratio inhärente analytische und kritische Potential freizusetzen und sich selber zu überwinden. Vorführungen wie die der „Tiller-Girls“ – „stumme Natur, ohne jeden Überbau“ – sind imstande, „jene Spannung hervorzurufen und wachzuhalten, die dem notwendigen Umschlag vorangehen muss“.<sup>35</sup> Angesichts der Unumkehrbarkeit des Prozesses wendet sich seine Kritik gegen die „geistig Gutsituierten“, die diese Erscheinungen verleugnen und sich „weiter an Kunstveranstaltungen [...] erbauen, die unberührt geblieben sind von der im Stadionmuster gegenwärtigen Realität“.<sup>36</sup> Jene würden verkennen, dass das Massenornament als neuer Typ kollektiver Organisation mehr progressives Potential besitzt als das gern beschworene Ideal ursprünglicher Gemeinschaft. Ins Visier kommen damit die verbreiteten organizistischen Soziologien à la Spengler sowie lebensphilosophisch verbrämte Ganzheits- und Gemeinschaftsideologien im Anschluss an Ferdinande Tönnies wirkmächtige Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft aus dem Jahr 1887.<sup>37</sup>

Im Gegensatz zu Kracaueers Kapitalismuskritik und einer Geschichtsdiagnostik, die als Vorverweis auf die Dialektik der Aufklärung Adornos und Horkheimers<sup>38</sup> gelesen werden kann,<sup>39</sup> herrscht bei Giese eine kulturalistische Deutung neuer körperkultureller Phänomene und Praktiken vor, die sich als durchaus anschlussfähig an die von Kracauer kritisierten Strömungen erweisen sollte. Dabei machte jener in der Weimarer Republik eine für die sonderbare Verschränkung von Technik und antiaufklärerischem Irrationalismus, verkörpert im Typus des ‚reaktionären Modernisten‘,<sup>40</sup> nicht untypische Entwicklung durch: zu Beginn überzeugt von den technologischen Möglichkeiten der experimentellen Psychologie, gab er sich zunehmend kritisch gegenüber deren wissenschaftlichen Ansprüchen. Damit wandte er sich gegen den diesen Verfahren inhärenten Elementarismus sowie gegen die „Rationalisierungsmanie“, die die Zwecksetzung der Psychotechnik bestimmte. Wissenschaft hatte nun durchaus kulturelle Ziele zu verfolgen und fügte sich dabei

---

<sup>35</sup> Kracauer 1926/1963, S. 315.

<sup>36</sup> Kracauer 1927/1963, S. 61.

<sup>37</sup> Vgl. Berner 2018.

<sup>38</sup> Vgl. Horkheimer/Adorno 2010.

<sup>39</sup> Kracauer gehörte zum weiteren Kreis der Frankfurter Schule und war Mitglied des Instituts für Sozialforschung. Ohne sich einem naiven Utopismus hinzugeben, hielt Kracauer damals im Unterschied zu der 20 Jahre später von Adorno und Horkheimer publizierten These von der Dialektik der Aufklärung an der Möglichkeit der Aufklärung fest. Der Pfad führt dabei direkt durch das Ornament der Masse und nicht von ihm weg.

<sup>40</sup> Vgl. Herf 1984. Der „reaktionäre Modernist“ ist insofern abzugrenzen von Fritz Ringers (1983) „Mandarin“ als Repräsentant eines kulturkritischen Antimodernismus.

in ein Wissenschaftsverständnis, das sich nach einer Synthese von Technologie und gemeinschaftsstiftenden Lebensformen sehnte.<sup>41</sup> Genau diesen Anspruch erkannte Kracauer auch in den zeitgenössischen „körperkulturellen Anstrengungen der rhythmischen Gymnastik [...], zu denen von den Körperkulturdozenten nicht selten noch Weltanschauungen mitgeliefert werden“.<sup>42</sup> Damit würden sie genau das zurückerstreben, „was das Massenornament glücklich hinter sich gebracht hat: die organische Verbindung der Natur mit etwas, das von den allzu bescheidenen Naturen für Seele oder Geist gehalten wird“.<sup>43</sup>

#### 4. Körper – Erziehung

In den Körperkonstruktionen der Zwischenkriegszeit koexistierten technizistische Beschreibungen entsprechend dem Maschinenmodell neben ganzheitlich-organizistischen Theorien vom natürlichen Menschen, seines Körpers und seiner Bewegungen. Gemäß letzterer war die natürliche Bewegung im Sinne des Urrhythmus lediglich noch im Kind und den Naturvölkern präsent. Durch pädagogische und therapeutische Mittel galt es diese angesichts der zivilisatorischen Depravation wiederzugewinnen. Neue Erziehungspraktiken, etwa in Form physischer Ertüchtigung oder Eurythmie, etablierten sich am Übergang zum 20. Jahrhundert, und eine Vielzahl von Tanz- und Bewegungsschulen feierten kommerziellen Erfolg. Die sorgende Hinwendung zum Körper war nicht nur ein Kernelement reformpädagogischer Projekte wie etwa den Landerziehungsheimen. Vielerorts kamen Schulen und Schulbehörden noch vor der Jahrhundertwende dem Einbruch eines neuen Körperbewusstseins nach.<sup>44</sup>

Im Kontext von Industrialisierung, Technisierung und den an diese geknüpften Hoffnungen und Problemwahrnehmungen entstanden zwei neue Formen der Gymnastik, die sich als Ausgleichs- bzw. Ausdrucksgymnastik bezeichnen lassen.<sup>45</sup> Zwischen funktionalen Programmen zum rationellen und ökonomischen Körpergebrauch und expressiven Körperpraktiken gab es ein breites Spektrum an Übergängen, wobei die Zuordnung meist mit Abgrenzung intentionen einherging. Erstere – etwa die populäre Lehre von Bess Mensendieck, deren hygienisch-medizinische Übungen die moderne berufstätige Frau bei der Bewältigung des Alltags unterstützen sollten – wurden

---

<sup>41</sup> Vgl. Killen 2007.

<sup>42</sup> Kracauer 1927/1963, S. 62f.

<sup>43</sup> Ebd.

<sup>44</sup> Vgl. Peters 1992.

<sup>45</sup> Vgl. Wobbe 1992.

von den Vertretern der letzteren oftmals mit dem Vorwurf abgelehnt, sie würden die Bewegung funktionalen Zwecken unterordnen. Auch Rudolf Bode, Gymnastik-Papst und Hauptrepräsentant der von Kracauer kritisierten Körperkulturbewegung, erkannte darin den mechanistischen Zeitgeist wieder, der den Körper als Maschine sehe, die dem Geist zu gehorchen habe.<sup>46</sup>

#### 4.1 Takt vs. Rhythmus

Bode war der bedeutendste Vertreter der deutschen Rhythmusschule, die sich 1926 im ‚Deutschen Rhythmusbund‘ organisierte. Im Jahr 1932 trat er der NSDAP bei und wurde Leiter der ‚Fachgruppe Körperbildung und Tanz‘ des 1928 ins Leben gerufenen ‚Kampfbundes für Deutsche Kultur‘.<sup>47</sup> Bode ging 1923 im Vorwort seines Sammelwerkes „Rhythmus und Körpererziehung“ so weit, „die Frage nach dem Wesen des Rhythmischen in seiner Gegensätzlichkeit zum Metrischen [...] als das Zentralproblem nicht nur der körperlichen Erziehung, sondern der Erziehung überhaupt“ zu bezeichnen.<sup>48</sup> Konnte auf die schädlichen Anforderungen, die die moderne Arbeitswelt an den Menschen, seinen Körper und besonders seinen Bewegungsapparat stellten, lediglich ausgleichend reagiert werden, galt es die „natur- und kulturwidrige Schulerziehung“ im Kern zu reformieren.<sup>49</sup>

Bodes Bezugnahme auf „Rhythmus“ als Leitbegriff für eine Bewegungsschule lässt sich in einen philosophischen Diskurs einordnen, in dem sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts die Definition des Rhythmus „von normativen, zumeist numerisch definierten Grundsätzen“ ablöste und „auch dadurch eine nahezu universelle Anwendbarkeit“ erlangte.<sup>50</sup> Dass es der Rhythmus war, der Arbeit, Kunst und Spiel ursprünglich einte, war bereits das Ergebnis der 1896 erschienenen historischen Rekonstruktion von Karl Bücher, einem prominenten Mitglied des Vereins für Sozialpolitik.<sup>51</sup> Der Nationalökonom erkannte im Rhythmus ein „ökonomisches Entwicklungsprinzip“, wobei ihm aus Kreisen der Lebensphilosophie prompt vorgehalten wurde, Rhythmus mit Takt zu verwechseln – eine Konfusion, die zu klären erst deren Hauptrepräsentanten Ludwig Klages gelungen sei.<sup>52</sup>

---

<sup>46</sup> Vgl. Bode 1922.

<sup>47</sup> Vgl. Baxmann 2009.

<sup>48</sup> Bode 1923, S. 16.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Salgaro/Vangi 2016, S. 13.

<sup>51</sup> Vgl. Bücher 1909. Das Werk erschien 1924 bereits in sechster Auflage.

<sup>52</sup> Vgl. Bode 1923.

Bode gehörte zu den großen Bewunderern Klages, der nach der Jahrhundertwende durch sein graphologisches und charakterologisches Werk an Popularität gewonnen hatte.<sup>53</sup> Er vertrat den Standpunkt, wonach der exzessive Hang zur Rationalität, Analyse und intellektuellen Durchdringung die Quelle des Vorherrschens unharmonischer und unnatürlicher Bewegung sei. Der Takt als Erscheinung der Regel findet sich im Stampfen der Dampfkolben, den Wechselgeräuschen des Motors. Er ist mechanisch, seelenlos und tot – „die Maschine und die Maschinenbewegung *vernichtet* den Rhythmus“.<sup>54</sup> Der Titel seines zivilisations- und wissenschaftskritischen Hauptwerks ‚Der Geist als Widersacher der Seele‘ (1929-1932) verweist auf die leitenden Dualismen seines Denkens, in die sich auch das Gegensatzpaar Takt / Rhythmus nahtlos überführen lässt. Demnach gehört der Rhythmus zum Leben, der Takt zum Geist. Der Rhythmus ist eine Urerscheinung des Lebens, an der auch der Mensch teilnimmt, der Takt hingegen eine menschliche Leistung, eine mechanische, seelenlose Wiederholung.<sup>55</sup>

Die Unterscheidung zwischen Rhythmus und Takt wurde im kultur- bzw. zivilisationskritischen Diskussionszusammenhang auch zur Herabsetzung des lateinischen ebenso wie des angelsächsischen Kulturmodells herangezogen. Sofern der Rhythmus eine unteilbare Struktur bezeichnete, konnte er kein bewusstes Produkt einer zivilisatorischen Gesellschaft sein, sondern repräsentierte das organische Prinzip des ursprünglichen Naturrhythmus, der makrokosmisch als Welt Ganzheit (bzw. Nation) und mikrokosmisch als rhythmischer Körper existierte.<sup>56</sup> Rudolf Bode verglich die „Arhythmie“ der lediglich auf „Willensfähigkeit“ ausgerichteten Engländer mit den „wesentlichen Seiten des Deutschen [...] seinem seelischen Rhythmus“, und forderte 1923 „eine deutsche Lehre der Körpererziehung“.<sup>57</sup> Der Engländer, dem egozentrischen Zweckprinzip huldigend, strebte nach Höchstleistung im Sport, der Deutsche nach Ausdruck seines Inneren in gemeinschaftlichem Tanz und Gymnastik, so Bodes Sichtweise unter Berufung auf Oswald Spengler und Julius Langbehn.<sup>58</sup> Dessen Konzept der Ausdrucksgymnastik verbreitete sich nach der Gründung des Bode-Bundes für Körpererziehung 1922 in Jena rasch in anderen Städten.<sup>59</sup>

---

<sup>53</sup> Vgl. Lebovic 2013.

<sup>54</sup> Klages 1934, S. 15, Hervorhebung im Original.

<sup>55</sup> Vgl. Klages 1921, 1934.

<sup>56</sup> Vgl. Bode 1923; Baxmann 2000.

<sup>57</sup> Bode 1923, S. 15.

<sup>58</sup> Vgl. Bode 1922.

<sup>59</sup> Vgl. Berner 2018.

## 4.2 Streit der Methoden – Kampf der Weltanschauungen

Bode hatte seine Karriere bereits vor dem Krieg begonnen. Er studierte und unterrichtete kurze Zeit an der 1911 vom Genfer Musikpädagogen Emile Jaques-Dalcroze ins Leben gerufenen ‚Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik‘ in der Gartenstadt Hellerau,<sup>60</sup> einem Experimentierfeld für neue kommunitäre Lebensformen nahe Dresdens, wandte sich dann aber von der rhythmustheoretischen und -pädagogischen Konzeption ihres Gründers ab.<sup>61</sup> Jaques-Dalcroze gehörte zusammen mit Rudolf von Laban und Mary Wigman zu den wichtigsten Gründerfiguren im Bereich von rhythmischer Gymnastik und Ausdruckstanz.<sup>62</sup> Nicht nur zwischen VertreterInnen des leistungs- und disziplinbezogenen Sports und Turnens einerseits und nach Rhythmus und Ausdruck strebender Gymnastik und Tanz andererseits kam es zu ideologisch geprägten Grabenkämpfen. Wie sich anhand der Kritik Bodes an seinem Lehrer aufzeigen lässt, bestanden auch innerhalb der letzteren Differenzen, die im Kern weltanschaulicher Natur waren. Als entscheidend erwies sich wiederum die Frage nach dem Wesen des Rhythmus.

Obwohl Jaques-Dalcroze selbst bereits 1914 zurück in die Schweiz kehrte, avancierte seine Bildungsanstalt in Hellerau in Kürze zu einem Ausbildungszentrum für Tanz und Theater von internationalem Ruf mit entsprechender Schüler- und Studentenschaft. Innovativ an der Methode Dalcroze war, dass er die Bewegungsschulung zur Grundlage des Musikstudiums erhob und der Ausbildung des Klang- und Rhythmusempfindens voranstellte. Sein Rhythmuskonzept war somit ein streng musikalisches. Jaques-Dalcroze basierte seine Konzeption auf eigene Beobachtungen und Experimente während seiner Unterrichtstätigkeit, wobei ihm vom bekannten Genfer Psychologen und

---

<sup>60</sup> Nach ihrer Neugründung 1948 existiert die Gartenstadt Hellerau bis heute. In Folge der Machtübernahme gelang es der NS-Ortstruppe relativ mühelos, die Gartenstadt als nationalsozialistische Mustersiedlung zu vereinnahmen. Versuche von führenden völkisch gesinnten Bewohnern zur Etablierung entsprechender Bildungseinrichtungen fanden bereits ab 1911 statt. Nach dem Ersten Weltkrieg traten diese zunehmend mit nationalistischen und antisemitischen Programmen an die Öffentlichkeit, ohne sich aber vorerst gegen die mehrheitlich sozialliberal eingestellte Leitung durchzusetzen (vgl. Nitschke 2007, 2009).

<sup>61</sup> Bode gründete daraufhin 1911 in München zusammen mit seiner Ehefrau Elly Drenkmann eine eigene Schule für rhythmische Gymnastik; 1922 wurde in Jena der ‚Bodebund für Körpererziehung‘ ins Leben gerufen, der sich rasch in anderen Städten ausbreitete und seit seiner Neugründung 1948 bis heute existiert.

<sup>62</sup> Vgl. Peters 1992. Mary Wigman gehörte zu den Schülerinnen von Jaques-Dalcroze und wirkte danach mit Laban in der von ihm gegründeten Tanzschule in der lebensreformerischen Aussteiger- und Künstlerkolonie im schweizerischen Ascona auf dem Monte Verità (vgl. Nitschke 2009).

Pädagogen Edouard Claparède Unterstützung zukam.<sup>63</sup> Maßgeblich war der sinnesphysiologische Standpunkt, wonach das rein klangliche Gebiet dem Menschen fernerliege als die ihm unmittelbarere Bewegung.<sup>64</sup> Musikerziehung und insbesondere Rhythmik erforderten somit die Erziehung des ganzen Nervensystems, inklusive Motorik, Raum- und Bewegungsgefühl. Darüber hinaus propagierte er Eurhythmik – nicht zu verwechseln mit der Eurythmie Rudolf Steiners – als umfassendes Erziehungsmittel, als Therapeutikum gegen die Verfallserscheinungen eines arrhythmischen Zeitalters.<sup>65</sup> Nichts weniger, als den „Rhythmus zu Höhe einer sozialen Institution“ zu erheben, war dementsprechend sein Ziel anlässlich der Eröffnung der ‚Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik‘ in Hellerau.<sup>66</sup> Trotz jenes gegenwartskritischen Ausgangspunktes und gerade unter dem Eindruck der Zerstörungen des Ersten Weltkrieges findet sich bei Jaques-Dalcroze allerdings der Glaube an die modernen Wissenschaften und den Fortschritt von Menschheit und Kultur, in deren Dienst er seine Methode stellte. Der Erziehung des Willens maß er dabei besondere Bedeutung zu.<sup>67</sup>

Gemäß Jaques-Dalcroze sollte der innere Rhythmus des Menschen gefördert werden, indem er den metrischen Wert der Noten und die Rhythmik des Musikwerkes in körperliche Aktion umsetzte.<sup>68</sup> An diesem Punkt, der rationalen Steuerung der Bewegungsabläufe und damit der Anknüpfung am Willen setzte Bodes Kritik an seinem ehemaligen Lehrer an. Wie deutlich wurde, betrachtete dieser den Takt der Musik als primäres Regulativ für die rhythmische Körperbewegung.<sup>69</sup> Bode ging hingegen von einem ursprünglichen und damit vorrangigen Bewegungsrhythmus aus. Rhythmus bedeutete ihm ein ursächlich leibliches und unteilbares Phänomen, Takt aber verstandesmäßige Zerlegung des Lebendigen.<sup>70</sup> Auch an Jaques-Dalcroze ergeht von Seiten der lebensphilosophischen Ausdrucksgymnastik schließlich der Vorwurf, es handle sich bei seinem Schulungskonzept nicht um eine rhythmische, sondern um eine metrische Gymnastik, da sie gegen die Einheit des Körpers und dessen Bewegung gerichtet sei.<sup>71</sup> Die Wiederherstellung jenes ursprünglichen Bewegungsrhythmus war das wesentliche Ziel von Bodes Ausdrucksgymnastik. *Schwungübungen* und *Entspannungsübungen* dienten dabei der Behebung von Bewegungshemmungen und Muskelverkrampfungen. Dazu musste

<sup>63</sup> Vgl. Comas Rubi/Motilla-Salas/Sureda-Garcia 2014.

<sup>64</sup> Vgl. Schmidt-Maritz 1918/1919.

<sup>65</sup> Vgl. Brandstetter 2005.

<sup>66</sup> Zit. n. Nitschke 2003, S. 93.

<sup>67</sup> Vgl. Jaques-Dalcroze 1920/1965.

<sup>68</sup> Vgl. Wobbe 1992.

<sup>69</sup> Vgl. Baxmann 2000; Huschka 2000.

<sup>70</sup> Vgl. Bode 1923.

<sup>71</sup> Vgl. ebd.



jede Übung die Körpermuskulatur *als Ganzes* erfassen. Zentralangriffspunkt bildete dabei der *Schwerpunkt* des Körpers.<sup>72</sup>



Abb. 3 Bode, Ausdrucksgymnastik

Anthropologisch-psychologisch existierten für Bode „zwei Mächte“ im Menschen, „die ursprüngliche rhythmisch schwingende oder kreisende Triebgewalt und ein zügelndes, zielstrebendes Wollen“.<sup>73</sup> Zwar gestand er der Gymnastik andernorts zu, „eine Äußerung des Willens, eine zweckvolle, bewusste Tätigkeit“ zu sein.<sup>74</sup> Dennoch setzte seine Konzeption, wie ebenfalls deutlich geworden ist, nicht bei der Schulung und Kontrolle des Willensimpulses als

<sup>72</sup> Vgl. Bode 1922.

<sup>73</sup> Bode 1923/1966, S. 101.

<sup>74</sup> Bode 1923, S. 10.

Bewegungsauslöser an. Nicht Willensakte sind für ihn Träger des Rhythmischen, sondern das, was zwischen den metrischen, durch den Willen vollzogenen Einschnitten liegt, nämlich die *ursprüngliche* körperliche Bewegung.<sup>75</sup> Von dieser rhythmuspsychologischen Warte aus mussten die stetige Übung von Körperbewegungen – bis hin zur Automatisierung – und die genaue Kontrolle und Aufzeichnung der Fortschritte der SchülerInnen, wie von Jacques-Dalcroze praktiziert, als „Disziplinierung“ erscheinen. Disziplinierung, so Bode, sei aber eine Aufgabe des Geistes und des Willens und stehe in vollkommenem Widerspruch zum vital-rhythmischen Prinzip.<sup>76</sup>

## 5. Schluss

Industrialisierung und Technisierung der Lebens- und Arbeitswelt sowie die ihnen zugrundeliegenden Wissensbestände und Forschungspraktiken veränderten und verändern die Wahrnehmung des Körpers maßgeblich. Besonders produktiv im Hinblick auf dessen Neukodierung zeigten sich im ausgehenden 19. Jahrhundert die Physik, Physiologie und Psychophysiologie. Vor allem nach dem Krieg gerieten sich die Psychologen mehr und mehr als Sachwalter des Wissens vom menschlichen Subjekt. Gleichzeitig traten, wie sich anhand der Entwicklungen in jener jungen wissenschaftlich-akademischen Fachdisziplin deutlich aufzeigen lässt, holistisch-lebensphilosophisch geprägte Weltanschauungen in Konkurrenz zum positivistischen, analytisch-naturwissenschaftlichen Paradigma und lösten dieses zunehmend ab.<sup>77</sup> Von Beginn an kam es zu einem engen Wissens- und Techniktransfer zwischen Bereichen wie Ökonomie und Arbeit, Medizin und Sport sowie Kunst und Pädagogik. Bedeutsam war hierbei das Aufkommen der bewegten Bilder. Indem die neuen Bewegungsaufzeichnungsmethoden das Labor verließen, beeinflussten sie den Blick auf den Körper auf breitenwirksame Weise und steigerten dessen Wirkung als Bedeutungsträger. Andererseits wurde etwa das Tanznotationssystem,<sup>78</sup> mit dem Laban die Expressivität von Bewegungen festhielt, ähnlich wie die Bewegungsschrift des französischen Theaterpädagogen François Delsarte zur Normierung und Homogenisierung von Bewe-

---

<sup>75</sup> Vgl. Bode 1922.

<sup>76</sup> Vgl. Bode 1923. Bei den entsprechenden elementarisierenden Übungen handelte es sich allerdings lediglich um Trainings- und Sensibilisierungsstufen einer ganzheitlichen rhythmisch-tänzerischen Pädagogik (vgl. Brandstetter 2013).

<sup>77</sup> Vgl. Rinn 2005.

<sup>78</sup> Mittels „Kinetographie“, so die Bezeichnung seiner Tanzschrift, gelang es Laban unter Einbezug des Zeitfaktors Kraft und Richtung der einzelnen Bewegungen im Ausdruckstanz zu notieren (vgl. Brandstetter 2013).

gungsabläufen im Dienst der Produktionssteigerung in Fabriken angewendet.<sup>79</sup>

Die Präsenz einer körperbezogenen Maschinensemantik und -allegorik im gelehrten und alltäglichen zeitdiagnostischen Diskurs zu Beginn des 20. Jahrhunderts steht für die selbstverständliche Verfügbarkeit des Paradigmas des „human motor“. Aus den analysierten Texten des Psychotechnikers Fritz Giese und des Marxisten Siegfried Kracauer spricht Faszination sowie eine – allerdings theoretisch unterschiedlich fundierte – Affirmation gegenüber der technischen und ästhetischen Moderne. Kracauers Polemik gegen die rhythmische Gymnastikbewegung mit ihrem monistisch-vitalistischen Körperverständnis enthält zugleich den Hinweis auf einen konzeptuellen und normativen Wandel in Bezug auf die Körper- und Bewegungswahrnehmung. Ohne in sich homogen gewesen zu sein, diente die Orientierung an einem metaphysischen Rhythmusbegriff, insbesondere in der Gegenübersetzung zum künstlichen Metrum, den unterschiedlichen Schulen als Referenz der gegenseitigen Abgrenzung. Lebensphilosophisch ausgelegt handelte es sich um einen Fundamentalgegensatz mit der Kapazität für eine umfassende Deutung von Mensch, Welt und Kosmos.

Die kulturkritische Sicht auf die Erscheinungen der Moderne bildete ein gemeinsames Moment der rhythmus- und ausdrucks-gymnastischen bzw. -tänzerischen Konzeptionen von Rudolf von Laban und Mary Wigman über Jaques-Dalcroze bis hin zu Bode. Arrhythmie erschien als primäres Gebrechen des zivilisationskranken Menschen, der maschinenmäßige Takt als dessen Inbegriff. Der Blick auf unterschiedliche Schulen und ihre gegenseitige, oftmals polemische Demarkation öffnet den Blick aber auch auf Differenzen innerhalb der expressiv-rhythmischen Gymnastikbewegung. Im radikalen Sinn zur „Lebensanschauung“ avancierte der Rhythmus in lebensphilosophischen Konzeptionen. Im Gegensatz zum Irrationalismus bzw. Antirationalismus dieser Richtung trachteten andere Auffassungen durchaus nach einer exakt-wissenschaftlichen Orientierung. Dies zeigt sich bei Jaques-Dalcroze, der bestrebt war, seine Methode sinnesphysiologisch und psychologisch zu fundieren. Auf andere Weise gilt dies auch für den ursprünglich zum Architekten ausgebildeten Laban als einen der bekanntesten Schulgrün-

---

<sup>79</sup> Vgl. Baxmann 2000. Interessant und neu ist der Zusammenhang, den Hoof (2015) zwischen den Arbeiten von Frank und Lilian Gilbreth (vgl. Kap. 2.2) und der Auffassung Maria Montessoris vom arbeitenden Individuum herstellt. Das nachweisliche Interesse an der Montessori-Pädagogik und die „frappierende Ähnlichkeit“ beider Bewegungsmodelle lege den Schluss nahe, dass sich beide „zumindest von Montessori inspirieren ließen“ (S. 246). Tatsächlich maß Montessori (1997) der Bewegung für das Lernen und die Entwicklung des Kindes einen hohen Stellenwert zu.

der. Zwar durchaus offen gegenüber lebensphilosophischen Anschauungen,<sup>80</sup> galt ihm der Tanz nicht lediglich als authentischer Ausdruck innerer Gemütsbewegungen, denen es nachzuspüren gilt. Vielmehr erkannte er gerade in der räumlich-körperlichen Analyse eine Möglichkeit, zu einem adäquaten Ausdruck zu gelangen. Tanz und Denken, Bewegung und Ratio bilden bei ihm eine Einheit.<sup>81</sup>

Unübersehbar kam es im pädagogischen und ästhetischen Körper-Bewegungs-Diskurs der Weimarer Republik im lebensphilosophischen Deutungszusammenhang zu einer Abwertung des Willens.<sup>82</sup> Der Wille als Bewegungsregulator wurde dabei assoziiert mit Takt, Disziplin, Körperkontrolle und sportlicher Höchstleistung, mitunter der westlichen zivilisatorischen Moderne schlechthin. Diese kritische Sichtweise ging einher mit einer gesteigerten Aufmerksamkeit, die dem Willen nach dem Krieg u.a. als psychologischer Forschungsgegenstand entgegengebracht wurde. Gerade im Zusammenhang mit der Messung von Leistung und der Erklärung individueller Unterschiede, sei dies im Kontext von Arbeit oder schulischem Lernen, wurde das bisherige, im Labor gewonnene Wissen als ungenügend betrachtet. Konjunktur hatten in diesem Zusammenhang dem wissenschaftlichen Holismus verpflichtete Konzepte wie Erleben, Charakter und Persönlichkeit, wobei ein überaus großes Interesse an der (objektiven) Erfassung der Individualität bestand, die wiederum in eine Vorliebe für Typenbildungen mündete. Einen bedeutenden willensphilosophischen Bezugspunkt bot die Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche. Dessen Unterscheidung zwischen einem apollinischen und einem dionysischen Prinzip der Kunstentwicklung<sup>83</sup> stellte

<sup>80</sup> Zur philosophischen Orientierung Labans an Nietzsche, Klages und Henri Bergson vgl. Brandstetter 2013; Thora 1992. Der Gruppentanz („Bewegungschor“, v.a. auch als Laien-Chor) steht im Zentrum von Labans choreografischem Schaffen der 20er Jahre und kann innerhalb der damaligen Tanzbewegung als repräsentativ für die Verkörperung des Dionysischen im Sinn des Aufgehens des Individuums im Massenkörper betrachtet werden.

<sup>81</sup> Vgl. Maar 2006.

<sup>82</sup> Diese negative Bewertung von Größen wie Wille und Geist bildete eine gewisse Barriere hinsichtlich der Rezeption von Klages Lebensphilosophie durch die nationalsozialistische Elite (vgl. Schneider 2001).

<sup>83</sup> Vgl. Nietzsche 1872/1972. In Bezug auf die Relevanz von Nietzsche und dessen Wagner-Kritik für den Rhythmusdiskurs um 1900 vgl. Hinrichsen 2005. Bereits Ernst Bloch (1973) hatte auf den Einfluss Nietzsches und dessen Fassung des Dionysischen auf die „Tanzzeit“ (S. 462) der Jahrhundertwende verwiesen (zit. n. Brandstetter 2013, S. 112). Apollon repräsentiert für Nietzsche eine Ästhetik des Maßes und des Traumes (vorrangig in den bildnerischen Künsten präsent), während Dionysos das Rauschhafte (v.a. in der Musik, insbesondere im Chor) verkörpert. Nietzsche knüpft mit dem Gegensatzpaar Apollinisch/Dionysisch an Schopenhauers (1819/1986) Gegenüberstellung von „Vorstellung“ und „Welt an Sich“ an. Letztere bestimmt sich als „Wille“, erstere als Verstand. Das dionysische Prinzip als rauschhafte Erfahrung bot den Bezugspunkte für eine (lebensphilosophische) Körper- und Bewegungsästhetik, die auf „Depersonalisierung“, „gesteigerte Vitalität und [die] Erfahrung einer

ein Assoziationsgeflecht zur Verfügung, das den Bedarf an dualistischen Theoriemodellen in unterschiedlichen Disziplinen bediente und als solches auch einen deutlichen Niederschlag im lebensphilosophischen (u.a. über Ludwig Klages) und -reformerischen sowie kunsttheoretischen und damit auch im Körperdiskurs fand.

Das Interesse der wissenschaftlichen Psychologie am Willen kann dabei als eine Reaktion auf die im ausgehenden 19. Jahrhundert aufgekommene naturwissenschaftliche Psychologie mit ihren experimentellen, an der Psychophysiologie orientierten Verfahren betrachtet werden.<sup>84</sup> Diese hatte maßgeblich zur Deutung des Menschen, des Körpers und seiner Bewegung als Maschine beigetragen. Neue Schulen wie die Ganzheits-, Gestalt- oder die geisteswissenschaftliche Strukturpsychologie (z.B. Eduard Spranger) kritisierten den kausalanalytischen, atomisierenden Zugang zur „Seele“ und die Vernachlässigung von emotionalen und motivationalen Größen. Dieser wissenschaftliche Paradigmenwechsel kann ca. ab 1925 selbst unter Vertretern der Psychotechnik nachvollzogen werden.<sup>85</sup> Fritz Giese, der an der „Körperkultur“ gerade ihren Nutzen zur Übung des Willens schätzte,<sup>86</sup> ließe sich für diese Entwicklung und insbesondere den Versuch, die divergierenden Tendenzen in Einklang zu bringen, als hervorragendes Beispiel anführen.<sup>87</sup>

Einen neuen Kurs hatte auch das Denken Siegfried Kracauers in jenem Zeitraum angenommen. Die kritische Faszination massenornamentaler Erscheinungen schlug zunehmend in Resignation um. Vermochte der Körperdiskurs Unterschiede der wissenschaftlichen Sozialisation ebenso wie politische Differenzen zwischen Kracauer und Giese in der frühen Weimarer Zeit noch zu verwischen bzw. zu synthetisieren, war dies spätestens nach 1930 nicht mehr der Fall. Während in Kracauers Texten der Zusammenhang zwischen Rationalisierung und Totalitarismus, dem modernen Revuetanz und der Tendenz zur Aufhebung der Rationalität des aufgeklärten Subjekts zunehmend in den Vordergrund trat,<sup>88</sup> sollte Giese die Machtergreifung der Nationalsozialisten begrüßen.

---

transpersonalen Einheit“ zwischen Mensch und Natur hinzielte (von Reibnitz 2000, S. 250). Zur Bedeutung der Nietzsche-Rezeption im Ausdruckstanz vgl. auch Oberzaucher-Schüller (1992) und Brandstetter (2013). Zur Auseinandersetzung Klages mit Nietzsches vgl. Lebovic (2013).

<sup>84</sup> Vgl. Rinn 2005.

<sup>85</sup> Diese Entwicklung trat 1929 auch in der Umbenennung der seit 1904 existierenden „Gesellschaft für experimentelle Psychologie“ in „Deutsche Gesellschaft für Psychologie“ zutage.

<sup>86</sup> Vgl. Giese 1927.

<sup>87</sup> Vgl. hierzu einige Jahre vor seinem frühen Tod (1935) erschienene Werke wie „Bildungs-ideale im Maschinenzeitalter“ (1931), Philosophie der Arbeit (1932).

<sup>88</sup> Vgl. Witte 1975; Hansen 2013; Jonsson 2013.

## Quellen und Literatur

### Quellen

- Bloch, Ernst (1973): *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 1. Frankfurt a.M.
- Bode, Rudolf (21922): *Ausdrucksgymnastik. Mit hundertfünfzig Übungen und sechzehn Bildtafeln*. München.
- Bode, Rudolf (1923): *Rhythmus und Körpererziehung. Fünf Abhandlungen*. Jena.
- Bode, Rudolf (1923/1966): *Vom Wesen der Ausdrucksgymnastik*. In: Röthig, Peter (Hg.): *Beiträge zur Theorie und Lehre vom Rhythmus*. Schorndorf bei Stuttgart, S. 100-107.
- Bücher, Karl (1909): *Arbeit und Rhythmus*. Leipzig/Berlin.
- Duchamp, Marcel (1992): *Der kreative Akt. Aus dem Franz. von Serge Stauffer*. Hamburg.
- Giese, Fritz (1925): *Girlkultur. Vergleich zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl*. München.
- Giese, Fritz (1927): *Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung*. München.
- Giese, Fritz (1931): *Bildungsideale im Maschinenzeitalter*. Halle.
- Giese, Fritz (1932): *Philosophie der Arbeit*. Halle.
- Graeser, Wolfgang (1927): *Körpersinn. Gymnastik, Tanz, Sport*. München.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (2010): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt a.M.
- Jaques-Dalcroze, Emile (1920/1965): *Le rythme, la musique et l'éducation*. Lausanne.
- Klages, Ludwig (1921): *Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft*. Leipzig.
- Klages, Ludwig (1934): *Vom Wesen des Rhythmus*. Sylt. (Überarbeitete Version der Ausgabe von 1923).
- Klages, Ludwig (1929-1932/1981): *Der Geist als Widersacher der Seele*. 3 Bde. Bonn.
- Kracauer, Siegfried (1926/1963): *Kult der Zerstreuung*. In: Ders.: *Das Ornament der Masse. Essays*. Frankfurt a.M., S. 311-317.
- Kracauer, Siegfried (1927/1963): *Das Ornament der Masse*. In: Ders.: *Das Ornament der Masse. Essays*. Frankfurt a.M., S. 50-63.
- Kracauer, Siegfried (1930/1971): *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland*. Frankfurt a.M.
- Mauss, Marcel (1975): *Die Techniken des Körpers*. In: Ders., *Soziologie und Anthropologie II*. München/Wien, S. 199-217.
- Meumann, Ernst (21920): *Abriss der experimentellen Pädagogik*. Leipzig.
- Montessori, Maria (1997): *Grundlagen der Montessori-Pädagogik [=Grundlagen meiner Pädagogik]*. In: *Grundgedanken der Montessori-Pädagogik*. Aus Maria Montessoris Schrifttum und Wirkkreis zusammengestellt von Paul Oswald und Günter Schulz-Benesch. Freiburg i. B., S. 25-45.
- Mosso, Angelo (1891). *La Fatica*. Milano.
- Mosso, Angelo (1904): *Les exercices physiques et le développement intellectuel*. Paris.
- Münsterberg, Hugo (1912/1997): *Psychologie und Wirtschaftsleben*. Neu hrsg. und eingeleitet von Walter Bungard und Helmut E. Lück. Weinheim.

- Nietzsche, Friedrich (1872/1972): Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Kritische Gesamtausgabe Abt. 3, Bd. 1, Berlin.
- Schopenhauer, Arthur (1819/1986): Die Welt als Wille und Vorstellung. Sämtliche Werke, Bd. 2. Frankfurt a.M.
- Simmel, Georg (1903): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Petermann, Theodor (Hg.): Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Dresden, S. 185-206.
- Taylor, Frederic Winslow (1903): Shop Management. In: American Society of Mechanical Engineers Transactions 24, S. 1337-1456.
- Taylor, Frederic Winslow (1911): The Principles of Scientific Management. New York/London.
- Tönnies, Ferdinand (1887): Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen. Leipzig.
- Tramm, Karl A. (1921): Psychotechnik und Taylor-System. Berlin.

## Literatur

- Baxmann, Inge (2000): Mythos: Gemeinschaft. Körper- und Tanzkulturen in der Moderne, München.
- Baxmann, Inge (2009): Arbeit und Rhythmus. Die Moderne und der Traum von der glücklichen Arbeit. In: Dies./Göschel, Sebastian/Gruss, Melanie/Lauf, Vera (Hg.): Arbeit und Rhythmus. Lebensformen im Wandel. München, S. 15-35.
- Berner, Esther (2018): Takt vs. Rhythmus. Die Erziehung des Körpers zwischen Technisierung und Technikkritik. In: Body Politics 6, H. 9, S. 123-146.
- Brandstetter, Gabriele (2005): Rhythmus als Lebensanschauung. Zum Bewegungsdiskurs um 1900. In: Brüstle, Christa/Ghattas, Nadia/Risi, Clemens/Schouten, Sabine (Hg.): Aus dem Takt. Rhythmus in Kunst, Kultur und Natur, Bielefeld, S. 33-44.
- Brandstetter, Gabriele (2013): Tanz-Lektüren. Körperbilder und Raumfiguren der Avantgarde. Freiburg i. B./Berlin/Wien.
- Comas Rubi, Francesca/Motilla-Salas, Xavier/Sureda-Garcia, Bernat (2014): Pedagogical Innovation and Music Education in Spain: Introducing the Dalcroze Method in Catalonia. In: Paedagogica Historica 50, S. 320-337.
- Cowan, Michael/Sicks, Kai Marcel (2005): Technik, Krieg und Medien. Zur Imagination von Idealkörpern in den zwanziger Jahren. In: Cowan, Michael/Sicks, Kai Marcel (Hg.): Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918-1933. Bielefeld, S. 13-29.
- Dogramaci, Burcu (2005): Mode-Körper. Zur Inszenierung von Weiblichkeit in Modegrafik und -fotografie in der Weimarer Republik. In: Cowan, Michael/Sicks, Kai Marcel (Hg.): Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918-1933. Bielefeld, S. 119-135.
- Hansen, Miriam (2013): A Self-Representation of the Masses. Siegfried Kracauer's Curious Americanism. In: Canning, Kathleen/Barndt, Kerstin/McGuire Kristin (Hg.): Weimar Publics/Weimar Subjects. Rethinking the Political Culture of Germany in the 1920s. New York/Oxford, S. 257-278.
- Herf, Jeffrey (1984): Reactionary Modernism. Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich. Cambridge/New York/Melbourne.

- Hinrichsen, Hans-Joachim (2005): Musikalische Rhythmustheorien um 1900. In: Naumann, Barbara (Hg.): *Rhythmus. Spuren eines Wechselspiels in Künsten und Wissenschaften*. Würzburg, S. 141-156.
- Hoof, Florian (2015): *Engel der Effizienz. Eine Mediengeschichte der Unternehmensberatung*. Konstanz.
- Huschka, Sabine (2000): *Merce Cunningham und der Moderne Tanz. Körperkonzepte, Choreographie und Tanzästhetik*. Würzburg.
- Jonsson, Stefan (2013): Neither Masses nor Individuals. Representations of the Collective in Interwar German Culture. In: Canning, Kathleen/Barndt, Kerstin/McGuire Kristin (Hg.): *Weimar Publics/Weimar Subjects. Rethinking the Political Culture of Germany in the 1920s*. New York/Oxford, S. 279-301.
- Killen, Andreas (2007): Weimar Psychotechnics between Americanism and Fascism. In: *Osiris* 22, S. 48-71.
- Lebovic, Nitzan (2013): *The Philosophy of Life and Death. Ludwig Klages and the Rise of a Nazi Biopolitics*. New York.
- Maar, Kirsten (2006): Zum Konzept der Kinesphäre bei Rudolf Laban, Richard Buckminster Fuller und William Forsythe. In: *Transversale* 2. URL: [http://www.transversale.org/beitrag/download/jb2\\_maar.pdf](http://www.transversale.org/beitrag/download/jb2_maar.pdf) (letzter Zugriff: 10.01.2018)
- Mackenzie, Michael (2005): The Athlete as Machine: A Figure of Modernity in Weimar Germany. In: Cowan, Michael/Sicks, Kai Marcel (Hg.): *Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918-1933*. Bielefeld, S. 48-62.
- McCormick, Richard W. (2001): *Gender and Sexuality in Weimar Modernity. Film, Literature, and "New Objectivity"*. New York.
- Nitschke, Thomas (2003): *Die Gartenstadt Hellerau als pädagogische Provinz*. Dresden.
- Nitschke, Thomas (2007): Die Gartenstadt Hellerau: weltoffene "pädagogische Provinz" und Gründungsort für völkisch gesinnte Bildungsinstitute". In: Ciupke, Paul/Heuer, Klaus/Jelich, Franz-Josef/Ulbricht, Justus H. (Hg.): "Die Erziehung zum deutschen Menschen" – Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik. Essen, S. 217-242.
- Nitschke, Thomas (2009): *Geschichte der Gartenstadt Hellerau*. Dresden.
- Oberzaucher-Schüller, Gunhild (Hg.) (1992): *Ausdruckstanz. Eine mitteleuropäische Bewegung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wilhelmshaven.
- Peters, Klaus (1992): Einführung. In: Oberzaucher-Schüller, Gunhild (Hg.): *Ausdruckstanz. Eine mitteleuropäische Bewegung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wilhelmshaven, S. 1-14.
- Rabinbach, Anson (1992): *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*. Berkeley/Los Angeles.
- Rabinbach, Anson (1998): Ermüdung, Energie und der menschliche Motor. In: Sarasin, Philipp/Tanner, Jakob (Hg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M., S. 286-312.
- Reibnitz, Barbara von (2000): Apollinisch – dionysisch. In: *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 1. Stuttgart, S. 246-254.
- Ringer, Fritz K. (1983): *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1930*. Stuttgart.
- Rinn, Gregor (2005): Der Kampf um das Subjekt. Politische Mobilisierung der deutschsprachigen Universitätspsychologie zwischen 1918 und 1933. In: Hardtwig,



- Wolfgang (Hg.): Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918-1939. Göttingen, S. 343-374.
- Salgaro, Massimo/Vangi, Michele (2016): Der Mythos Rhythmus. In: Salgaro, Massimo/Vangi, Michele (Hg.): Mythos Rhythmus. Wissenschaft, Kunst und Literatur um 1900. Stuttgart, S. 3-26.
- Schmidt-Maritz, Frieda (1918-1919): Die musikalische Erziehungsmethode Jaques-Dalcroze. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung 23, S. 35-38.
- Schneider, Tobias (2001): Ideologische Grabenkämpfe. Der Philosoph Ludwig Klages und der Nationalsozialismus 1933-1938. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 49, S. 275-294.
- Thora, Klaus (1992): Der Einfluss der Lebensphilosophie Rudolf von Labans auf das tänzerische Weltbild. In: Oberzaucher-Schüller, Gunhild (Hg.): Ausdruckstanz. Eine mitteleuropäische Bewegung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wilhelmshaven, S. 154-160.
- Vatin, François (1998): Arbeit und Ermüdung. Entstehung und Scheitern der Psychophysiologie der Arbeit. In: Sarasin, Philipp/Tanner, Jakob (Hg.): Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M., S. 347-368.
- Volkening, Heide (2005): Körperarbeiten. Das Working Girl als literarische Figur. In: Cowan, Michael/Sicks, Kai Marcel (Hg.): Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918-1933. Bielefeld, S. 136-151.
- Witte, Karsten (1975): Introduction to Siegfried Kracauer's "The Mass Ornament". In: New German Critique 5, S. 59-66.
- Wobbe, Eva (1992): Die Gymnastik. Entwicklung der Bewegung bis zur Rhythmischen Gymnastik und deren Einfluss auf den Ausdruckstanz. In: Oberzaucher-Schüller, Gunhild (Hg.): Ausdruckstanz. Eine mitteleuropäische Bewegung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wilhelmshaven, S. 25-33.

## Abbildungsverzeichnis

1. Ergograph. Anonymous. n. d. The Chicago Laboratory Supply and Scale Co.: Partial List of Physiological and Psychological Apparatus. Reprint from our 1901 Catalogue. Chicago (Collection Rand B. Evans). Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur (I:IMSK), Universität Regensburg / Max Planck Institute for the History of Science, Berlin / Fakultät Medien, Bauhaus-Universität Weimar. [http://vlp.uni-regensburg.de/technology/search?-max=10&-op\\_img.exportcaption=all&img.exportcaption=Mosso&-skip=30](http://vlp.uni-regensburg.de/technology/search?-max=10&-op_img.exportcaption=all&img.exportcaption=Mosso&-skip=30) (zuletzt abgerufen: 18.05.2018)
2. Marcel Duchamp: Nu descendant un escalier no. 2, 1912, Öl auf Leinwand, 146 x 89 cm, Philadelphia Museum of Modern Art, Philadelphia.
3. Bode, Rudolf (21922): Ausdrucksgymnastik. Mit hundertfünfzig Übungen und sechzehn Bildtafeln. München.

**Prof. Dr. Esther Berner**

Professur für Erziehungswissenschaft,  
insbesondere Ideen- und Diskursge-  
schichte

Fakultät für Geistes- und Sozialwis-  
sensschaften

Helmut-Schmidt-Universität – Univer-  
sität der Bundeswehr Hamburg

Holstenhofweg 85

22043 Hamburg

bernere@hsu-hh.de

Esther Berner/Julia Kurig

## **„Und sie bewegt sich doch!“ Ein Essay zum Stand der Historischen Bildungsforschung**

„Was sich bewegt, hält besser“ (Jean Tinguely, 1966)

In regelmäßigen Abständen sieht sich die Historische Bildungsforschung dazu aufgefordert, über ihr Tun in inhaltlicher, theoretischer und methodischer Hinsicht Rechenschaft abzulegen. Den Hintergrund bildet die latente Frage nach ihrer Existenzberechtigung als Subdisziplin innerhalb der Erziehungswissenschaft sowie in Abgrenzung zur Geschichtswissenschaft. Geht man dem Begründungszusammenhang der geisteswissenschaftlichen Pädagogik folgend von der Spezifik dieses Faches aufgrund eines genuinen, sich in der Historie objektivierenden Gegenstandsbereiches aus, so lässt sich eine eigenständige Geschichte der Pädagogik ebenso wie z.B. die traditionelle Rechtsgeschichte oder Staatgeschichte mühelos fundieren. Vor diesem Hintergrund wird die Bedeutung verständlich, die der Geschichte pädagogischer Denker und Institutionen in der Lehrerbildung seit dem 19. Jahrhundert zukam. Den Kontext bildete bekanntlich die Laisierung von Schule und Lehrberuf, welcher die erzieherische und mitunter gesinnungsbildende Funktion der Geschichte der Pädagogik akzentuierte. Ging es um die Herausbildung und Vermittlung eines eigenen Professionsverständnisses, nahmen die 'großen' Pädagogen der Vergangenheit eine wichtige Rolle ein. Diese Problematik gilt inzwischen als überwunden, und in der Regel werden die Jahrzehnte ab den 1970er Jahren geradezu als Erfolgsgeschichte einer zunehmend an Standards wissenschaftlicher Qualität orientierten und akademisch anerkannten pädagogischen Historiographie apostrophiert. Dennoch gab es v.a. um die Jahrtausendwende immer wieder Stimmen, die diese Entwicklung – wenn sie denn so stattgefunden hat – mit einem fortschreitenden Konturschwund pädagogischer Historiographie in Zusammenhang brachten und um den Preis des Verlustes einer im engeren Sinn gegenstandskonformen und fachkonstitutiven Theoretisierung teuer bezahlt sahen. Dieses Narrativ, so das Ergebnis unserer Recherchen, wurde erst jüngst abgelöst durch Deutungen, die diese und ähnliche Problembeobachtungen zwar nicht grundsätzlich negieren, diesen

jedoch mit deutlich weniger Pessimismus und Identitätsängsten begegnen. Eine Konstante bildet dabei immerhin die kritische Berufung auf ein „ungelöstes Spannungsverhältnis“ zwischen Fachhistorie und Historischer Bildungsforschung.

Werfen wir einige Schlaglichter auf die Selbstthematisierung der Historischen Bildungsforschung in den vergangenen zwei Jahrzehnten, bevor das Interesse den Forschungstrends der jüngeren Vergangenheit<sup>1</sup> sowie möglichen, für die Profilierung der Fachdisziplin zukunftssträchtigen Themen gilt.

## Reflexion der Selbstreflexion

Auch wenn die Bewertung der Entwicklungen, wie erwähnt, variiert, so herrscht bezüglich der Trends der vergangenen ein bis zwei Jahrzehnte doch große Einigkeit. So wird der Historischen Bildungsforschung in jüngeren Einschätzungen attestiert, innovative Trends aus der Sozial- und Kulturgeschichte aufgenommen, ein methodisches Bewusstsein entwickelt, neue Quellengattungen für sich erschlossen und in steigendem Maß Drittmittel eingeworben zu haben. Produktivität wie Ausdifferenzierung haben seit den 1990er Jahren stetig zugenommen. Was in den 90er Jahren teilweise beklagt wurde, nämlich, dass im Zuge der historisch-wissenschaftlichen Profilierung aus der bildungshistorischen Forschung Historiographie geworden sei, scheint heute in weiten Kreisen akzeptiert. Die Einwände von damals richteten sich auf den Verlust einer eigenständigen, problemspezifischen Theoretisierung und damit auch auf eine Einbuße der Orientierungsfunktion der Geschichtsschreibung gegenüber der pädagogischen Praxis. Eine solche Theorie im Singular hätte – so eine Argumentation – das Phänomen der Erziehung selbst systematisch zu begreifen und einen Ansatz zu liefern für eine genuin erziehungswissenschaftliche Analyse. Obwohl praxeologisch und nicht ontologisch begründet, lässt sich dieses Votum, zugespitzt, im Sinne einer Wiederkehr der Rückbesinnung auf Erziehung und Bildung als ureigene „Wirklichkeit“ (z.B. H. Nohl) verstehen, deren Erfassung „einheimische Begriffe“ (J. F. Herbart) voraussetzt. Konkret: Statt lediglich die Rolle abhängiger Variablen, z.B. von Politik und Ökonomie, zu spielen, beruhe der Phänomenbereich der Pädagogik, darunter z.B. die öffentliche Erziehung, auf Ordnungen mit einer eigenen Logik, die, so ließe sich die Kritik weiterführen, einem struktur- bzw. sozialgeschichtlichen Zugang verschlossen bleiben.

---

<sup>1</sup> Diese Recherche basiert schwerpunktmäßig auf einer Analyse der letzten zehn Jahrgänge der Fachzeitschriften und -publikationen *Paedagogica Historica*, *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*, *International Journal for the History of Education* und der Zeitschrift für Pädagogik.

Die Crux eines solchen wesentlich problemgeschichtlichen Zugangs liegt in der Tatsache, dass er quasi einen Standpunkt außerhalb der Geschichte voraussetzt, der es dem Forscher bzw. der Forscherin erlauben würde, die Identität einer Reihe übergeschichtlicher Probleme zu identifizieren und diese im Wandel ihrer Lösungsversuche zu beurteilen. Dass es einen solchen Standort nicht gibt, ist ein Gemeinplatz der klassischen Hermeneutik. Obiger Einwand gegen eine Vormacht der Sozialgeschichte – die damals ihren Höhepunkt erreicht hatte – ebenso wie die Nennung des Generationenbegriffs (vgl. die damalige Debatte um den drohenden Bedeutungsverlust der Generationendifferenz als gegenstandserschließendes Konstitutivum) als erkenntnisleitende Kategorie historisch-systematischer Analyse verweisen auf die 90er Jahre als historischen Ort der Kritik. Dass die Beschäftigung mit dem Generationenverhältnis im Rahmen erziehungswissenschaftlichen Denkens eine historisch verbürgte Kontinuität hat, steht außer Frage. Doch blickt man auf die unterschiedlichen Theoretisierungen beispielsweise bei Schleiermacher, Dewey oder Mollenhauer, v.a. aber auf die je unterschiedliche pragmatische Intentionalität, die sich in den genannten Fällen an die Auseinandersetzung mit dem Konzept knüpfte, so erschließt sich dessen Wert für die historische Analyse (und Darstellung) nicht unmittelbar.<sup>2</sup> Die Projektion von vermeintlich festen (a priori) Leitkategorien auf die Geschichte eines disziplinären Gegenstandsbereichs ('Wirklichkeit') mag die Sicht auf diese homogenisieren und einer erleichterten Verständigung dienen. Empfiehlt man dies aber einer Wissenschaft als Krisenrezept, dann verbürgt dies allenthalben die Krisenhaftigkeit dieser Wissenschaft. Kategorien und Wirklichkeiten kommen (und gehen vielleicht auch wieder), wie das Beispiel von 'Geschlecht' zu zeigen vermag. Die Historizität des Humanen scheint selbst vor vermeintlich biologischen Fakten nicht halt zu machen.

Um beim ‚Menschlichen‘ zu bleiben: Geht es um die kritische Lagebeurteilung der Fachdisziplin, so neigt man als Betrachterin oder Betrachter dazu, dort Desiderate zu sehen, wo die eigenen Forschungsinteressen liegen, unter Umständen auch, um diese damit stark zu machen. Diskurse ebenso wie individuelle Interessen und Idiosynkrasien tragen dazu bei, dass Selbstpositionierungen so divers daherkommen wie das Forschungsfeld selbst. Um die Jahrtausendwende dominierten beispielsweise Voten für eine vermehrte Beschäftigung mit der alltäglichen Unterrichtspraxis, alternativen Unterrichtsformen oder der Lehrer-Schüler-Interaktion. Darin machte sich ein Ruf nach

---

<sup>2</sup> Ebenso bemerkenswert wie problematisch ist etwa, dass trotz Interesse am Generationenverhältnis die berufliche Bildung kaum Gegenstand der Historischen Bildungsforschung ist. Der Verdacht liegt nahe, dass jene irgendwie nicht in die „Logik“ einer Geschichte von Bildung und Erziehung passt, die um Leitkategorien wie „Schule“, „öffentliche Erziehung“ und ihr Personal kreist.

einer erneuten Rückbindung der pädagogischen Geschichtsforschung an die Kernprofessionen kenntlich. Zugleich scheint in den Plädoyers für eine Rückbesinnung auf die essentiellen, fachkonstitutiven Gegenstände ein Unbehagen an der Rezeption postmoderner Ansätze mitgeschwungen zu haben, die die identitätsstiftenden Konturen zu verwischen drohte. Der Rekurs auf essentielle Gegenstände und Kernthemen sollte die Existenzberechtigung einer Historischen *Bildungsforschung* legitimieren, was in dem Moment notwendig zu werden schien, wo diese selbst zu einer Historiographie zu verkommen drohte, in der das Pädagogische lediglich noch adverbiale Funktion einnahm und im schlimmsten Fall klein geschrieben wurde. Dinge statt Wörter, Erziehungswirklichkeit statt Selbstreferentialität – so lautete eine prominente Forderung.

Dieses Unbehagen an der Dekonstruktion fiel wohl nicht zufällig zusammen mit dem Aufkommen einer äußeren Bedrohungslage, verkörpert in Abbau-tendenzen im Zuge einer Forcierung der sozialwissenschaftlichen empirischen Bildungsforschung und Studiengangreformen im Zeichen von Bologna. Auch in der Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrern kämpften die historischen Anteile mit Akzeptanzproblemen und kam es teilweise zu institutionellen und curricularen Neustrukturierungen. So verwundert es nicht, dass in den ausgehenden 90er Jahren vermehrt an die Lehrerbildung als Hort der historisch-pädagogischen Selbstvergewisserung erinnert und daraus ein verpflichtendes Vermächtnis abgeleitet wurde. Bedarf an Lehrerinnen und Lehrer wird es wohl immer geben. Eine Orientierung an Bedürfnissen und Interessen der Lehrerverberufung als einem staatlich garantierten Adressaten- und Abnehmerkreis mag, wenn nicht zum Prestige, so doch zur Relevanz der Fachdisziplin beitragen, verschärft aber zusätzlich den vereinseitigenden Fokus auf Schule und Unterricht. Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass es sich dabei um zentrale Forschungsfelder der Erziehungswissenschaft und damit auch der Historischen Bildungsforschung handelt.

Gut zehn Jahre später und damit in jüngster Vergangenheit hat sich die Einschätzung der Tendenzen merklich zum Positiven gewendet. Dies liegt offenbar an der Betrachtungsperspektive, denn, wie gegen die nostalgisch-pessimistische Lagebeurteilung durch Jürgen Herbst von 1999 eingewendet wurde: Alles könnte immer sowohl schlechter, aber auch besser sein... Die mittelfristigen Entwicklungstendenzen hatten sich ja tatsächlich zwischenzeitlich nicht geändert. Einleitend in einen Thementeil zur Historischen Bildungsforschung der Zeitschrift für Pädagogik von 2010 ist nun die Rede von einer „Erfolgsgeschichte sondergleichen“. Zu verdanken ist der Fortschritt der Erneuerung im Bereich des Handwerks wie der Theorie. Neben einer großen Themenvielfalt, ehemals eher als Verzettlung diskreditiert, zählen dazu der Theorietransfer aus einer Vielzahl an Nachbardisziplinen, die Nut-

zung neuer Quellen sowie die Arbeit mit innovativen Methoden und Analysezugängen, und zwar unter Berücksichtigung hoher wissenschaftlicher Qualitätsstandards. Die Orientierung am Forschungsimperativ moderner Wissenschaften soll dabei zu einem merklichen Reputationsgewinn geführt haben. Etwa gleichzeitig vermerken ließ sich, dass die 'alten' schul- und unterrichtsnahen Themen an der Schnittstelle von Forschung und Praxis nicht verschwunden sind. Tatsächlich deutet auch heute nichts darauf hin, dass die Historische Bildungsforschung ihr Interesse an entsprechenden Fragestellungen verloren hätte (s.u.). Eine Fixierung auf *das* substantiell Pädagogische als Ausgangspunkt der erziehungswissenschaftlichen Theoretisierung im Singular hat jedoch – erwartungsgemäß und realistischerweise – nicht stattgefunden.

Der Befund einer institutionellen Marginalisierung, in den USA, England und anderen europäischen Ländern meist an der Präsenz in der Lehrerbildung gemessen, hält an. Infragestellungen von neueren diskursanalytischen und kulturwissenschaftlichen Zugängen als Modeerscheinungen ohne Mehrwert sind nicht gänzlich verschwunden, haben jedoch kaum noch Diskursmacht. Man kann davon ausgehen, dass die Auseinandersetzung mit neuen (transdisziplinären) Theorien und Forschungsansätzen wesentlich dazu beiträgt, dass sich das Interesse und die Faszination (an) der historischen Bildungsforschung von Generation zu Generation auf den Nachwuchs überträgt. Insofern ist auch die zuweilen vorgenommene Trennung zwischen Gegenständen, Methodenhandwerk und Theorie(-bildung) problematisch, da – ein weiterer Gemeinplatz historischer Forschung – ein enger Zusammenhang zwischen allen drei Bereichen besteht und innovative Entwicklungen in einem Bereich sich in der Regel auf die anderen beiden auswirken. Die Inspiration durch neue Theorien im Plural und der Versuch, diese fruchtbar zu machen, hält nicht nur das Interesse an traditionellen Kernthemen – dem schulischen Unterricht, Wandel und Persistenz von Bildungsinstitutionen u.ä., aber auch Personengeschichte – am Leben, sondern fördert auch neue Fragestellungen und neuartige Quellen sowie theoretische und methodische Zugänge zutage. Die Potentiale des viel beschworenen „Spannungsverhältnisses“ zwischen Geschichtswissenschaft einerseits und (sozialwissenschaftlicher) Erziehungswissenschaft andererseits, in dem sich die Historische Bildungsforschung (aber auch andere inter- bzw. transdisziplinäre wissenschaftliche Zugänge) befindet, sind zumindest in Teilen anerkannt. Somit ist die enge Verflechtung der Disziplin mit aktuellen Moden der Wissenschaftskultur wohl tatsächlich kein beklagenswertes Signum mehr, sondern zeugt eher von der Vitalität der Historischen Bildungsforschung, wie inzwischen ebenfalls bemerkt wurde. Nicht, dass die Einschätzung des eigenen Status als prekär damit ganz verschwunden wäre. Diese Stellungnahmen verlaufen aber eher vor dem Hinter-

grund pragmatisch-disziplinpolitischer denn epistemologischer Überlegungen, etwa im Hinblick auf den Umgang mit standardisierten Qualitätskriterien in der Begutachtung von Forschungsvorhaben (DFG, peer-reviewed Journals u.ä.). Vor allem scheinen die Krisen- und Abbauszenarien der vergangenen zwei Jahrzehnte nicht spurlos an den thematischen Präferenzen etablierter und junger Forscherinnen und Forscher, die immer auch Ausdruck strategischer Positionierung sind, vorbei gegangen zu sein.

## Themen und Konjunkturen

Dahingehend lassen sich die Trends bezüglich zeitlicher Präferenzen und Epochenschwerpunkte interpretieren. Es könnte durchaus sein, dass eine vermehrte Konzentration auf die jüngere Zeitgeschichte, wie sie unsere Recherchen ergeben haben, eine Reaktion auf ein wahrgenommenes Relevanzdefizit darstellt. Dies mündete bereits in Vorwürfe aus den eigenen Reihen, einem zunehmenden Präsentismus zu verfallen und Geschichte nur mehr in utilitaristischer Perspektive zu betreiben. Diese Beschreibung scheint zutreffend und unzutreffend zugleich. Zutreffend, wenn man die Abnahme von Themen aus der Vormoderne und die Zunahme von Themen aus dem 20. Jahrhundert als Präsentismus im Sinne von Gegenwartsnähe versteht; verfehlt, wenn man Präsentismus und Utilitarismus mit einer instrumentellen Formierung des historischen Bewusstseins verwechselt. Eine solche läge nur dann vor, wenn Orientierungsbedürfnisse nicht mehr in ein methodisch geregeltes Begründungsverfahren eingingen, durch forschungsmethodische Objektivität rationalisiert und kontrolliert würden. Hierfür aber sind gegenwärtig keine Anzeichen erkennbar.

Dennoch: Der Verlust an bildungshistorischer Expertise für frühere Zeiträume könnte das historische Bewusstsein einer Disziplin, deren Objektbereich in besonderer Weise Strukturen von ‚langer Dauer‘ aufweist, empfindlich verkürzen. Zu den verschwindenden Zeiträumen gehört dabei zunächst einmal die Antike. Ihre Marginalisierung mag neben der Abnahme altsprachlicher Kompetenzen in neueren Forscher- und Forscherinnenprofilen der allzu lange gepflegten bildungshistorischen Normativität der Antike im Kontext humanistischen Denkens geschuldet sein, die antiken Themen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein einen distinktiv-elitären Nimbus sicherte, welcher spätestens seit den 1960er Jahren verbraucht war. Vielversprechend wäre es heute, bildungshistorisch zentrale antike Quellen mit neueren sozial- und kulturwissenschaftlichen Theorien und Methoden neu zu lesen und zu interpretieren – ein Vorhaben, für das die Historische Bildungsforschung als theoretisch-methodologisch reflektierte Disziplin gut aufgestellt wäre und das sie keines-



falls ausschließlich den (traditionsverhafteren) Disziplinen der Alten Geschichte und der Klassischen Philologie überlassen sollte. ‚Einheimische‘ Kompetenz zu sichern gälte es auch für das Mittelalter, das zwar etwas mehr Präsenz in den bildungshistorischen Periodika hat – Beiträge zur Sozialisation der Jugend im frühmittelalterlichen Adel, zum mittelalterlichen Umgang mit geistig und körperlich beeinträchtigten Menschen oder zu Lehre und Handwerk im späten Mittelalter zeigen, welche innovative bildungs- und kulturhistorische Perspektiven man auf diese Epoche zwischen Völkerwanderung und Renaissance anwenden kann. Aber bei näherem Hinsehen entpuppt sich die Autorschaft dieser Beiträge meist als eine fachhistorische.

Bemerkenswert angesichts des gerade in den letzten Jahren zu beobachtenden interdisziplinären Booms ist auch die zunehmend marginale Präsenz der Frühen Neuzeit in der bildungshistorischen Forschung. Es gibt zwar auch in den letzten Jahren einige überzeugende kulturhistorische Studien z.B. zu Schulbüchern und Lektüren in der vormodernen Unterrichtspraxis, zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, zur Elitenbildung im 16. Jahrhundert oder zur konfessionell geprägten Alltags- und Schulhofgeschichte im 17. Jahrhundert. Aber nachdem zu Ende der 2000er Jahre noch umfangreichere Monographien zu Aspekten wie Religion und Säkularisierung, Bildungsmäzenatentum oder Unterrichtsinhalten zwischen Schulhumanismus und Frühaufklärung erschienen sind, ist es in den letzten Jahren merklich stiller geworden um die Frühe Neuzeit, was insbesondere im Kontext des Reformationsjubiläums 2017 zu bemerken war. So wird z.B. die in der Geschichts- und Literaturwissenschaft lebhaft diskutierte frühneuzeitliche Wissens- und Wissenschaftsgeschichte bildungshistorisch noch wenig beachtet. Der Befund bildungshistorischer Zurückhaltung gilt inzwischen auch für das 18. Jahrhundert, das als ‚pädagogisches Jahrhundert‘ und als Beginn der Moderne zwar lange besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, in letzter Zeit aber etwas aus dem Blick zu geraten scheint. Wie die Halleschen Beiträge zur Europäischen Aufklärung zeigen, ist die Erforschung der Kultur- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts noch lange nicht ausgereizt. Immerhin hat der Pietismus im späten 17./frühen 18. Jahrhundert als ein traditionell viel beforschtes bildungshistorisches Objekt auch in den letzten Jahren weiterhin einige Aufmerksamkeit erfahren und interessante neue Studien provoziert, etwa in Bezug auf den pietistischen Lektürekanon.

Wie sehr ‚präsentistische‘ Perspektiven und Orientierungsbedürfnisse die bildungshistorische Forschung inspirieren können, zeigen die Forschungen zum 19. und 20. Jahrhundert. So ist hier das bildungspolitische Postulat der Transnationalität durchaus aufgenommen worden. Zahlreiche Spezialstudien, u.a. zu Dänemark, der Schweiz, Italien oder Spanien, erweitern die Perspektive auf die Genese der modernen europäischen Bildungssysteme im Kontext

der Nationalstaatenbildung. Aber trotz zunehmend internationaler Vernetzung zeigt sich im Spiegel der einschlägigen, dezidiert international ausgerichteten Zeitschriften dabei zugleich, dass andere als jeweils nationalstaatliche Perspektiven die große Ausnahme bleiben. Vergleiche auf dem Niveau eines entsprechend anspruchsvollen Methodendesigns fehlen fast ganz, eine europäische Bildungsgeschichte scheint noch in ferner Zukunft zu liegen. Eine solche aber wäre unabdingbar, um die Möglichkeiten und Schwierigkeiten im Prozess der politisch gewollten Vereinheitlichung des europäischen Bildungsraums auf historisch informierterer Grundlage als bislang beurteilen und gestalten zu können. Kommt in dieser vergleichenden Perspektive vor allem der Phase der Genese der nationalen Entwicklungspfade um 1800 eine besondere Bedeutung zu, so wären transnational erweiterte Perspektiven auch in Bezug auf die Geschichte des deutschen Kaiserreichs weiterführend. Bestehende Arbeiten zur zunehmenden globalen Vernetzung dieses Zeitraums (J. Osterhammel) könnten z.B. fruchtbar gemacht werden, um die in der Historischen Bildungsforschung seit den 1960er/70er Jahren etablierte These vom ‚deutschen Sonderweg‘ des Kaiserreichs in einem größeren Rahmen noch einmal zu präzisieren und zu überprüfen. Dies allerdings stände möglicherweise konträr zur gegenwärtigen bildungshistorischen Forschungskultur, in der sich kleinräumige Untersuchungen mit einem Fokus auf kurzzeitige Entwicklungen großer Beliebtheit erfreuen. Darin darf man zwar einerseits eine begrüßenswerte Konjunktur neuer historiographischer Ansätze z.B. diskursgeschichtlicher Art sehen, die mit der Erschließung neuer Quellen einhergehen und ein sorgfältiges und z.T. aufwändiges quellengesättigtes und methodenbewusstes Vorgehen aufweisen. Aber der Verdacht gegenüber großen Würfeln und Generalthesen sollte nicht von weitreichenderen Perspektivierungen und Erklärungsansätzen dispensieren.

Breit und vielfältig sind in den letzten Jahren die bildungshistorischen Themen und Zugänge zum 20. Jahrhundert. Dabei ist es nicht die lange intensiv erforschte krisenhafte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, die in den letzten Jahren Konjunktur hatte: Während der Erste Weltkrieg zumindest zum hundertsten Jahrestag 2014 leider kaum ein Thema war, so ist auch der bereits in den 2000er Jahren erreichte gute Forschungsstand zur Weimarer Republik und zum Nationalsozialismus zuletzt vor allem ergänzt und erweitert worden. Einen großen Sprung nach vorne hat die jüngere Historische Bildungsforschung zweifellos in Bezug auf die Phase nach 1945 gemacht, die lange Zeit weit abgeschlagen hinter der fachhistorischen Erforschung der Zeitgeschichte zurücklag. Hier hat die Bildungshistorie in den letzten Jahren wichtige Beiträge zur Geschichte der sowjetischen Besatzungszone und der DDR geliefert. Mit kulturwissenschaftlichen Arbeiten zu Kindheitskonzepten in den Fibeln oder zur Sing- als Gefühlserziehung in der DDR, mit institutionenge-

schichtlichen Studien zu Oberschulen, DDR-Universitäten und Spezialheimen und mit wissenschaftshistorischen Forschungen zur Erziehungswissenschaft und pädagogischen Forschung in der DDR ist es der Historischen Bildungsforschung gelungen, das Bild einer ‚durchherrschten‘ DDR-Gesellschaft (J. Kocka/A. Lütke) zu präzisieren, zu differenzieren bzw. teilweise zu korrigieren.

Bemerkenswert sind auch die Forschungsleistungen der letzten Jahre zur frühen westdeutschen Bildungsgeschichte. Hier hat sich die Historische Bildungsforschung nun endlich von pauschalisierenden Restaurationsurteilen verabschiedet und die Besatzungszeit – z.B. im Hinblick auf die Universitätsgeschichte oder den Fremdsprachenunterricht – einer detaillierteren und differenzierten Analyse unterzogen. Hierzu gehören auch Studien zu Schulkulturen und Schülerzeitungen der 1950er Jahre, zur konfessionellen Heim-erziehung, zu den Nachwirkungen der Reformpädagogik in den deutschen Landerziehungsheimen, zum Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen oder zum Allensbacher Institut für Demoskopie. Damit gelangen Bildungspolitik, Institutionen, Akteure und pädagogisch relevante Publizistik der Bildungsgeschichte der ‚Ära Adenauer‘ in einer umfassenden, nicht mehr nur die Schattenseiten, sondern auch die Wandlungsprozesse betonenden Weise in den Blick. In dieses thematisch-zeitliche Umfeld gehört auch die Erforschung der eigenen Disziplingeschichte nach 1945, die nicht nur den Anpassungsleistungen und semantischen Transformationen der nach 1945 den akademischen Bereich weiterhin dominierenden Geisteswissenschaftlichen Pädagogik, sondern beispielsweise auch der Aufarbeitung vergessener Ansätze empirischer Bildungsforschung in der frühen Nachkriegszeit galt. Von solchen Forschungen aus kann die Bedeutung erziehungswissenschaftlichen Wissens für die Geschichte der Bundesrepublik nun genauer beurteilt werden.

Den Konjunktoren und Schwerpunkten zeithistorischer Forschung folgend ist auch die Historisierung der westdeutschen Bildungsreform-Ära in den letzten Jahren bedeutend vorangeschritten. Ob kollektivbiographische Studien zum Sozialistischen Deutschen Studentenbund oder zur frühen Frauenbewegung, Forschungen zur bildungshistorischen Signatur von ‚1968‘, zu institutionellen Reformprojekten wie der Kinderladenbewegung, den Gesamt- und Ganztags-schulen oder dem Bielefelder Oberstufen-Kolleg – Ursachen, Verlauf und Auswirkungen der Reformprozesse der 1960er und frühen 1970er Jahre können aufgrund dieser neueren Studien nun endlich jenseits der lange nachwirkenden zeitgenössischen Konfliktlinien und Kampfbegriffe in den Blick genommen werden. Spannend wird dabei insbesondere die Frage sein, welche unbeabsichtigten Folgewirkungen die Reformprojekte entfalteten, welches ambivalente Potential in den Problemlösungen der 1960er Jahre steckte,

das sich dann in verändertem Kontext in der Folge tief greifender ökonomischer und kultureller Umbrüche in den 1970er Jahren krisenhaft zu entfalten begann. Dabei gibt es bereits erste Arbeiten zum Umschlag von Reformoptimismus in Pessimismus bzw. zur viel beschworenen ‚Tendenzwende‘ (z.B. zur Debatte um die Hessischen Rahmenrichtlinien). Bislang sind dies allerdings noch pionierhafte Vorstöße in ein weitgehend unerschlossenes Terrain nach dem ‚Ende der Nachkriegszeit‘ zu Anfang der 1970er Jahre, als die Bundesrepublik in ein neues Zeitalter der Automatisierung, des Massenkonsums, der Gastarbeiter-Migration, der Massenarbeitslosigkeit und des Wertewandels eintrat. Eine besondere Herausforderung in diesem Kontext wird der Umgang mit dem immensen Bestand von bildungshistorisch relevanten sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnissen der Jahrzehnte ab 1970 sein, die es zu historisieren und kritisch auf ihre Implikationen zu überprüfen gilt. Auf die hoffentlich europäisch und international vergleichenden bzw. transnationale Verflechtungen berücksichtigenden Analysen bildungshistorischer Begleiterscheinungen und Folgen dieses „Strukturbruchs nach dem Boom“ (A. Doering-Manteuffel), für die weniger der Nationalsozialismus die kontrastierende Folie sein wird als vielmehr die heutigen, in den 1990er Jahren einsetzenden Wandlungsprozesse, darf man gespannt sein.

## **Trends, Desiderate und Anknüpfungspunkte**

Im Kontext von zugespitzten gegenwärtigen Problemlagen und Transformationsprozessen, die noch kaum verstanden sind, weil sie nicht in alte Deutungsmuster passen, erweisen sich ‚Utilitarismus‘ und ‚Präsentismus‘ in Bezug auf die Perspektiven und Fragestellungen bildungshistorischer Forschung also keineswegs als Nachteil. Und es sind zahlreiche übergreifende Fragen, die in den letzten Jahren gestellt wurden bzw. noch intensiver gestellt werden müssen, weil sie Antworten und kritisches bildungshistorisches Orientierungswissen für die Gegenwart erfordern. Sie verdichten sich in den Schlagworten ‚Internationalisierung‘, ‚Wiederkehr der Religion‘, ‚Technik‘ und ‚Ökonomisierung‘.

Zu 1) Internationalisierung: Die Herausforderungen der Internationalisierung und Globalisierung hat die Historische Bildungsforschung begonnen anzunehmen, obwohl internationale Vergleiche aufgrund der hohen Ressourcen, die solche erfordern, immer noch rar sind. Dennoch zeigt sich die besondere Stärke historischer Reflexion in den letzten Jahren darin, dass Internationalisierung in der Historischen Bildungsforschung in der Regel nicht als unbefragte Voraussetzung hingenommen, sondern als Analysegegenstand kritisch

befragt wird. Studien zeigen, dass überregionale Vernetzung und internationale Verbreitung keineswegs ausschließlich Phänomene der jüngsten Vergangenheit sind, sondern bereits Kennzeichen der vernationalen Bildungsgeschichte. Kaum ein Forscher betont nicht die Ambivalenz und historische Vielgestaltigkeit von Internationalisierungs- und Re-Nationalisierungstendenzen, das Ineinander von regionalen, vernationalen und transnationalen Prozessen innerhalb von ‚Bildungsräumen‘ – ein Begriff, der, als Produkt des die Erziehungswissenschaft in den letzten Jahren intensiv beschäftigenden ‚spatial turn‘ gerade für die Internationalisierungsforschung höchst anschlussfähig ist, weil er eine Relativierung des Konzeptes der Nation ebenso ermöglicht wie die Sensibilisierung für anders strukturierte Räume. Politische Vorgaben wie die des ‚Europäers‘, der in Institutionen, Diskursen und Praktiken im Rahmen der EU konstituiert werden soll, kann die Historische Bildungsforschung daher zum einen mit einer kritischen Historisierung, Kontextualisierung und Relativierung von Identitäten beantworten. Zum anderen leistet sie durch ihre Forschungen über Voraussetzungen und Folgen von Internationalisierungsprozessen insbesondere auf dem Gebiet der institutionalisierten Erziehung einen Beitrag dazu, geplante und ungeplante Effekte solcher Prozesse besser beurteilen zu können.

Zu 2) Religion: Die politische, kulturelle und auch wissenschaftliche „Wiederkehr der Götter“ (F. W. Graf) hat die Historische Bildungsforschung mit Beiträgen und Tagungen begleitet, die gezeigt haben, dass die Säkularisierung – als ein zentrales Element der wissenschaftlich jahrzehntelang dominanten Modernisierungstheorie – auch bildungshistorisch ein höchst komplexer und ambivalenter, mit vielfältigen gegenläufigen Tendenzen verbundener Prozess ist. Gefördert wurde in den letzten Jahren vor allem ein differenzierterer Blick auf die historische Entwicklung des Verhältnisses von Bildung und christlicher Religion, die lange als linearer Emanzipationsprozess von Religion gedeutet wurde. Ob als ästhetisierte Praxis im Neuhumanismus, als Faktor der Professionalisierung der preußischen Elementarschullehrer im 19. Jahrhundert oder als Bestandteil von Praktiken und Wissensbeständen in der Schweizerischen Lehrerausbildung im 20. Jahrhundert – Religion zeigt sich in den Forschungen der letzten Jahre als integraler Bestandteil des Modernisierungsprozesses von Bildung und Erziehung und damit als auch in der Moderne unverdrängbarer, sich jeweils zeitspezifisch transformierender bildungshistorischer Faktor. Religion verschwindet in der Moderne nicht, sondern transformiert sich modernitätsspezifisch. Beiträge z.B. zum Verhältnis von Jugendbewegung, Katholizismus und Nationalismus bei den Sudendenten oder auch zur katholischen Religion als Motor der Erneuerung im Spanien des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts zeigen, wie die christliche

Religion zentraler Bestandteil von Entwürfen einer ‚anderen Moderne‘ wurde. Was bislang allerdings noch zu wenig bearbeitet worden ist, ist die zeithistorische Geschichte von Religion und Bildung nach 1945 – eine Phase, in der man lange meinte, Religion sei als sozialer und bildungshistorischer Faktor unerheblich geworden und könne der Religionspädagogik anheimgestellt werden. Angesichts aktueller Herausforderungen besteht zudem die dringende Notwendigkeit, das Verhältnis von Religion und Bildung nicht nur konfessions- und länderübergreifend, sondern vor allem auch für den nicht-christlichen Bereich, z.B. den des Islams, zu erforschen, um einen bildungshistorischen Beitrag zu den Herausforderungen der modernen europäischen Migrationsgesellschaften zu leisten.

Zu 3) Technik: Moderne Gesellschaften und Lebenswelten sind in einer fundamentalen Weise durchdrungen von Technik, Technik ist längst Lebensform geworden. Dabei ist in den letzten Jahrzehnten eine immense Steigerung der Durchdringungspotentiale und Eingriffstiefen neuer Technologien zu verzeichnen, mit massiven Auswirkungen auf die Bearbeitungs- und Manipulationsmöglichkeiten von politischen, sozialen, psychosomatischen und materiellen Strukturen des Lebens – Stichwort Digitalisierung, Vernetzung, Biotechnologien usw. Ausgehend von Bildungsvorstellungen des autonomen Menschen hat eine sich humanistisch begreifende Erziehungswissenschaft lange dazu tendiert, das Automatische und Mechanische als das vermeintlich ganze Andere des Menschlichen – wenn sie es überhaupt als pädagogisch relevanten Faktor anerkannt hat – der Berufs- und Wirtschaftspädagogik zu überlassen. Während diese Abwehrhaltung gegenüber Technik als Bildungsinhalt bereits seit den 1960er Jahren zunehmend abgebaut worden ist, ist die fundamentale Verwobenheit von Bildung und Erziehung, von pädagogischer Anthropologie und Theoriebildung, pädagogischem Selbstverständnis und Praxiswissen mit der Entwicklung von Maschinen und technischen Artefakten in ihrer ganzen thematischen Breite erst in den letzten Jahren explizit in den Focus der Historischen Bildungsforschung gerückt. Wahrscheinlich brauchte es für diesen verspäteten Aufmerksamkeitsschub eine derart intensive und unhintergehbare Durchdringung von Gesellschaft und Technik, von technisierter Gesellschaft und vergesellschafteter Technik, wie sie heute mit der digitalisierten und systemisch vernetzten Gesellschaft erreicht ist. Aber im Hinblick auf den erreichten und ständig fortschreitenden gesellschaftlichen Stand der Technisierung steckt die bildungshistorische Forschung hier insgesamt immer noch in den Anfängen und muss in den nächsten Jahren weitergetrieben werden, und zwar nicht, um Referenzen auf eine scheinbar dem Technisierungsprozess entzogene, dem Menschen eigene Natur zu rekonstruieren, sondern um Entscheidungs- und Handlungslücken innerhalb

nur scheinbar determinierter technischer Systeme immer neu erschließen zu helfen.

Zu 4) Ökonomisierung: Die Rede von der ‚Ökonomisierung‘ hält sich in der Erziehungswissenschaft in der Regel auf hohem Abstraktionsgrad unter Verwendung universalisierender Erklärungsansätze. Die Historische Bildungsforschung kann hier historisch geleitete Empirie beisteuern. Denn die Frage, ob bzw. inwieweit pädagogische Bereiche und Denkformen in den letzten Jahrzehnten tatsächlich vermarktlacht worden sind, ob und wie sich hier das Verhältnis von Bildung und ökonomischer Rationalität verschoben hat oder ob das Verhältnis von Bildung und Ökonomie nicht immer schon ein enges war, kann nur empirisch beantwortet werden. Das Verhältnis von Bildung und Ökonomie muss daher in langfristigen und vergleichenden Perspektiven historisch rekonstruiert, verschiedene Teilprozesse der Großtheorie ‚Ökonomisierung‘ müssen unterschieden, deren tatsächlichen Abläufe, Strukturen und Funktionen detaillierter und genauer erfasst werden. Einen Beitrag leisten bis jetzt erste bildungshistorische Detailstudien, z.B. zur Frühgeschichte des international bedeutsamen Akteurs der OECD und ihres ökonomischen, durch rationalisierte Kosten-Nutzen-Kalküle geprägten Denkstils oder auch zur Entwicklung von neuen Formen der Steuerung und Regulierung des Schulsystems (Schulgovernance), die den der poststrukturalistischen Philosophie entnommenen Leitbegriff der Gouvernamentalität empirisch unterfüttern und präzisieren können. Ein wichtiges Schlüsseljahrzehnt in der Rekonstruktion zeithistorischer Ökonomisierungsprozesse werden dabei sicherlich die 1970er Jahre bilden, in denen klamme öffentliche Kassen und ein unaufhaltsamer Zustrom in die höheren Bildungseinrichtungen („Studentenberg“) ein bildungspolitisches Umsteuern forcierten, durch Inflation und Arbeitslosigkeit etablierte westliche Orientierungsmuster wie der Keynesianismus und der Konsenskapitalismus fragwürdig wurden und neoliberale Think Tanks die Tätigkeit des Staates radikal in Frage stellen konnten.

Nicht auf neue und mitunter in rasantem Tempo fahrende Züge aufzuspringen, würde eine inhaltlich wie theoretisch und methodisch verhängnisvolle Selbstbeschränkung bedeuten und käme mitunter dem Stillstand nahe. Dass Geschichte zur Orientierung beitragen kann, ist nicht ausgeschlossen, aber auch nicht ihr einziger Zweck und dies funktioniert erst recht nicht ohne gleichzeitige Distanznahme. Denn wie, wenn nicht aus der Vergangenheit, können wir überhaupt lernen? Etwa, dass zwischen dem, was notwendig ist, und dem, was das kontingente Ergebnis unserer eigenen Formen des sozialen Zusammenlebens ist, unterschieden werden muss? (Q. Skinner)

**Anschriften der Autorinnen**

Prof. Dr. Esther Berner  
Professur für Erziehungswissenschaft, insbesondere  
Ideen- und Diskursgeschichte  
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften  
Helmut-Schmidt-Universität - Universität der Bundeswehr Hamburg  
Holstenhofweg 85  
22043 Hamburg  
bernere@hsu-hh.de

Dr. Julia Kurig  
Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg  
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften  
Historische Bildungsforschung  
Holstenhofweg 85  
22043 Hamburg  
E-Mail: kurig@hsu-hh.de



# Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 2018

## Aus dem Inhalt

### **Schwerpunkt – Generationen- und Geschlechterverhältnisse in der Kritik: 1968 Revisited**

Redaktion: Meike Sophia Baader, Rita Casale

Sylvia Kesper-Biermann: Zwischen Sex-Revolte und ‚Beziehungskram‘. Geschlechterverhältnisse in Comics der 1968er Generation

Toni Tholen: Die Zweideutigkeit der Toterklärung des Autors. Männlichkeitsreflexive Überlegungen zu einem wirkmächtigen kulturellen Diskurs um 1968

Laura Iamurri: Geschlechter- und Generationenverhältnisse in der Kunstwelt: Carla Lonzi, Selbstbildnis und die neuen Praktiken der Kunstkritik

Catrin Dingler: Wir spucken auf die Genossen. Die italienische Feministin Carla Lonzi im Berliner Merve Verlag

Simonetta Polenghi: The Protests of '68 in the Marianum women's residence at the Catholic University of Milan

Karla Verlinden: „Lebt sexuell frei, probiert Euch aus!“

– Botschaften der ‚68er\_innen‘ an die jüngeren Generationen. Ergebnisse einer narrativen Interviewstudie zum Themenkomplex Sexualität.

Christoph Sturm: Zur Aufarbeitung der Vergangenheit durch die 68er-Generation.

Hans-Rüdiger Müller, Sylvia Jäde und Christoph Kairies: Familiäre Freiheitsräume. Zur intergenerationalen Transformation der „Verhandlungsfamilie“ seit den siebziger Jahren

Michael Corsten: Die 68er – The Last Generation?

## **Quellen**

Quellen aus den Jahren 1970 (Monika Seifert) und 2009 (Anna Negri): Die Kinder von 1968.

978-3-7815-2248-0



9 783781 522480

**ISSN 0946-3879**

Jahrbuch für Historische Bildungsforschung